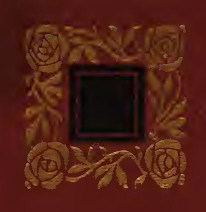
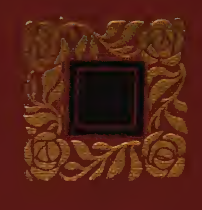
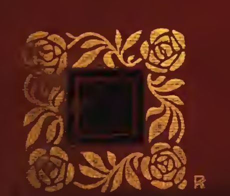



Die Wunder des Antichrist

von

Selma Lagerlöf







LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY





Die Wunder des Antichrist

Von Selma Lagerlöf erschienen im Verlage von Albert Langen:

Jerusalem I (In Dalarne) Roman 4. Auflage

Jerusalem II (Im heiligen Land) Roman 3. Auflage

Eine Herrenhofsage Roman 2. Auflage

Die Königinnen von Kungahälla Novellen 2. Auflage

Gösta Berling Roman

Christuslegenden

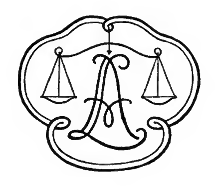
Herrn Arnes Schatz Erzählung

Selma Lagerlöf

Die Wunder des Antichrist

Roman

Deutsch von **Pauline Klaiber**



Albert Langen
Verlag für Litteratur und Kunst
München 1905

Druck von Hesse & Becker, Leipzig.

Einleitung

„Aber wenn der Antichrist kommt, wird er Christus in allen Dingen ganz gleich scheinen."

I

Das Gesicht des Kaisers

Zu der Zeit, da Augustus Kaiser war in Rom und Herodes König in Jerusalem, da geschah es, daß sich eine große heilige Nacht auf die Erde herabsenkte. Es war die dunkelste Nacht, die man je gesehen hatte, man hätte glauben können, die ganze Erde sei in ein Gewölbe versunken. Es war unmöglich, Wasser und Land zu unterscheiden, und man konnte sich auf dem vertrautesten Wege nicht zurechtfinden. Und es konnte auch gar nicht anders sein, denn vom Himmel kam nicht ein einziger Lichtstrahl. Alle Sterne waren zu Hause geblieben, und der freundliche Mond hatte sein Antlitz abgewandt.

Und ebenso tief wie das Dunkel war auch die Stille und das Schweigen. Die Flüsse hatten Halt gemacht in ihrem Lauf, kein Lufthauch rührte sich, selbst die Blätter der Espe hatten aufgehört zu beben. Wäre man ans Meer gegangen, dann hätte man entdeckt, daß die Wellen nicht mehr gegen den Strand schlugen, und wäre man in die Wüste gegangen, so hätte der Sand unter den Tritten des Wanderers nicht mehr geknirscht. Alles war wie versteinert und unbeweglich, um die heilige Nacht nicht zu stören. Das Gras durfte nicht wachsen, der Nebel konnte sich nicht herabsenken, die Blumen wagten nicht ihren Duft auszuatmen.

1*

In jener Nacht ging kein Raubtier auf Beute aus, es stach keine Schlange, es bellte kein Hund. Und was noch herrlicher war, keines der leblosen Dinge hätte die Heiligkeit der Nacht dadurch stören mögen, daß es sich zu einer bösen Tat hätte benützen lassen. Kein Dietrich hätte ein Schloß geöffnet, kein Messer wäre imstande gewesen, Blut zu vergießen.

Und gerade in der Nacht zog in Rom eine kleine Schar Menschen vom Kaiserschloß auf dem Palatin herab und nahm ihren Weg über das Forum hinauf zum Kapitol. An dem soeben verflossenen Tage hatten nämlich die Ratsherren den Kaiser gefragt, ob er etwas dagegen habe, wenn sie ihm auf Roms heiligem Berg einen Tempel errichten würden. Aber Augustus hatte nicht sogleich seine Einwilligung gegeben, denn er war nicht sicher, ob es den Göttern angenehm wäre, wenn er einen Tempel neben dem ihrigen erhielte, und er hatte geantwortet, daß er zuerst seinem Genius ein nächtliches Opfer bringen wolle, um den Willen der Götter in dieser Sache zu erforschen. Und nun eben wollte er in Begleitung einiger Vertrauten dieses Opfer darbringen.

Augustus ließ sich in einer Sänfte tragen, denn er war schon alt, und die vielen Stufen, die zum Kapitol führten, fielen ihm beschwerlich. Er hielt den Käfig mit den Tauben, die geopfert werden sollten, selbst in der Hand. Keine Priester, keine Ratsherren noch Soldaten begleiteten ihn, nur allein seine nächsten Freunde. Fackelträger schritten voran, wie um einen Weg in die Tiefe des nächtlichen Dunkels zu bahnen, und hinter ihm folgten Sklaven, die den dreifüßigen Altar, das Opfergewand, die Messer, das heilige Feuer und alle andern Geräte trugen, die zum Opfer nötig waren.

Unterwegs plauderte der Kaiser munter mit seinen Vertrauten, und deshalb fiel keinem von ihnen die un=

endliche Ruhe und Stille der Nacht auf. Erst als sie ganz oben auf dem Kapitol den leeren Platz erreicht hatten, der für den neuen Tempel ins Auge gefaßt worden war, wurde es ihnen offenbar, daß etwas Ungewöhnliches vor sich ging.

Dies konnte keine Nacht sein wie alle andern Nächte, denn oben am Felsenrand sahen sie eine wunderbare Erscheinung. Sie glaubten zuerst, es sei ein alter verwachsener Olivenstamm, dann aber meinten sie, ein uraltes Steinbild aus dem Jupitertempel sei an den Felsen herausgewandert. Schließlich jedoch schien es ihnen, als könne es nichts andres sein als die alte Sibylle.

Etwas so Altes, so Verwittertes und so Riesenhaftes hatten sie noch nie gesehen. Dieses alte Weib war fürchterlich. Wenn der Kaiser nicht dagewesen wäre, hätten sie sich alle nach Hause in ihre Betten geflüchtet.

„Das ist sie," flüsterten sie einander zu, „sie, die so viele Jahre zählt, als es Sandkörner am Strande ihrer Heimat gibt. Warum ist sie denn gerade heute nacht aus ihrer Höhle herausgekommen? Was will sie dem Kaiser und dem Reich verkündigen? Sie, die ihre Prophezeiungen auf die Blätter der Bäume schreibt und weiß, daß der Wind das Orakelwort zu dem hinführt, für den es bestimmt ist?"

Sie waren so erschreckt, daß sie sicher mit vorgeneigter Stirn auf die Knie gesunken wären, wenn die Sibylle nur eine einzige Bewegung gemacht hätte. Aber sie verhielt sich so ruhig, als sei sie ohne Leben. Sie saß zusammengekauert auf dem äußersten Felsenrand und spähte, indem sie die Augen mit der Hand beschattete, in die Nacht hinaus. Es sah aus, als sei sie an den Felsenrand getreten, um etwas, das sich in weiter Ferne zutrug, besser sehen zu können. Sie konnte also etwas sehen, in einer solchen Nacht!

Plötzlich wurden sich der Kaiser und sein Gefolge bewußt, welch tiefe Finsternis herrschte. Niemand konnte auch nur eine Handbreit vor Augen sehen. Und welche Stille, welches Schweigen! Nicht einmal das dumpfe Rauschen des Tibers konnten sie hören. Aber die Luft war erstickend, kalter Schweiß trat ihnen auf die Stirn, und ihre Hände waren starr und kraftlos. Sie fühlten, daß etwas Furchtbares bevorstehen mußte.

Aber keiner der Männer wollte zeigen, daß er sich fürchtete, sondern alle sagten zum Kaiser, das sei ein gutes Omen; die ganze Natur halte den Atem an, um seinen Genius zu begrüßen.

Die Wahrheit aber war, daß die alte Sibylle von einer Erscheinung ganz hingenommen war und nicht einmal wußte, daß der Kaiser Augustus aufs Kapitol gekommen war. Sie war im Geist in ein fernes Land entrückt, und es war ihr, als wandere sie dort über eine große Ebene hin. In der Dunkelheit stieß sie beständig mit dem Fuß an etwas, das ihr kleine Erdhaufen zu sein schienen. Sie bückte sich und tastete mit der Hand danach. Nein, es waren keine Erdhaufen, sondern Schafe. Sie wandelte zwischen vielen schlafenden Schafen hin.

Nun bemerkte sie auch das Feuer der Hirten. Es brannte mitten auf dem Felde, und sie tastete sich bis zu ihm hin. Die Hirten lagen am Feuer und schliefen; neben ihnen lagen die langen, spitzigen Stäbe, mit denen sie die Herden gegen wilde Tiere zu verteidigen pflegten. Aber die kleinen Tiere dort mit den funkelnden Augen und den buschigen Schwänzen, die sich zum Feuer hinschlichen, waren das nicht Schakale? Und doch warfen die Hirten nicht die Stäbe nach ihnen, die Hunde schliefen weiter, die Schafe flohen nicht, und die wilden Tiere legten sich neben den Menschen zur Ruhe nieder.

Dies sah die Sibylle; aber sie wußte nichts von dem,

was hinter ihr auf dem Berge vorging. Sie wußte nicht, daß man da einen Altar errichtete, Kohlen anzündete, das Räucherwerk darauf streute, und daß der Kaiser die eine der beiden Tauben aus dem Käfig nahm, um sie zu opfern. Aber seine Hände waren so leblos, daß er sie nicht festhalten konnte. Mit einem einzigen Flügelschlage machte sich die Taube frei und verschwand im Dunkel der Nacht.

Als dies geschah, sahen die Hofleute mißtrauisch nach der alten Sibylle hin. Sie dachten, sie sei schuld an dem Unglück.

Sie wußten ja nicht, daß die Sibylle noch an dem Kohlenfeuer der Hirten zu stehen meinte und daß sie einem leisen Tone lauschte, der durch die Totenstille der Nacht drang. Sie lauschte ihm lange, ehe sie erkannte, daß er nicht von der Erde herauf, sondern aus den Wolken herabkam. Aber schließlich erhob sie den Kopf, und da sah sie lichte, schimmernde Gestalten droben aus dem Dunkel hervorgleiten. Es waren kleine Engelscharen, die holdselig sangen und gleichsam suchend über der weiten Ebene hin- und herflogen.

Während die Sibylle gerade diesem Engelgesang lauschte, bereitete sich der Kaiser zu einem neuen Opfer. Er wusch seine Hände, reinigte den Altar und ließ sich die zweite Taube geben. Aber obgleich er sich nun aufs äußerste anstrengte, sie festzuhalten, entglitt der weiche Körper doch seiner Hand, und der Vogel flog davon in die undurchdringliche Nacht.

Da entsetzte sich der Kaiser. Er stürzte vor dem leeren Altar auf die Knie und flehte zu seinem Genius. Er betete um Kraft, um das Unglück, das diese Nacht zu verkündigen schien, abwenden zu können.

Auch davon hatte die Sibylle nichts gehört. Sie lauschte mit ganzer Seele auf den Engelgesang, der immer

lauter ertönte. Schließlich wurde er so mächtig, daß die Hirten erwachten. Sie richteten sich auf den Ellbogen auf und sahen, daß sich da droben im Dunkel leuchtende Scharen silberweißer Engel in langen flatternden Reihen, Zugvögeln gleich bewegten. Einige hatten Lauten und Violinen in den Händen, andre Harfen und Zithern, und ihr Gesang klang so fröhlich wie Kinderlachen und so sorglos wie Lerchengezwitscher. Als die Hirten den Gesang hörten, standen sie auf, um nach der Stadt auf dem Berge zu gehen, wo sie zu Hause waren, und von dem Wunder zu erzählen.

Sie stiegen mühsam einen schmalen Zickzackweg hinan, und die alte Sibylle sah ihnen nach. Plötzlich wurde es licht dort droben auf dem Berge. Gerade über ihm leuchtete ein großer klarer Stern auf, und die Stadt auf dem Gipfel strahlte in dem Sternenschein wie Silber. Alle die umherirrenden Engelscharen eilten mit Jubelrufen dorthin, und die Hirten beschleunigten ihre Schritte, so daß sie fast rannten. Als sie die Stadt erreichten, fanden sie, daß die Engel sich über einem niedrigen Stall in der Nähe des Stadttores versammelt hatten. Es war ein ärmliches Gebäude mit einem Strohdach und dem kahlen Felsen als Rückwand. Gerade darüber stand der Stern, und hier scharten sich immer noch mehr Engel zusammen. Einige von ihnen setzten sich auf das Strohdach oder ließen sich auf der steilen Bergwand hinter dem Hause nieder, andre hielten sich mit flatternden Schwingen schwebend darüber.

In demselben Augenblick, wo der Stern über der Stadt auf dem Berge aufflammte, erwachte die ganze Natur, und die Männer, die auf der Höhe des Kapitols standen, nahmen es unwillkürlich auch wahr. Sie fühlten frische, aber sanfte Winde durch den Weltraum ziehen, holde Düfte stiegen ringsum empor, die Bäume rauschten,

der Tiber begann zu brausen, die Sterne strahlten, und der Mond stand plötzlich hoch am Himmel und erhellte die Erde. Aus den Wolken aber kamen die beiden Tauben herniedergeflattert und ließen sich auf den Schultern des Kaisers nieder.

Als dieses Wunder geschah, richtete sich Augustus in stolzer Freude hoch auf; aber seine Freunde und Sklaven stürzten auf die Knie nieder. „Ave Cäsar!" riefen sie. „Dein Genius hat dir geantwortet! Du bist der Gott, der auf der Höhe des Kapitols angebetet werden soll!"

Und die entzückten Männer jubelten diese Huldigung dem Kaiser so laut zu, daß die Sibylle sie hörte. Und dies erweckte sie aus ihrem Schauen. Sie stand auf, verließ den Felsenrand, und wie eine dunkle Wolke, die, einem tiefen Abgrund entstiegen, über den Berggipfel herwogt, trat sie unter die Männer. Sie sah fürchterlich aus durch ihr Alter; struppiges Haar hing ihr in dünnen Strähnen um den Kopf, die Gelenke hatten sich verdickt, und die unzähligen Runzeln der dunkel gewordenen Haut bedeckten den Körper wie eine harte Rinde.

Aber gewaltig und ehrfurchtgebietend schritt sie auf den Kaiser zu. Mit der einen Hand erfaßte sie ihn am Handgelenk, mit der andern deutete sie nach dem fernen Osten.

„Sieh!" gebot sie ihm. Und der Kaiser hob seine Augen auf und sah. Der Weltenraum öffnete sich vor seinen Blicken, und er konnte bis in das ferne Morgenland hineinschauen. Und er sah einen ärmlichen Stall unter einer steilen Felswand und in der offenen Tür einige kniende Hirten. Im Stalle selbst sah er eine junge Mutter, die vor einem kleinen Kinde kniete, das in einer Krippe auf dem Boden lag.

Und die großen, knochigen Finger der Sibylle deuteten auf dies arme Kind.

„Ave Cäsar!“ sagte die Sibylle mit einem Hohnlachen. „Das ist der Gott, der auf der Höhe des Kapitols angebetet werden soll.“

Da wich Augustus vor ihr zurück wie vor einer Wahnsinnigen.

Aber über die Sibylle kam der mächtige Sehergeist. Ihre trüben Augen begannen zu leuchten; sie streckte die Arme zum Himmel empor, ihre Stimme verwandelte sich, so daß es war, als sei es gar nicht mehr ihre eigene; denn sie bekam einen solchen Klang und eine solche Kraft, daß man sie auf der ganzen Welt hätte hören können. Und sie sprach die Worte, die sie da droben zwischen den Sternen gelesen zu haben schien:

„Auf der Höhe des Kapitols wird man beten zum Welterneuerer, Christ oder Antichrist, doch nimmer zu sterblichen Menschen!“

Als sie dies gesagt hatte, schritt sie durch die Reihen der entsetzten Männer, stieg langsam den Berg hinab und verschwand.

Augustus aber ließ am nächsten Tage dem Volk strenge verbieten, ihm auf dem Kapitol einen Tempel zu errichten. Statt dessen erbaute er dort ein Heiligtum für das neugeborene Götterkind und nannte es „Altar des Himmels“, Aracoeli.

II

Roms heiliges Kind

Auf der Höhe des Kapitols erhob sich ein Kloster, das von Franziskanermönchen bewohnt war. Aber man würde es kaum für ein Kloster gehalten haben, viel eher für eine Festung. Es war wie ein Wartturm am Meeres-

strande, von dem man nach herannahenden Feinden ausschaut und umherspäht.

Neben dem Kloster stand die prächtige Kirche Santa Maria von Aracoeli. Die Kirche war erbaut worden zur Erinnerung daran, daß die Sibylle den Kaiser Augustus einst von hier aus Christus hatte erschauen lassen. Das Kloster aber war gebaut worden, weil man fürchtete, die Prophezeiung der Sibylle könne in Erfüllung gehen und der Antichrist auf dem Kapitol angebetet werden.

Und die Mönche von Aracoeli fühlten sich als Krieger. Wenn sie in die Kirche gingen, um zu singen und zu beten, war es ihnen, als wanderten sie auf Festungswällen umher und als ließen sie große Mengen von Pfeilen über den anstürmenden Antichrist hinabregnen.

Sie lebten beständig in dem Gedanken an den Antichrist, und all ihr Gottesdienst war ein fortgesetzter Kampf, ihn vom Kapitol fernzuhalten.

Sie zogen die Kapuzen über die Stirne herein, daß sie ihnen die Augen beschatteten, und spähten so unablässig in die Welt hinaus. Ihre Blicke bekamen etwas Fieberhaftes von all dem Ausschauen, und stets glaubten sie den Antichrist zu entdecken. „Er ist da! Er ist da!" riefen sie; sie sprangen auf in ihren braunen Kutten und erhoben sich zum Streit wie Krähen, die auf einer Felsenspitze versammelt sind und plötzlich einen Adler erblicken.

Einige der Mönche aber sagten: „Was nützen Gebete und Bußübungen? Die Sibylle hat gesagt, der Antichrist müsse kommen."

Doch die andern entgegneten: „Gott kann ein Wunder tun. Wenn das Kämpfen nichts nützen würde, hätte er uns nicht durch die Sibylle warnen lassen."

Jahr für Jahr verteidigten die Franziskaner das Kapitol durch Bußübungen und Werke der Barmherzigkeit und durch die Verkündigung des Wortes Gottes.

Sie schützten es ein Jahrhundert ums andre, aber je länger es dauerte, desto kraftloser und schwächer wurden die Menschen. Die Mönche sagten untereinander: „Bald kann das Reich dieser Welt nicht mehr bestehen. Es müßte ein Welterneuerer kommen wie zur Zeit des Augustus."

Und sie rauften ihr Haar und geißelten sich, denn sie wußten, daß dieser Erneuerer der Antichrist sein würde, und daß es eine Wiedergeburt von Macht und Gewalt werden mußte.

Gerade wie Kranke von ihrem Leiden verfolgt werden, so wurden die Mönche von dem Gedanken an den Antichrist verfolgt. Sie sahen ihn vor sich: Er war ebenso reich wie Christus arm gewesen war, ebenso böse wie Christus gut und ebenso geehrt wie Christus erniedrigt gewesen war.

Er führte starke Waffen und kam an der Spitze blutbefleckter Übeltäter daher. Er zerstörte die Kirchen, mordete die Priester und bewaffnete die Menschen zum Kampf, daß Bruder gegen Bruder kämpfte, daß der eine sich vor dem andern fürchtete und sich niemand eines ungestörten Friedens erfreute.

Und jedem Träger von Macht und Gewalt, der im Strom der Zeit auftauchte, schallte vom Wartturm auf dem Kapitol der Ruf entgegen: „Antichrist! Antichrist!"

Und so oft einer von ihnen verschwand und unterging, riefen die Mönche: „Hosianna!" und sangen: „Te Deum!" Und sie sagten: „Um unsrer Gebete willen fallen die Bösen, ehe sie imstande sind, das Kapitol zu besteigen."

Es war aber ein hartes Strafgericht für das schöne Kloster, daß dessen Mönche nie Ruhe finden konnten. Ihre Nächte waren noch schwerer als ihre Tage. Da sahen sie wilde Tiere in die Zellen hereindringen und sich neben

ihnen auf die Pritschen ausstrecken. Und jedes wilde Tier war der Antichrist. Die einen sahen ihn als Drachen, andre als Greif und noch andre als eine Sphinx. Wenn die Mönche nach solchen Träumen aufstanden, waren sie so matt wie nach einer schweren Krankheit.

Der einzige Trost, den diese armen Mönche hatten, war das wundertätige Christusbild, das in der Kirche Aracoeli aufbewahrt wurde. Wenn ein Mönch vor Angst am Rande der Verzweiflung angekommen war, ging er in die Kirche, um bei ihm Trost zu finden. Er durchschritt dann die ganze Kirche und ging in eine wohlverschlossene Kapelle neben dem Hochaltar. Da zündete er geweihte Wachskerzen an und sprach ein Gebet, ehe er den Altarschrein öffnete, der ein doppeltes Schloß und eiserne Türen hatte. Und er lag auf den Knien, so lange er das Christuskind betrachtete.

Dieses stellte ein kleines Wickelkind dar, hatte aber eine goldene Krone auf dem Kopf, goldene Schuhe an den Füßen, und das ganze Kind strahlte von all dem Schmuck, den ihm die Notleidenden, die es um seine Hilfe anflehten, geschenkt hatten. Und die Wände der Kapelle waren über und über mit Tafeln bedeckt, die anzeigten, wie es aus Feuersgefahr und Wassersnot errettet, wie es Kranke geheilt und Unglücklichen der mannigfaltigsten Art geholfen hatte. Wenn der Mönch dies Kind sah, jubelte er und sagte zu sich selbst: „Gott sei gepriesen! Noch immer wird auf dem Kapitol Christus verehrt."

Der Mönch sah, wie ihm das Antlitz des Bildwerks mit mystisch bewußter Macht entgegenlächelte, und sogleich schwang sich sein Geist empor zu den heiligen Regionen der Zuversicht. „Was könnte dich stürzen, du Gewaltiger?" sagte er. „Was könnte dich stürzen? Vor dir beugt die ewige Stadt ihr Knie. Du bist Roms heiliges Kind. Du bist der Gekrönte, den das Volk anbetet. Du bist der

Mächtige, der mit Hilfe, Kraft und Trost kommt. Du allein sollst auf der Höhe des Kapitols angebetet werden."

Der Mönch sah, wie die Krone des Bildes sich in einen Glorienschein verwandelte, der seine Strahlen über die ganze Welt aussandte. Und nach welcher Seite er auch der Richtung der Strahlen folgte, überall auf der Erde sah er Kirchen, in denen Christus angebetet wurde. Es war, als habe ein mächtiger Herrscher ihm alle die Burgen und Festen gezeigt, die sein Reich verteidigten.

„Sicherlich kannst du nicht fallen," sagte der Mönch. „Dein Reich muß bestehen."

Und der Mönch, der das Bildwerk sah, genoß einige Stunden der Ruhe und des Friedens, bis ihn die Furcht von neuem ergriff. Hätten die Mönche das Bildwerk nicht besessen, ihre Seelen hätten nicht einen einzigen Augenblick Ruhe gefunden.

So hatten Aracoelis Mönche sich unter Gebet und Kämpfen durch die Zeiten hindurch gerungen, und es hatte dem Christuskind niemals an Wächtern gefehlt. Sobald einer seiner Angst erlegen war, hatten andre sich beeilt, seinen Platz einzunehmen.

Und obgleich die meisten, die in dieses Kloster gingen, im Wahnsinn endigten oder eines frühzeitigen Todes starben, hatte die Zahl der Mönche doch nie abgenommen; denn es wurde als eine große Ehre vor Gott betrachtet, auf Aracoeli zu kämpfen. So kam es, daß dieser Kampf vor sechzig Jahren noch im vollen Gange war, und um der Schwäche der Zeit willen kämpften die Mönche mit größerem Eifer als je und erwarteten den Antichrist so sicher wie noch nie.

Um jene Zeit kam eine reiche englische Dame nach Rom. Sie ging hinauf nach Aracoeli und besah das Christusbild. Und das Bild gefiel ihr so ungemein, daß sie meinte, nicht weiterleben zu können, wenn es nicht ihr

Eigentum würde. Wieder und immer wieder ging sie hinauf nach Aracoeli, um das Bild anzusehen, und zuletzt bat sie die Mönche, ihr das Bild zu verkaufen.

Aber wenn sie auch den ganzen Mosaikboden in der großen Kirche mit Goldstücken ausgelegt hätte, die Mönche hätten ihr das Bild, das ihr einziger Trost war, doch nicht verkauft.

Aber die Engländerin war so über alle Maßen von dem Bilde hingenommen, daß sie außer ihm weder Freude noch Friede fand. Und da sie auf keine andre Weise ihr Ziel erreichen konnte, beschloß sie, das Bild zu stehlen. Sie dachte nicht an die Sünde, die sie damit beging, sie fühlte nur einen brennenden Durst und einen mächtigen Drang, lieber ihre Seele daran zu geben, als ihrem Herzen die Freude zu versagen, das Begehrte zu besitzen. Um nun ihr Ziel zu erreichen, ließ sie zuerst ein Bild machen, das dem völlig gleich war, das sich auf Aracoeli befand.

Das Bildwerk auf Aracoeli ist aus Olivenholz aus dem Garten Getsemane geschnitzt; aber die Engländerin wagte es, ein Bild aus Ulmenholz schnitzen zu lassen, das jenem vollständig ähnlich war. Das Bild auf Aracoeli ist nicht von Menschenhand bemalt. Als der Mönch, der es geschnitzt hatte, Pinsel und Farben zur Hand nahm, schlief er über der Arbeit ein, und als er erwachte, hatte das Bild Farben bekommen. Es hatte sich selbst angemalt zum Zeichen, daß Gott es liebe. Aber die Engländerin erkühnte sich, ihr Ulmenholzbild von einem irdischen Maler so anmalen zu lassen, daß es dem Heiligenbild völlig gleich war.

Für das gefälschte Bild kaufte sie nun Krone und Schuhe, aber sie waren nicht von Gold, sondern nur aus vergoldetem Eisenblech. Sie sorgte auch für den Schmuck, kaufte Ringe und Halsbänder und Uhrketten und Juwelensterne — aber es war alles nur aus Messing und

Glas — und sie kleidete das Bild so an, wie die Hilfesuchenden das rechte und richtige Christuskind angekleidet hatten.

Als das Bild fertig war, nahm sie eine Nadel und ritzte damit in die Krone die Worte: „Mein Reich ist nur von dieser Welt.“ Es war, als fürchte sie selbst, sie könnte die Bilder sonst nicht mehr voneinander unterscheiden. Es hatte den Anschein, als wolle sie damit ihr Gewissen beruhigen. „Ich habe ja kein falsches Christusbild machen wollen. Ich habe ihm ja auf die Krone geschrieben: Mein Reich ist nur von dieser Welt.“ Alsdann hüllte sie sich in einen großen Mantel, verbarg das Bild darunter und ging hinauf nach Aracoeli. Und sie bat, ihre Andacht vor dem Christusbilde verrichten zu dürfen.

Als sie nun in dem Heiligtum stand, als die Lichter angezündet und die eisernen Türen geöffnet waren und das Bild ihr entgegenleuchtete, da begann sie zu zittern und zu beben, und sie sah aus, als sei sie einer Ohnmacht nahe. Der Mönch, der sie begleitet hatte, eilte daher in die Sakristei nach Wasser, und sie blieb allein in der Kapelle. Und als er wieder zurückkehrte, hatte sie den Kirchenraub begangen. Sie hatte das heilige, wundertätige Bild weggenommen und an seine Stelle das falsche, ohnmächtige gesetzt.

Der Mönch merkte nichts von dem Tausch. Er verschloß das falsche Bild mit der eisernen Tür und dem doppelten Schloß, und die Engländerin wanderte mit dem Schatz von Aracoeli nach Hause. Sie stellte ihn in ihrem Palast auf einen Marmorsockel und war so glücklich wie noch nie in ihrem ganzen Leben. Droben in Aracoeli, wo man keine Ahnung hatte von dem Verlust, den man erlitten hatte, betete man nun das falsche Christuskind ebenso an, wie man einst das richtige angebetet hatte, und

als Weihnachten herbeikam, baute man ihm, wie es Sitte war, draußen in der Kirche eine wunderschöne Grotte. Da lag es auf Marias Schoß, strahlend wie ein Edelstein, und um ihn herum waren die Hirten und die Engel und die Weisen aus dem Morgenlande aufgestellt. Und so lange die Grotte errichtet war, kamen die Kinder aus Rom und aus der Campagna herauf; sie wurden auf eine kleine Kanzel in der Kirche Aracoeli gestellt und predigten dann von der Holdseligkeit und Lieblichkeit und Heiligkeit und Macht des kleinen Christuskindes. Die Engländerin aber lebte in großer Angst, es könnte jemand entdecken, daß sie das Christusbild von Aracoeli gestohlen hatte. Deshalb gestand sie niemand, daß das Bild, das sie hatte, das wirkliche war. „Es ist ein nachgemachtes Bild," sagte sie, „es ist zwar dem wirklichen zum Verwechseln ähnlich, aber es ist trotzdem nur eine Nachahmung."

Nun hatte aber die Engländerin ein kleines italienisches Dienstmädchen. Als dieses eines Tages durchs Zimmer ging, blieb es vor dem Bilde stehen und sprach mit ihm.

„Du armes Christuskind, das doch kein richtiges Christuskind ist," sagte sie, „wenn du nur wüßtest, wie prächtig das rechte Kind in seiner Grotte zu Aracoeli liegt, und wie dort die Maria und San Guiseppe und die Hirten vor ihm auf den Knien liegen. Und wenn du nur wüßtest, daß Kinder ihm gerade gegenüber auf einer kleinen Kanzel stehen, sich vor ihm verneigen, ihm Handküsse zuwerfen und so schön von ihm predigen, als es ihnen nur möglich ist."

Einige Tage später trat das kleine Dienstmädchen wieder vor das Bild und sprach wieder mit ihm.

„Du armes Christusbild, das gar kein Christusbild ist," sagte sie, „weißt du, daß ich heute in Aracoeli ge-

wesen bin und gesehen habe, wie das rechte Kind in der Prozession getragen wurde? Ein Thronhimmel wurde über ihm gehalten, alles Volk fiel vor ihm auf die Knie, und man sang und spielte vor ihm. Niemals wirst du bei etwas so Herrlichem dabei sein."

Und siehe da, einige Tage später kam das kleine Dienstmädchen wieder herbei und sprach mit dem Bilde.

„O du Christuskind, das kein rechtes Christuskind ist, ich sage dir, es ist viel besser für dich, daß du hier stehst. Denn das rechte Kind wird zu den Kranken gerufen und fährt zu ihnen in einer goldenen Kutsche, aber es kann ihnen nicht helfen, sondern sie sterben in Verzweiflung. Und man fängt an zu behaupten, daß das heilige Kind von Aracoeli seine Wunderkraft verloren habe, und daß Gebete und Tränen es nicht mehr rühren können. Es ist besser für dich, daß du hier stehst, als wenn du angerufen würdest und doch nicht helfen könntest."

In der darauffolgenden Nacht aber geschah ein Wunder. Gegen Mitternacht klingelte es heftig an der Klosterpforte von Aracoeli. Und als der Torhüter nicht schnell genug öffnete, begann es zu poltern. Es polterte mit einem klirrenden Ton wie von Metall, und man hörte es im ganzen Kloster. Alle Mönche fuhren gleichzeitig aus dem Schlafe auf. Alle, die von schweren Träumen geplagt gewesen waren, fuhren aus ihren Betten auf und meinten, der Antichrist sei gekommen.

Aber als man öffnete — als man öffnete! Da stand das kleine Christusbild auf der Schwelle. Sein Händchen hatte an dem Glockenzug gezogen, sein kleiner goldbeschuhter Fuß hatte sich ausgestreckt, um an die Tür zu stoßen.

Der Torwächter nahm sogleich das heilige Kind auf seine Arme. Da sah er, daß Tränen in dessen Augen standen. Ach, das arme heilige Kind war bei Nacht durch die Stadt gewandert! Was hatte es da nicht alles sehen

müssen! So viel Armut und so viel Not und so viel Laster und so viel Verbrechen! Es war schrecklich, nur daran zu denken, was es dabei gelitten haben mußte.

Der Torwächter ging sogleich zum Prior und zeigte ihm das Bild. Und sie fragten sich, wie es denn in der Nacht habe hinaus kommen können.

Aber der Prior ließ die Kirchenglocke läuten, und die Mönche zu einem Gottesdienst zusammenrufen. Und alle Mönche von Aracoeli zogen in die große dämmrige Kirche, um mit aller Feierlichkeit das Bild auf seinen Platz zurückzustellen.

Abgezehrt und von Schmerzen geplagt schritten sie in den schweren härenen Kutten zitternd nach der Kirche. Mehrere von ihnen weinten, als seien sie einer Lebensgefahr entronnen.

„Wie wäre es uns ergangen," sagten sie, „wenn uns unser einziger Trost genommen worden wäre? Ist es nicht am Ende der Antichrist, der Roms heiliges Kind aus dem schützenden Heiligtum hinausgelockt hatte?"

Als sie aber das Christusbild in den Heiligenschrein der Kapelle hineinstellen wollten, fanden sie da das falsche Bild, dessen Krone die Inschrift trug: „Mein Reich ist nur von dieser Welt".

Und als sie das Bild näher betrachteten, fanden sie diese Inschrift.

Da wandte sich der Prior an die Mönche und sagte zu ihnen:

„Brüder, wir wollen ein Te Deum singen und die Pfeiler der Kirche mit Seide umkleiden und alle Wachskerzen und alle Hängelampen anzünden und ein großes Fest feiern.

Seit das Kloster steht, ist es eine Heimat der Angst und die Stätte des Fluchs gewesen, aber um der Leiden derer willen, die hier gelebt haben, hat Gott uns jetzt Gnade erzeigt. Und nun ist alle Gefahr vorüber.

2*

Gott hat den Kampf mit Sieg gekrönt, und was ihr hier sehet, ist das Zeichen, daß der Antichrist nicht auf dem Kapitol verehrt werden wird.

Denn auf daß nicht das Wort der Sibylle unerfüllt bleibe, hat Gott dieses falsche Christusbild gesandt, das die Worte des Antichrists in seiner Krone führt, und er hat uns zu ihm beten lassen und es von uns verehren lassen, als sei es wirklich der große Wundertäter.

Aber nun können wir in Freude und in Frieden ausruhen, denn das dunkle Wort der Sibylle ist erfüllt, der Antichrist ist hier angebetet worden.

Groß ist Gott der Allmächtige, der unsre schreckliche Furcht zunichte gemacht und seinen Willen durchgeführt hat, ohne daß die Welt das Zerrbild des Menschensohnes zu schauen brauchte!

Glücklich ist Aracoeli, das Kloster, das unter dem Schutze Gottes ruht, wo man seinen Willen tut und von seiner überfließenden Gnade gesegnet wird!"

Als der Prior diese Worte gesprochen hatte, ergriff er das falsche Bild mit beiden Händen, durchschritt die Kirche und öffnete das große Hauptportal. Er trat hinaus auf die Plattform. Unter ihm lag die hohe, breite Treppe mit ihren hundertundneunzehn Marmorstufen, die vom Kapitol wie in einen Abgrund hinabführt.

Und er hob das Bild hoch über sein Haupt empor und rief laut: „Anatema, Antikristo!" und schleuderte es vom Kapitol hinab in die Welt.

III

Auf der Barrikade

Als die reiche englische Dame am nächsten Morgen erwachte, vermißte sie das Bild und fragte sich, wo sie es

suchen solle. Sie dachte, niemand anders als die Mönche von Aracoeli könnten es ihr genommen haben. Und sie ging eilig zum Kapitol, um es zu suchen und danach zu forschen. So kam sie zu der großen Marmortreppe, die zu der Kirche Aracoeli hinaufführt, und ihr Herz begann in wilder Freude zu klopfen, denn da auf der untersten Stufe lag gerade, was sie suchte. Sie riß das Bild an sich, verbarg es unter ihrem Mantel, eilte damit nach Hause und stellte es von neuem in ihrem Festsaal auf.

Als sie sich dann aber in die Betrachtung seiner Schönheit versenkte, entdeckte sie, daß die Krone eine Beule bekommen hatte. Sie nahm sie vom Bild ab, um zu sehen, wie groß der Schaden sei, und dabei fiel ihr Blick auf die Inschrift, die sie selbst hineingeritzt hatte: „Mein Reich ist nur von dieser Welt". Da wußte sie, daß dies das falsche Christusbild war, und daß das echte wieder nach Aracoeli gekommen sein mußte.

Sie verzweifelte daran, jemals wieder in den Besitz des echten Bildes zu kommen, und beschloß daher, Rom am nächsten Tage zu verlassen, denn sie wollte nicht mehr dableiben, nachdem sie das Bild nicht mehr hatte. Aber als sie abreiste, nahm sie das gefälschte Bild mit, weil es sie an das erinnerte, das sie liebte, und es begleitete sie von nun an auf allen ihren Reisen.

Sie hatte nämlich nirgends Ruhe, sondern reiste immerfort umher, und auf diese Weise wurde das Bild in der ganzen Welt umhergeführt.

Aber überall, wohin das Bild kam, schien die Macht Christi abzunehmen, ohne daß jemand so recht begriff, warum. Denn nichts sah so machtlos aus wie dies ärmliche Bildwerk aus Ulmenholz, das mit Messingringen und Glasperlen geschmückt war.

Als die reiche Engländerin, der das Bild zuerst gehört hatte, starb, fiel es als Erbschaft an eine andre

reiche Engländerin, die auch immer reiste, und von dieser an eine dritte —

Einmal, und zwar noch zur Zeit der ersten Engländerin, kam das Bild nach Paris.

Als es in die mächtige Stadt einfuhr, war dort gerade Revolution. Volkshaufen zogen wildschreiend durch die Straßen und schrien nach Brot. Sie plünderten die Läden und warfen mit Steinen nach den Palästen der Reichen. Das Militär rückte gegen sie aus; da rissen sie das Straßenpflaster auf, türmten Wagen und Hausrat darauf und bauten Barrikaden.

Als nun die reiche Engländerin in ihrem großen Wagen dahergefahren kam, stürzte sich die Volksmenge auf den Wagen, zwang die Engländerin auszusteigen und schleppte den Wagen dann nach einer der Barrikaden hin.

Als man es versuchte, ihn auf alle die tausenderlei Dinge, aus denen die Barrikaden gebaut worden waren, hinaufzuwälzen, fiel einer der großen Koffer zu Boden, der Deckel sprang auf, und mit vielem andern rollte auch das weggeworfene Christusbild heraus.

Die Leute stürzten sich darauf, um es zu plündern, aber sie sahen bald, daß der glänzende Schmuck unecht und vollständig wertlos war; da begannen sie über das Bild zu lachen und es zu verspotten.

Es ging von Hand zu Hand unter den Aufrührern, bis einer von ihnen sich vorbeugte, um die Krone zu betrachten. Da sah er die Worte, die darauf eingeritzt waren: „Mein Reich ist nur von dieser Welt“.

Der Mann las diese Inschrift ganz laut, und alle Umstehenden schrien, das kleine Bild solle ihr Feldzeichen sein. Sie stellten es oben auf die Barrikade und hißten es gleichsam als ein Banner auf.

Unter denen, die die Barrikade verteidigten, war auch ein Mann, der kein armer Arbeiter, sondern ein

Gelehrter war, der sein ganzes Leben in seinem Studierzimmer zugebracht hatte. Er kannte all die Not, von der die Menschen heimgesucht waren, und sein Herz war voller Mitleid für sie, so daß er beständig nach einem Mittel suchte, um ihr Los zu verbessern. Dreißig Jahre lang hatte er schon darüber nachgegrübelt und auch geschrieben, ohne einen Ausweg gefunden zu haben. Als er nun die Sturmglocke vernahm, folgte er ihrem Rufe und stürzte hinaus auf die Straße.

Er hatte eine Waffe ergriffen und sich den Kämpfenden angeschlossen in dem Gedanken, daß das Rätsel, das er nicht zu lösen vermocht hatte, vielleicht durch Gewalt und Macht zu lösen sei, und daß sich die Armen vielleicht ein besseres Los erkämpfen könnten.

Kämpfend stand er den ganzen Tag; die Menschen um ihn herum fielen, Blut spritzte ihm ins Gesicht, und da erschien ihm das Elend des Lebens größer und jammervoller denn je. Aber so oft der Pulverdampf sich verzog, leuchtete vor seinen Augen das kleine Bild, das bei all dem Kampfgetümmel unerschüttert hoch oben auf der Barrikade stand.

Und so oft der Mann das Bild ansah, gingen ihm die Worte durch den Kopf: Mein Reich ist nur von dieser Welt. Schließlich war es, als stünden sie vor ihm in der Luft und als tanzten sie vor seinen Augen hin und her, bald in Feuer, bald in Blut, bald in Rauch.

Er wurde ganz still. Noch hielt er das Gewehr in der Hand, aber er hörte auf zu kämpfen. Plötzlich wußte er es: das war das Wort, wonach er sein Leben lang gesucht hatte. Nun wußte er, was er den Menschen sagen sollte, siehe, das armselige Bild dort oben hatte ihm die Lösung eingegeben.

Er wollte hinausziehen in die weite Welt und verkündigen: „Euer Reich ist nur von dieser Welt.

Deshalb müßt ihr für dieses Leben sorgen und wie Brüder miteinander leben. Und ihr sollt eure Reichtümer miteinander teilen, damit keiner reich und keiner arm sei. Ihr sollt alle arbeiten, und die Erde soll allen gehören, und ihr sollt alle gleich sein.

Niemand soll hungern, niemand soll zur Üppigkeit verführt werden, und niemand soll Not leiden in seinem Alter.

Und euer Bestreben soll das Glück aller sein, denn es wartet euer kein Ersatz. Euer Reich ist nur von dieser Welt!"

Alles das zog ihm durch den Kopf, während er da auf der Barrikade stand, und als ihm der Gedanke klar geworden war, legte er die Waffe nieder und erhob sie nicht mehr zu Kampf und Blutvergießen.

Aber gleich darauf wurde die Barrikade abermals gestürmt, und nun auch genommen; die Truppen rückten siegreich vor und unterdrückten den Aufruhr, und ehe der Abend anbrach, herrschte schon Ordnung und Ruhe in der ganzen großen Stadt.

Da sandte die Engländerin einige Diener aus, um nach ihrem verlorenen Eigentum zu suchen, und sie fanden Verschiedenes, wenn auch nicht alles. Was sie auf der erstürmten Barrikade zuerst fanden, war das aus Aracoeli hinausgeworfene Bild.

Aber der Mann, der während des Kampfes durch das Bild klug geworden war, begann der Welt eine neue Lehre zu verkündigen, die Sozialismus genannt wird, aber in Wirklichkeit das Antichristentum ist.

Und diese Lehre liebt und entsagt und duldet und leidet wie das Christentum, so daß sie alle Ähnlichkeit mit diesem hat, gleichwie das falsche Christusbild von Aracoeli auch alle Ähnlichkeit mit dem echten hatte.

Und ebenso wie das falsche Christusbild sagt die neue Lehre: „Mein Reich ist nur von dieser Welt."

Und während das Bild, das die Lehre verkündigte, unbeachtet und unbekannt ist, ist es mit seiner Lehre nicht so; diese geht durch die Welt, um sie zu erlösen und umzuschaffen.

Sie verbreitet sich mit jedem Tag weiter. Sie geht hin über alle Lande; sie hat vielerlei Namen und wirkt dadurch so verführerisch, daß sie allen ihren Anhängern irdisches Glück und Genuß verspricht; deshalb zieht sie mehr Anhänger an sich, als irgend sonst etwas, seit der Zeit Christi.

Erstes Buch

„Da wird große Not herrschen."

I

Mongibello

Gegen das Ende der siebziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts lebte in Palermo ein armer Junge, namens Gaetano Alagona. Dieser Name war sein Glück! Wenn er nicht einer der alten Alagonas gewesen wäre, hätte man ihn wohl verhungern lassen. Er war ja nur ein Kind und hatte weder Geld noch Eltern. Aber nun hatten die Jesuiten von Santa Maria in Gesù ihn in die Klosterschule aufgenommen.

Eines Tages, als er gerade sehr eifrig an seinen Aufgaben lernte, kam ein Pater ins Schulzimmer herein und rief ihn heraus, weil eine Verwandte ihn zu sprechen wünsche. Was, eine Verwandte! Gaetano hatte immer gehört, daß alle seine Verwandten tot seien. Aber Pater Joseph behauptete, es sei eine leibhaftige Signora da, die mit ihm verwandt sei und ihn aus dem Kloster nehmen wolle. Es wurde immer schlimmer. Sie wollte ihn aus dem Kloster nehmen? Dazu hatte sie doch wohl kein Recht! Er sollte ja Mönch werden.

Er wollte die Signora gar nicht sehen und meinte, Pater Joseph solle ihr nur sagen, Gaetano dürfe das Kloster nicht verlassen und deshalb könne es auch nichts nützen, wenn sie ihn selbst darum bitte. Aber Pater Joseph erwiderte, daß es durchaus nicht angehe, sie abreisen zu lassen, ohne daß Gaetano sie gesehen habe; und er zog den widerwilligen Gaetano ins Sprechzimmer.

Da stand die Signora an einem Fenster. Sie hatte graues Haar, eine braune Gesichtsfarbe und schwarze Augen so rund wie Perlen. Sie hatte einen Spitzenschleier auf dem Kopf, und ihr schwarzes Kleid war fadenscheinig und schimmerte ein wenig ins grünliche, gerade wie Pater Josephs älteste Soutane. Als sie Gaetano erblickte, machte sie das Zeichen des Kreuzes.

„Gott sei gelobt, er ist ein echter Alagona!“ sagte sie und küßte ihm die Hand.

Sie sagte, es tue ihr sehr leid, daß Gaetano zwölf Jahre alt geworden sei, ohne daß jemand von seinen Angehörigen sich um ihn gekümmert habe. Aber sie habe nicht gewußt, daß von der andern Linie noch jemand am Leben sei. Wie sie es dann erfahren habe? Ja, Luca habe den Namen in einer Zeitung gelesen. Er habe in der Liste derer gestanden, die eine Prämie erhalten hätten. Es sei nun etwa ein halbes Jahr her, aber die Reise von Palermo hierher sei sehr weit. Sie habe sparen und sparen müssen, um das Reisegeld zusammenzubringen. Deshalb habe sie nicht früher kommen können. Aber herreisen und ihn sehen, das habe sie durchaus müssen. Santissima Madre, wie glücklich sie jetzt sei! Sie, Donna Elisa, sei auch eine Alagona. Ihr verstorbener Mann, der sei ein Antonelli gewesen. Es gebe übrigens noch einen Alagona, ihren Bruder. Der wohne auch in Diamante. Aber Gaetano wisse wohl gar nicht, wo Diamante liege?

Der Junge schüttelte den Kopf.

Ja, das könne sie sich schon denken, erwiderte sie und lachte.

„Diamante liegt auf dem Monte Chiaro. Weißt du, wo der Monte Chiaro liegt?"

„Nein."

Sie zog die Augenbrauen in die Höhe und machte ein sehr schelmisches Gesicht.

„Der Monte Chiaro liegt auf dem Ätna, wenn du weißt, wo der Ätna liegt."

Das klang so betrübt, als sei es allzuviel verlangt, daß Gaetano etwas vom Ätna wisse. Und sie brachen alle drei in helles Lachen aus, Donna Elisa, Pater Joseph und Gaetano.

Donna Elisa wurde ein ganz andrer Mensch, nachdem sie die beiden einmal zum Lachen gebracht hatte.

„Willst du nun kommen und Diamante und den Ätna und den Monte Chiaro sehen?" fragte sie schnell. „Den Ätna mußt du sehen. Das ist der größte Berg der Welt. Der Ätna ist ein König; die Berge rings um ihn her liegen auf den Knien vor ihm und wagen es nicht, die Augen zu seinem Gesicht zu erheben."

Dann begann sie alles mögliche vom Ätna zu erzählen. Sie glaubte gewiß, sie würde ihn damit locken.

Und Gaetano hatte auch wirklich noch niemals darüber nachgedacht, was der Ätna für ein Berg sei. Er hatte noch nie erwogen, daß er Schnee auf dem Scheitel, einen Eichenwald im Bart und Weinlaub um die Hüften trägt, und daß er bis an die Knie in Orangenhainen watet.

Und mitten aus dem Ätna kommen große, breite, schwarze Ströme herausgestürzt. Diese Ströme seien ganz merkwürdig; sie fließen dahin, ohne zu rauschen, sie bilden Wogen ohne Sturm, und die schlechtesten Schwimmer

können ohne eine Brücke hinüberkommen. Gaetano erriet, daß sie die Lava meinte. Und sie freute sich, daß er dies erraten hatte. Er hatte also einen guten Kopf. Er war ein echter Alagona.

Und wie groß der Ätna ist! Denkt euch, man braucht volle drei Tage, um herumzufahren, und drei Tage, um auf den Gipfel hinauf und wieder herunter zu reiten. Und daß es außer Diamante dort noch fünfzehn Ortschaften und vierzehn große Wälder und zweihundert kleine Berge gibt! Die Berge sind eigentlich gar nicht so klein, aber der Ätna ist so groß, daß sie neben diesem wie ein Schwarm Fliegen auf einem Kirchendach aussehen. Und daß es dort auch Höhlen gibt, in denen ein ganzes Kriegsheer Platz hat, und alte hohle Bäume, in denen eine große Schafherde bei einem Gewitter einen Unterschlupf findet! Alles, was es nur Merkwürdiges gibt, scheint sich auf dem Ätna zusammenzufinden. Es sind Flüsse da, vor denen man sich in acht nehmen muß. Ihr Wasser ist so kalt, daß man sterben muß, wenn man davon trinkt. Und es sind andre Flüsse da, die nur am Tag, und wieder andre, die nur im Winter fließen, und wieder andre, die fast beständig unter der Erde dahinströmen. Und es gibt dort auch warme Quellen und Schwefelquellen und Schlammvulkane.

Es wäre doch wirklich schade, wenn Gaetano diesen Berg, der gar so großartig sei, gar nicht zu sehen bekäme. Wie ein prächtiges Zelt hebe er sich vom Himmel ab, und er sei gerade so bunt wie ein Karussell. Gaetano müßte ihn nur morgens und abends ansehen, da sei der Berg ganz rot, und er müßte ihn bei Nacht sehen, da sei er ganz weiß. Da würde Gaetano dann schon erfahren, ob es wahr sei, daß er alle Farben annehmen, ja, daß er blau, schwarz, braun und veilchenfarbig aussehen könne. Oder ob er einen Schönheitsschleier trage

wie eine Signora. Oder daß er einem Tisch gleiche, der mit Plüschdecken überzogen sei. Oder ob er wirklich eine aus Gold gewobene Tunika und einen Mantel aus Pfauenfedern habe.

Und Gaetano werde doch gewiß auch gerne wissen wollen, wie es sich damit verhalte, daß der alte König Artus dort in einer Höhle sitzen solle. Donna Elisa versicherte, es sei die volle Wahrheit, und er wohne auch jetzt noch im Ätna, denn als der Bischof von Catania einmal über den Berg ritt, seien ihm drei Esel davon gelaufen, und der Knecht, der auf der Suche nach ihnen war, habe sie dann bei König Artus in der Höhle gefunden. Da habe der König dem Knecht befohlen, dem Bischof zu sagen, daß er, weil seine Wunden nun geheilt seien, mit den Rittern von der Tafelrunde kommen wolle, um in Sizilien alles, was in Unordnung geraten sei, wieder in Ordnung zu bringen. „Und wer Augen hat zu sehen, der weiß wohl, daß der König bis jetzt die Höhle noch nicht verlassen hat," sagte Donna Elisa.

Gaetano wollte sich nicht von ihr verlocken lassen, aber er dachte, er müsse ein wenig freundlich gegen sie sein. Sie stand noch immer, aber nun holte er einen Stuhl für sie herbei. Nur sollte sie deshalb nicht glauben, daß er mit ihr gehen wolle.

Es gefiel ihm wirklich, sie von ihrem Berge erzählen zu hören. Es war so lustig, daß der Berg so vielerlei Künste konnte. Er war offenbar gar nicht wie der Monte Pellegrino bei Palermo, der ganz einfach dasteht und nichts tut. Der Ätna konnte rauchen wie ein Schornstein und sprühen wie eine Gaslaterne. Er konnte rollen, zittern, Lava ausspeien, Steine aufwerfen, Asche säen, das Wetter prophezeien und Regen sammeln. Wenn der Mongibello sich nur rührte, fiel ein Ort um den andern zusammen, als ob die Gebäude nur Kartenhäuser wären.

Mongibello heiße der Ätna auch, sagte Donna Elisa. Er werde Mongibello genannt, weil das „Berg der Berge" bedeute. Und diesen Namen habe er auch wirklich verdient.

Gaetano sah, daß sie ganz bestimmt glaubte, er werde ihr nicht widerstehen können. Sie hatte sehr viele Runzeln im Gesicht, und wenn sie lachte, liefen diese durcheinander wie die Maschen eines Netzes. Er beobachtete es eifrig, denn es sah gar so sonderbar aus. Aber er war in dem Netz noch nicht gefangen.

Jetzt aber fragte sie, ob Gaetano auch wirklich den Mut hätte, den Ätna zu besuchen, denn in dem Berge selbst gebe es viele gefesselte Riesen und ein schwarzes Schloß, das von einem Hunde mit vielen Köpfen bewacht werde. Auch eine große Schmiede sei dort drinnen mit einem hinkenden Schmied, der nur ein Auge habe, das ihm mitten auf der Stirne sitze. Das schlimmste von allem aber sei, daß auf dem Grunde des Berges ein Schwefelsee sei, in dem es wie in einem Kessel mit Öl koche, und in diesem Schwefelsee liege Luzifer mit allen Verdammten. Nein, er werde den Mut nicht haben, dahin zu kommen, sagte sie.

Sonst sei es allerdings nicht gefährlich, dort zu wohnen, denn der Berg fürchte die Heiligen. Ja, er fürchte sogar viele Heilige, sagte Donna Elisa, am meisten aber die Santa Agata von Catania. Wenn die Leute von Catania sich immer gegen die Heiligen betragen würden, wie es sich gebührte, dann könnten ihnen weder Erdbeben noch Lava Schaden zufügen.

Gaetano stand ganz dicht vor ihr und lachte über alles, was sie sagte. Warum war sie nur hergekommen, und warum mußte er über alles lachen? Diese Donna Elisa war doch eine ganz merkwürdige Signora.

Plötzlich sagte er, um sie nicht zu betrügen:

„Donna Elisa, ich muß Mönch werden."

„So, mußt du das?" sagte sie. Aber dann begann sie ohne weiteres wieder von dem Berg zu reden.

Sie sagte, er solle jetzt recht gut aufpassen, denn nun komme sie an das Allerwichtigste. Er solle sie zur Südseite des Berges begleiten, und zwar soweit hinab, daß sie in der Nähe der großen Ebene von Catania seien, und da werde er ein Tal sehen, ein sehr großes, weites, halbrundes Tal. Es sei vollständig schwarz, denn die Lavaströme seien von allen Seiten hineingeflossen, und es gebe da nicht einen einzigen Grashalm, nur Steine.

Aber wie habe sich Gaetano nun eigentlich die Lava vorgestellt? Donna Elisa vermutete, er habe geglaubt, sie liege so glatt und eben auf dem Ätna, wie sie auf der Straße liegt. Aber am Ätna gebe es eine ganze Menge Ungetüme. Er solle sich einmal vorstellen, daß alle die Schlangen und Drachen und Hexen, die in der glühenden Lava kochten, mit hinausfließen, sobald es einen Ausbruch gibt. Da liegen sie dann und kriechen herum, schlingen sich ineinander und versuchen auf die kalte Erde zu kriechen, halten einander aber doch in dem Elend zurück, bis die Lava um sie her erstarrt ist. Frei machen können sie sich dann nie mehr. Ach nein!

Die Lava selbst sei auch gar nicht so einförmig, wie er sich wohl denke. Obgleich dort kein Gras wachse, sei doch andres zu sehen. Aber er könne sich gewiß nicht denken, was das sei. Es bäume sich auf und falle zusammen, es stürze übereinander und krieche weiter, es krieche auf den Knien, auf dem Kopf und auf den Ellbogen. Es klettere die Wände des Tales hinauf und die Wände wieder hinab, es habe nur Zacken und Knochen, es habe einen Mantel aus Spinnengewebe und Staub in der Perücke und viele Glieder wie ein Wurm. Was könne das anders sein als der Kaktus? Ob er wisse, daß

der Kaktus auf die Lava hinausgehe und den Boden urbar mache wie ein Bauer? Ja, ob er wisse, daß nichts als der Kaktus über die Lava Herr werden könne?

Nun sah sie Pater Joseph an und machte ein gar lustiges Gesicht. Der Kaktus, das sei der beste Kobold, den es auf dem Ätna gebe, aber ein Kobold sei eben doch immer ein Kobold. Der Kaktus sei ein Sarazene, denn er halte sich Sklavinnen. Ganz gewiß, sobald er an irgend einem Orte festen Fuß gefaßt habe, müsse er auch einen Mandelbaum haben. Die Mandelbäume aber seien feine, holde junge Damen, sie wollen sich nur ungern auf das Schwarze hinauswagen, aber es helfe ihnen alles nichts. Hinaus müssen sie, und hinaus kommen sie. Gaetano werde es schon sehen, wenn er dorthin komme. Wenn im Frühjahr die Mandelbäume mit ihrer weißen Blütenpracht auf dem schwarzen Felde zwischen den grauen Kaktuspflanzen stehen, da sehen sie so unschuldig und wunderschön aus, daß man über sie weinen könnte wie über geraubte Prinzessinnen.

Nun solle er aber endlich erfahren, wo der Monte Chiaro liege. Aus dem Grunde dieses schwarzen Tales steige er auf. — Sie versuchte ihren Regenschirm auf dem Fußboden zum Stehen zu bringen. — So stehe er da, ganz aufrecht, er habe nie ans Niederlegen oder Sitzen gedacht. Und ebenso schwarz wie das Tal, ebenso grün sei der Monte Chiaro. Da sei Palme an Palme, Ranke an Ranke, er sei ein Herr in einem großgeblümten Schlafrock, ein König mit einer Krone auf dem Kopf. Er trage ganz Diamante wie eine Krone auf seinem Scheitel.

Schon seit einer Weile hatte Gaetano die größte Lust verspürt, Donna Elisas Hand zu ergreifen. Ob er es sich wohl traute? Ja, er traute es sich. Er zog ihre Hand an sich wie einen geraubten Schatz. Aber was

sollte er nun damit anfangen? Vielleicht sie streicheln? Wenn er es ganz leicht mit einem Finger versuchte, vielleicht würde sie es dann gar nicht merken. Vielleicht würde sie es auch nicht merken, wenn er zwei Finger nähme. Vielleicht würde sie es nicht einmal merken, wenn er ihr die Hand küßte. Sie sprach und sprach; sie merkte es gar nicht.

Sie habe ihm noch viel zu sagen, fuhr sie fort. Aber die Geschichte von Diamante, die sei die allerschönste.

Sie sagte, die Stadt habe einst unten im Tal gelegen. Da sei die Lava gekommen, feuerrot habe sie über den Rand des Tales hinabgesehen. Was — was, war der jüngste Tag angebrochen? Die Stadt nahm in aller Eile ihre Häuser auf den Rücken, auf den Kopf und unter die Arme und lief den Monte Chiaro hinauf, der ganz nahe war.

Im Zickzack lief die Stadt den Berg hinauf. Als sie weit genug oben war, warf sie ein Stadttor und ein Stückchen Stadtmauer ab. Dann sprang sie spiralförmig um den Berg herum und warf überall Häuser hin. Die Häuser der armen Leute mochten fallen, wie sie eben gerade fielen. Man hatte keine Zeit, sich darum zu kümmern. Man konnte nichts besseres verlangen, als unregelmäßige krumme Straßen, nein, mehr konnte man nicht erwarten. Die große Straße lief rund um den Berg, ganz so, wie die Stadt den Berg hinaufgelaufen war, und an die Straße hatte sie bald eine Kirche, bald einen Platz hingeworfen. Aber so viel Ordnung war doch gewesen, daß das Beste am höchsten hinaufgekommen war. Und als die Stadt den Berggipfel erreichte, breitete sie da einen Marktplatz aus, und hier stellte sie auch das Rathaus und die Domkirche und den alten Palazzo Geraci hin.

Aber wenn er, Gaetano Alagona, mit ihr nach Diamante gehe, dann werde sie ihn auf den Marktplatz droben auf dem Berggipfel mitnehmen und ihm zeigen, welche Ländereien die alten Alagonas auf dem Ätna und auf der Ebene von Catania einst besessen hatten und wo sie ihre Burg auf dem Gebirge weit drin im Lande errichtet hatten. Denn dort oben sehe man alles das und noch vieles andre, nämlich das ganze Meer.

Gaetano war es nicht aufgefallen, daß sie lange sprach, aber Pater Joseph war gewiß etwas ungeduldig.

„Nun sind wir ja endlich an Ihrem eignen Hause angekommen," sagte er ganz freundlich.

Aber sie versicherte Pater Joseph, daß es bei ihr selbst gar nichts zu sehen gebe. Was sie Gaetano vor allem in Diamante zeigen möchte, sei das große Haus am Korso, das der Sommerpalast genannt werde. Es sei zwar nicht so schön wie der Palazzo Geraci; aber es sei groß, und solange die alten Alagonas auf der Höhe ihres Glanzes standen, hätten sie im Sommer dort gewohnt, um dem Schnee des Ätna näher zu sein.

Ja, wie gesagt, von der Gasse aus mache er keinen großartigen Eindruck. Aber er habe einen herrlichen Hof mit offnen Säulengängen in beiden Stockwerken. Und auf dem Dach sei eine Terrasse, die mit blauen und weißen Ziegeln ausgelegt sei, und in jedem Stein sei das Wappen der Alagonas eingebrannt. Das würde Gaetano gewiß gerne sehen.

Gaetano kam der Gedanke, daß gewiß daheim in Diamante öfters Kinder zu Donna Elisa kämen und sich auf ihren Schoß setzten. Vielleicht würde sie es gar nicht merken, wenn er es auch täte. Ob er es versuchte? Ja, es war so, sie war daran gewöhnt, sie merkte es gar nicht.

Sie fuhr nun fort, den Palast zu beschreiben. Da sei ein großes Prunkzimmer, in dem die alten Alagonas

3*

getanzt und gespielt hätten. Da sei auch ein großer Saal mit einer Musikgalerie, da seien alte Möbel und Standuhren in kleinen weißen Alabastertempeln, die auf schwarzen Ebenholzsockeln stünden. Die Prunkzimmer bewohne niemand, aber sie werde sie ihm zeigen. Er meine wohl, sie selbst wohne in dem Sommerpalast? Ach nein, da wohne ihr Bruder, Don Ferrante. Der sei ein Kaufmann und habe seinen Laden im Erdgeschoß, und da er sich noch keine Frau genommen habe, stehe da droben alles, wie es von jeher gestanden habe.

Gaetano überlegte, ob er wohl noch länger auf ihrem Schoße sitzen bleiben dürfe. Es war doch sonderbar, daß sie nichts davon merkte. Und das war ein Glück, denn sonst käme sie am Ende auf den Gedanken, daß er sich das Mönchwerden aus dem Kopf geschlagen habe.

Aber sie war jetzt mehr als je mit ihren eignen Sachen beschäftigt. Ihre Wangen röteten sich ein wenig unter der braunen Farbe, und sie zog ein paarmal in der allerkomischsten Weise die Augenbrauen in die Höhe. Dann begann sie zu erzählen, wie sie selbst lebte.

Offenbar wohnte Donna Elisa in dem allerkleinsten Hause der ganzen Stadt. Es lag dem Sommerpalast gerade gegenüber, aber das war auch sein einziger Vorteil. Sie hatte einen kleinen Laden, in dem sie Medaillen und Wachskerzen und alles, was zum Gottesdienst gehört, verkaufte. Aber, sagte sie, unbeschadet des Respekts für Pater Joseph sei bei dem Handel zurzeit nicht viel zu verdienen, wie dies früher vielleicht der Fall gewesen sei. Hinter dem Laden war eine kleine Werkstätte. Dort hatte sich ihr Mann aufgehalten und Heiligenbilder und Rosenkranzkugeln geschnitzt, denn der Signor Antonelli war ein Künstler gewesen. Und neben der Werkstatt waren ein paar Rattenlöcher, in denen man sich kaum umdrehen konnte, man mußte so zusammengekauert sitzen, wie in den

Gefängnissen der alten Könige, und eine Stiege höher waren ein paar Hühnerställe. In dem einen hatte sie etwas Stroh zu einem Nest gebreitet und ein paar Sitzstäbe angebracht. Da dürfe Gaetano schlafen, wenn er zu ihr komme.

Gaetano hatte große Lust, ihr die Wangen zu streicheln; sie würde wohl sehr betrübt sein, wenn sie erfuhr, daß er nicht mitreise. Vielleicht durfte er sie ein wenig streicheln? Er schielte zu Pater Joseph hinüber. Pater Joseph sah zu Boden und seufzte, wie es seine Gewohnheit war. Er dachte nicht an Gaetano, und Donna Elisa merkte es gar nicht.

Sie sprach davon, daß sie ein Mädchen habe, die Pacifica heiße, und einen Diener namens Luca. Aber sie habe nur sehr wenig Hilfe von ihnen, denn Pacifica werde alt, und seit sie nicht mehr höre, sei sie so reizbar, daß man sie nicht mehr im Laden helfen lassen könne. Und Luca, der eigentlich Holzschnitzer sei und Heilige schnitzen sollte, die sie verkaufen könnte, sitze nie ordentlich in der Werkstatt, sondern gehe hinaus in den Garten und warte der Blumen. Ja, sie habe auch einen Garten in dem steinigen Land auf dem Monte Chiaro. Aber er solle ja nicht glauben, daß etwas Besonderes dran sei. Bei ihr sei es nicht so schön wie im Kloster, das werde sich Gaetano wohl denken können. Aber sie möchte ihn eben sehr gerne bei sich haben, weil er einer der alten Alagona sei. Und zu Hause hätten sie und Pacifica und Luca zueinander gesagt: „Was fragen wir danach, ob wir noch mehr Sorgen bekommen, wenn wir ihn nur hier haben." Nein, die Madonna wußte, daß sie sich aus den Sorgen nichts machten. Es handle sich jetzt nur darum, ob er, um zu ihnen kommen zu können, bereit sei, manches zu entbehren.

Nun war sie fertig, und nun fragte Pater Joseph, was Gaetano antworten wolle. Es sei der Wille des

Priors, sagte Pater Joseph, daß Gaetano selbst entscheide. Man habe nichts dagegen, wenn er in die Welt hinausgehe, weil er der Letzte seines Geschlechts sei.

Gaetano glitt leise von Donna Elisas Schoß herab. Aber antworten! Das war keine so leichte Sache, ja, es war sehr schwer, zu der Signora nein zu sagen.

Pater Joseph kam ihm zu Hilfe.

„Bitte die Signora, daß du ihr in ein paar Stunden antworten darfst. Der Junge hat nie einen andern Gedanken gehabt als den, Mönch zu werden," sagte er zu Donna Elisa als Erklärung.

Sie stand auf, nahm ihren Regenschirm und versuchte, vergnügt auszusehen, aber die Tränen standen ihr in den Augen.

Ja gewiß, gewiß solle er es sich überlegen, sagte sie. Aber wenn er Diamante kennte, dann wäre dies nicht nötig. Jetzt wohnten allerdings nur Bauern dort, aber es hätten einst auch ein Bischof und viele Priester und eine ganze Menge Mönche dort gewohnt. Die seien jetzt nicht mehr da, aber sie seien noch nicht vergessen. Von jener Zeit her sei Diamante auch heute noch eine heilige Stadt. Es würden da fast mehr Festtage gefeiert als an irgend einem andern Ort, es gebe auch eine Menge Heilige da, und noch heute komme eine große Zahl Pilger nach Diamante. Wer in Diamante wohne, könne Gott nie vergessen, ja, er sei schon ein halber Priester. Deswegen also könnte er ruhig mitkommen. Aber er solle sich die Sache nur überlegen, wenn dies sein Wunsch sei. Sie werde morgen wiederkommen.

Gaetano benahm sich sehr ungezogen. Er wandte sich von ihr ab und rannte zur Tür hinaus. Er sagte auch kein Wort, daß er ihr für ihr Kommen dankbar sei.

Er wußte, daß Pater Joseph dies von ihm erwartete, aber er konnte nicht. Wenn er an den großen

Mongibello dachte, den er niemals sehen würde, und an Donna Elisa, die nie wiederkommen würde, und an die Schule und an den ummauerten Klostergarten und an ein ganzes eingeengtes Leben! Pater Joseph mochte von ihm denken, was er wollte, er mußte davonlaufen. Es war ganz einerlei, was Pater Joseph von ihm erwartete, er mußte davonlaufen.

Es war auch höchste Zeit; kaum war er vor der Tür draußen, so überkam ihn das Weinen. Donna Elisa tat ihm so leid. Ach, daß sie so allein nach Hause fahren mußte! Daß er sie nicht begleiten konnte!

Jetzt hörte er Pater Joseph kommen, und er drehte rasch sein Gesicht gegen die Wand. Wenn er nur das Schluchzen hätte unterdrücken können!

Pater Joseph seufzte und murmelte vor sich hin, wie das seine Gewohnheit war. Als er bei Gaetano angekommen war, blieb er stehen und seufzte schwerer als zuvor.

„Es ist der Mongibello, der Mongibello," sagte Pater Joseph, „niemand kann dem Mongibello widerstehen."

Gaetano antwortete ihm dadurch, daß er noch heftiger schluchzte.

„Der Berg ist es, der ihn lockt," murmelte Pater Joseph. „Der Mongibello ist wie die ganze Erde. Es gibt da alle Schönheit und Herrlichkeit, alle Pflanzen und alle Zonen und alle Wunder. Die ganze Welt kommt auf einmal und lockt ihn."

Gaetano fühlte, daß Pater Joseph die Wahrheit sprach. Es war, als strecke die Welt starke Arme nach ihm aus, um ihn zu fangen. Er fühlte, daß er sich an die Wand anklammern müsse, um nicht mitgerissen zu werden.

„Es ist besser, er sieht die Erde," sagte Pater

Joseph. „Er würde sich doch nur beständig hinaus sehnen, wenn er im Kloster bliebe. Wer weiß, wenn er die Erde gesehen hat, sehnt er sich vielleicht wieder nach dem Himmel!"

Gaetano begriff nicht, was Pater Joseph im Sinne hatte, als er sich von diesem auf die Arme gehoben fühlte. Er wurde ins Sprechzimmer getragen und dort auf Donna Elisas Schoß gesetzt.

„Ihr müßt ihn mitnehmen, Donna Elisa, Ihr habt ihn erobert," sagte Pater Joseph. „Ihr sollt ihm den Mongibello zeigen und sehen, daß Ihr das Kind behaltet."

Als aber Gaetano wieder bei Donna Elisa saß, fühlte er sich so glücklich, daß es ihm unmöglich war, noch einmal vor ihr zu fliehen. Er war ebenso sicher gefangen, wie wenn er in den Mongibello hineingegangen wäre und die Bergwand sich wieder hinter ihm geschlossen hätte.

II

Fra Gaetano

Gaetano war nun schon einen Monat bei Donna Elisa, und er war so glücklich, wie es nur ein Kind sein kann. Schon allein die Reise mit ihr war wie eine Fahrt ins Wunderland gewesen. Aber als er bei ihr wohnte, da war es ihm, als würde er auf einem mit großen Sonnenschirmen überdachten Throne getragen.

Dann kam der berühmte Franziskaner Pater Gondo nach Diamante, und Donna Elisa ging mit Gaetano auf den Markt, um ihn zu hören. Denn Pater Gondo predigte niemals in der Kirche, sondern sammelte die Leute immer beim Marktbrunnen oder am Stadttor um sich.

Es wimmelte von Menschen auf dem Marktplatz;

aber Gaetano, der auf dem Geländer der Rathaustreppe saß, sah den Pater, der auf dem Brunnenrand stand, ganz deutlich. Er dachte hauptsächlich darüber nach, ob es wohl wahr sei, daß der Mönch unter seiner Kutte ein Stachelhemd trage, und ob der Strick um seinen Leib auch wirklich voller Knoten und Stacheln sei, so daß er als Geißel dienen könne.

Was Pater Gondo sprach, konnte er nicht verstehen, aber ein Schauer nach dem andern überlief ihn bei dem Gedanken, daß er einen Heiligen vor sich habe.

Als der Pater ungefähr eine Stunde lang gesprochen hatte, bedeutete er dem Volk mit einer Handbewegung, daß er einen Augenblick ausruhen wolle. Er stieg vom Brunnenrand herab, setzte sich nieder und stützte das Gesicht in die Hände. Während der Mönch da saß, vernahm Gaetano ein so dumpfes Brausen, wie er noch nie eines gehört hatte. Er sah sich um, um zu erfahren, was das sein könnte. Und siehe! Alles Volk rief miteinander: „Heil! Heil! Heil!" Die meisten murmelten und flüsterten es nur, niemand rief es laut, dazu war die Andacht zu groß, aber alle hatten auf einmal dasselbe Wort gefunden. „Heil! Heil!" ertönte es auf dem ganzen Markt. „Heil deinen Lippen! Heil deiner Zunge! Heil deinem Herzen!"

Die Stimmen klangen dumpf, wie von Tränen und Rührung erstickt. Aber es war doch, als habe sich ein mächtiger Sturm erhoben. Es klang wie das Sausen in tausend Seemuscheln zugleich.

Dies ergriff Gaetano noch weit mehr als die Predigt des Mönches. Er wußte nicht, was er tun sollte. Denn dies leise Murmeln erfüllte ihn mit einer Rührung, die ihn zu ersticken drohte. Er kletterte an dem eisernen Gitter empor, reckte sich über alle andern hinaus und stimmte in den Ruf der Menge mit ein, nur rief er viel lauter, so daß seine Stimme alle andern übertönte.

Donna Elisa hörte ihn und schien ärgerlich zu werden. Sie zog ihn vom Geländer herunter und war nicht zu bewegen, noch länger dazubleiben, sondern ging mit ihm nach Hause.

Aber mitten in der Nacht fuhr Gaetano von seinem Lager auf. Er zog seine Kleider an, band alles, was ihm gehörte, in ein Bündel zusammen, setzte seinen Hut auf und nahm seine Schuhe unter den Arm. Er wollte entfliehen, denn er konnte es nicht mehr bei Donna Elisa aushalten.

Seit er Pater Gondo gehört hatte, hatte Diamante und der Mongibello keinen Wert mehr für ihn. Es gab nichts Herrlicheres, als zu sein wie Pater Gondo und von den Menschen gesegnet zu werden. Gaetano konnte nicht mehr leben, wenn er nicht am Marktbrunnen sitzen und Legenden erzählen durfte.

Aber wenn Gaetano noch ferner in Donna Elisas Garten verblieb und Pfirsiche und Mandarinen aß, würde er niemals das große Menschenmeer um sich her brausen hören. Er mußte fort, mußte ein Eremit auf dem Ätna werden, er mußte in einer der großen Höhlen wohnen und von Wurzeln und Früchten leben. Nie durfte er mit einem Menschen zusammenkommen, nie sein Haar schneiden und nichts Andres auf dem Leibe tragen als ein paar schmutzige Lumpen. Aber in zehn oder zwanzig Jahren würde er zurückkehren in die Welt. Dann würde er aussehen wie ein Tier und reden wie ein Engel.

Das würde etwas Andres sein als in Samtkleidern gehen und einen Hut aus Glanzleder tragen, wie er es jetzt tat; ja, es würde etwas ganz andres sein, als bei dieser Donna Elisa im Laden sitzen, ihr den einen Heiligen um den andern vom Bort herunterreichen und sie erzählen hören, was die Heiligen vollbracht hatten. Mehrere Male hatte er auch schon versucht, aus einem Stück Holz

Heiligenbilder zu schnitzen, aber das war sehr schwer. Wie viel schwieriger mußte es sein, selbst ein Heiliger zu werden. Er fürchtete sich jedoch vor keinen Schwierigkeiten und Entsagungen.

Er schlich sich zu seinem Kämmerchen hinaus, über den Bodenraum hin und die Bodentreppe hinab. Nun brauchte er nur noch durch den Laden zu gehen, um auf die Gasse zu gelangen; aber auf der letzten Treppenstufe hielt er an. Links von der Treppe drang ein schwacher Lichtschein durch eine Türritze.

Das war die Türe zu Donna Elisas Zimmer, und Gaetano wagte nicht weiter zu gehen, weil seine Pflegemutter noch Licht hatte. Wenn sie nicht schlief, würde sie hören, daß er die schweren Riegel der Ladentür öffnete. Er setzte sich leise auf die Treppe, um zu warten.

Plötzlich fiel ihm ein, daß Donna Elisa wohl so lange aufsaß und arbeitete, um für ihn Kleider und Nahrung zu beschaffen! Er fühlte sich sehr gerührt über diese opferfreudige Liebe, und begriff plötzlich, welcher Schmerz es für sie sein müßte, wenn er fortging.

Als ihm das einfiel, begann er zu weinen.

Aber in demselben Augenblick fing er auch schon an, mit Donna Elisa zu rechten. Wie konnte sie so dumm sein und sich darüber grämen, wenn er fortging. Es sollte ja eine sehr große Freude für sie sein, daß er ein heiliger Mann werden wollte. Das sollte ihr Lohn sein, daß sie nach Palermo gekommen war und ihn geholt hatte. Er selbst weinte immer heftiger, während er so Donna Elisa zu trösten versuchte. Sie tat ihm so leid, denn sie wollte gar nicht verstehen, welchen Lohn sie da bekam.

Sie brauche ja gar nicht traurig zu sein, meinte er. Nur zehn Jahre wollte er auf dem Berge zubringen, dann werde er als der berühmte Eremit Fra Gaetano zurückkehren. Dann werde er durch die Straßen von

Diamante ziehen, in Begleitung eines großen Volkshaufen, gerade wie Pater Gondo. Und in den Straßen würden dann die Fahnen heraushängen und alle Häuser mit Decken und Teppichen und Kränzen geschmückt sein; Donna Elisa würde ihn nicht erkennen, sondern sich anschicken, vor ihm auf die Knie zu fallen. Aber das würde nicht geschehen, er selbst würde vor Donna Elisa auf die Knie sinken und sie um Vergebung bitten, daß er vor zehn Jahren davongelaufen sei. „Gaetano," würde Donna Elisa dann sagen, „du schenkst mir ein Meer der Freude für ein kleines Bächlein des Leids. Sollte ich dir da nicht vergeben?"

Gaetano sah dies alles vor sich, und es war so schön, daß er immer heftiger weinte. Er fürchtete nur, Donna Elisa könne sein Schluchzen hören und herauskommen und ihn hier finden. Und dann würde sie ihn nicht gehen lassen.

Er mußte recht vernünftig mit ihr reden. Könnte er ihr je zu größerer Freude werden, als wenn er jetzt fortginge? wollte er sagen.

Aber es handelte sich nicht allein um Donna Elisa; da waren auch noch Luca und Pacifica, die ebenso glücklich sein würden, wenn er als ein Heiliger wiederkäme.

Sie würden alle mit ihm auf den Markt gehen. Da würden noch mehr Flaggen heraushängen als in den Straßen, und Gaetano würde von der Rathausstaffel aus sprechen. Und aus allen Gassen und Winkeln würden die Leute herbeiströmen.

Dann würde Gaetano so reden, daß alles Volk auf die Knie sänke und riefe: „Segne uns, Fra Gaetano, segne uns!"

Und dann würde er nicht mehr von Diamante fortgehen. Unter der großen Treppe vor Donna Elisas Laden würde er seine Heimstätte aufschlagen.

Und sie würden die Kranken zu ihm bringen, und die Betrübten würden zu ihm wallfahrten.

Wenn der Sindaco von Diamante vorbeikäme, würde er ihm die Hand küssen.

Donna Elisa würde Gaetanos Bild in ihrem Laden verkaufen.

Und Donna Elisas Patenkind, Giannita, würde sich vor Gaetano verneigen und ihn niemals wieder einen dummen Mönchsjungen heißen. Und Donna Elisa würde sehr glücklich sein . . .

* * *

Ah . . .! Gaetano erwachte und sprang auf. Es war heller Tag; Donna Elisa und Pacifica standen vor ihm und betrachteten ihn. Gaetano saß auf der Treppe, die Schuhe unter dem Arm, den Hut auf dem Kopf und das Bündel zu seinen Füßen. Aber Donna Elisa und Pacifica weinten.

„Warum sitzest du denn hier, Gaetano?"

„Donna Elisa, ich wollte davonlaufen."

Gaetano war guten Muts und antwortete so frisch, als wäre das Davonlaufen die natürlichste Sache von der Welt gewesen.

„Du wolltest davonlaufen?" wiederholte Donna Elisa.

„Ja, ich wollte auf den Ätna gehen und Eremit werden."

„Und warum sitzest du jetzt hier?"

„Ich weiß es nicht, Donna Elisa, ich muß eingeschlafen sein."

Donna Elisa zeigte ihm nun, wie betrübt sie war. Sie preßte die Hände aufs Herz wie in großen Schmerzen und weinte heftig.

„Aber nun werde ich dableiben, Donna Elisa," sagte Gaetano.

„Du, dableiben!" rief Donna Elisa. „Meinetwegen kannst du ruhig gehen. Sieh ihn an, Pacifica, so sieht

ein Undankbarer aus! Er ist kein Alagona. Er ist ein Abenteurer."

Gaetano stieg das Blut ins Gesicht; er stand auf und machte eine Bewegung mit der Hand, über die Donna Elisa erstaunte. Das war eine Gebärde, die alle Männer ihres Geschlechts an sich gehabt hatten. Das war ihr Vater und ihr Großvater; sie erkannte in dieser Bewegung alle die mächtigen Herren der Alagonas wieder.

„Ihr redet so, weil Ihr von nichts wisset," sagte der Junge. „Nein, nein, Ihr wißt gar nichts, Ihr wißt nicht, warum ich Gott dienen muß. Aber ich werde es Euch jetzt sagen. Seht, es ist schon sehr lange her. Meine Eltern waren sehr arm, und wir hatten nichts zu essen. Vater ging fort, um Arbeit zu suchen; aber er kehrte nie wieder heim, und Mutter und wir Kinder, wir waren am Verhungern. Da sagte Mutter: ‚Wir wollen gehen und Vater suchen.' Und wir machten uns auf den Weg. Es wurde Abend, und es kam ein heftiger Regen; an einer Stelle war der Weg ganz überschwemmt. Mutter fragte in einem Hause, ob wir da über Nacht bleiben dürften. Nein, man wies uns fort. Mutter und wir Kinder standen auf der Straße und weinten. Da schürzte Mutter ihr Kleid auf und ging in den Strom hinein, der über den Weg brauste. Sie hatte das kleine Schwesterchen auf dem Arm, die große Schwester an der Hand und ein großes Bündel auf dem Kopf. Ich ging so dicht als möglich hinter ihr. Da sah ich, daß Mutter einen Fehltritt machte. Was sie auf dem Kopf trug, fiel ins Wasser; Mutter griff danach und ließ dabei das kleine Schwesterchen fallen. Sie griff nach dem Schwesterchen, und nun wurde die große Schwester fortgerissen. Mutter stürzte ihr nach, und da ergriff der Strom auch sie. Ich bekam Angst und sprang ans Land. Pater Joseph hat mir gesagt, ich sei entkommen, damit ich Gott dienen und für die Toten

beten könne. Und deshalb war zuerst bestimmt worden, daß ich Mönch werden solle. Deshalb wollte ich nun auch auf den Ätna gehen und Eremit werden. Es geht nicht anders, Donna Elisa, ich muß Gott dienen."

Donna Elisa war ganz erschüttert.

„Ja, ja, Gaetano," sagte sie, „aber es tut mir so leid. Ich will nicht, daß du mich verläßt."

„Nein, ich werde auch nicht fortgehen," sagte Gaetano. Er war in so guter Laune, daß er am liebsten hellauf gelacht hätte. „Nein, ich werde nicht gehen."

„Soll ich nicht mit dem Priester reden, daß du in ein Seminar kommst?" fragte Donna Elisa demütig.

„Nein, aber daß Ihr gar nichts versteht, Donna Elisa, daß Ihr auch gar nichts versteht! Ich sagte doch, daß ich nicht von Euch fortgehen werde. Ich habe mir etwas Andres ausgedacht."

„Was hast du dir denn ausgedacht?" fragte sie demütig.

„Was meint Ihr wohl, was ich tat, als ich da auf der Treppe saß? Ich hatte einen Traum, Donna Elisa. Mir träumte, daß ich im Begriff sei, davonzulaufen. Ja, Donna Elisa, ich stand schon im Laden und wollte die Ladentür öffnen, aber ich konnte nicht, weil so viele Schlösser daran waren. Ich stand im Dunkeln und öffnete ein Schloß ums andre, aber immer waren noch mehr da. Ich machte einen schrecklichen Lärm und dachte: ‚Nun kommt gewiß Donna Elisa'. Endlich ging die Tür auf, und ich wollte hinausstürzen, aber gerade da fühlte ich Eure Hand auf meiner Schulter, und Ihr zoget mich zurück. Ich stieß mit den Füßen nach Euch und schlug um mich, weil Ihr mich nicht gehen lassen wolltet. Ihr aber hieltet ein Licht in der Hand, und ich sah, daß Ihr gar nicht mehr Donna Elisa waret, sondern meine Mutter.

Da wagte ich nicht mehr, mich zu widersetzen; ich

fürchtete mich, denn meine Mutter ist ja tot. Aber Mutter nahm das Bündel, das ich trug, und begann es auszupacken. Sie lachte dabei und sah glücklich aus, und ich wurde auch froh, weil sie nicht böse auf mich war. Aber es war merkwürdig, was sie aus dem Bündel herausnahm. Die kleinen Heiligenbilder waren es, die ich geschnitzt hatte, während ich bei Euch im Laden war, und sie sahen sehr schön aus. ‚Kannst du jetzt so schöne Bilder schnitzen, Gaetano?‘ fragte Mutter. — ‚Ja‘, antwortete ich. —

‚Dann kannst du damit Gott dienen‘, sagte Mutter. — ‚Brauche ich dann nicht von Donna Elisa fortzugehen?‘ — ‚Nein‘, sagte Mutter. Und gerade, als Mutter dies sagte, wecktet Ihr mich auf.“

Gaetano sah Donna Elisa triumphierend an.

„Was meinte nun meine Mutter damit?“

Donna Elisa war still vor Erstaunen.

Gaetano warf den Kopf zurück und lachte.

„Meine Mutter meinte, Ihr sollet mich in eine Lehre schicken, daß ich lerne, schöne Bilder von Engeln und Heiligen zu schnitzen, um damit Gott zu dienen.“

III

Die Patenschwester

Auf der schönen Insel Sizilien, wo noch mehr alte Gebräuche erhalten sind als sonstwo im Süden, ist es allgemeine Sitte, daß jeder Mensch sich schon in seiner Kindheit einen Patenbruder oder eine Patenschwester wählt, die sein Kind über die Taufe halten sollen, wenn er einmal eines bekommt.

Aber dies ist durchaus nicht der einzige Nutzen, den Patengeschwister voneinander haben. Patengeschwister

müssen einander lieb haben, sich gegenseitig helfen und eins das andre rächen. Seinem Patenbruder kann man ruhig seine Geheimnisse anvertrauen. Man kann ihm sein Geld und seine Liebste übergeben, ohne betrogen zu werden. Patengeschwister sind einander getreu, so getreu, als seien sie von einer Mutter geboren, weil ihr Bund vor San Giovanni Battista, dem gefürchtetsten aller Heiligen, geschlossen wird.

Es ist auch Sitte, daß arme Leute ihre halberwachsenen Kinder zu reichen Leuten führen und diese bitten, die Kinder die Patengeschwister ihrer eigenen Söhne und Töchter werden zu lassen. Welch ein fröhlicher Anblick ist es, wenn am Tage des heiligen Täufers alle diese kleinen festlich gekleideten Kinder durch die Städte wandern, um sich Patengeschwister zu suchen! Wenn es Eltern gelingt, ihrem Sohne einen reichen Patenbruder zu verschaffen, sind sie so glücklich darüber, wie wenn sie ihm ein Landgut als Erbe hinterlassen könnten.

Als Gaetano nach Diamante kam, ging in Donna Elisas Laden ein kleines Mädchen beständig aus und ein. Sie trug ein rotes Mäntelchen und eine spitzige Kapuze und hatte acht dicke schwarze Locken, die unter der Mütze hervorquollen. Das Mädchen hieß Giannita und war die Tochter der Gemüsehändlerin Olivia. Donna Elisa war ihre Patin, und deshalb überlegte sie hin und her, was sie für das Kind tun könnte.

Und siehe da, als der Johannistag kam, bestellte Donna Elisa einen Wagen und fuhr nach Catania hinunter, das volle vier Meilen von Diamante entfernt liegt. Sie hatte Giannita bei sich, und beide waren in ihren Festkleidern. Donna Elisa in schwarzer Seide mit Perlen und Giannita in einem weißen Tüllkleid mit Blumenborten daran. In der Hand hielt Giannita einen Korb mit Blumen, und oben darauf zwischen den Blumen lag ein Granatapfel.

Donna Elisa und Giannita hatten eine sehr gute Reise, und als sie endlich in dem weißen Catania ankamen, das auf dem schwarzen Lavagrunde hellglänzend daliegt, fuhren sie vor dem schönsten Palast der Stadt vor.

Es war ein so hohes und großes Gebäude, daß die arme kleine Giannita erschrak, als sie hörte, daß sie dahinein gehen sollte. Aber Donna Elisa schritt mutig voran, und sie wurden vor Kavaliere Palmeri und seine Gattin geführt, denen das Haus gehörte.

Donna Elisa stellte sich der Signora Palmeri als ihre Jugendfreundin vor und bat sie dann, Giannita die Patenschwester ihres eigenen Töchterchens werden zu lassen.

Der Vorschlag fand den Beifall der Signora, und die junge Signorina wurde herein gerufen. Es war ein wunderbares kleines Geschöpf, zusammengesetzt aus rosa Seide, venetianischen Spitzen, großen schwarzen Augen und langem lockigem Haar. Das Körperchen war so schmal und dünn, daß man es fast gar nicht sah.

Giannita reichte der Kleinen das Blumenkörbchen, und sie nahm es gnädig an. Sie betrachtete Giannita lange und nachdenklich, ging rings um sie herum, und als sie Giannitas lange schwarze Locken sah, war sie ganz entzückt. Sobald sie diese gesehen hatte, holte sie ein Messer, schnitt den Granatapfel mitten durch und gab Giannita die eine Hälfte davon. Während die beiden dann den Apfel aßen, hielten sie sich an der Hand und sagten miteinander den Vers:

„Schwester, Schwester, Schwesterlein,
Ich bin dein, und du bist mein,
Dein mein Heim, mein Trank und Speis,
Dein mein Glück und dein mein Preis,
Dein mein Platz im Paradeis."

Dann küßten sie einander und nannten sich Patenschwestern.

„Nun darfst du mich niemals im Stich lassen, Patenschwester," sagte die kleine Signorina; und beide Kinder waren sehr ernst und bewegt.

Sie wurden in aller Eile so gute Freundinnen, daß sie weinten, als sie sich trennen mußten.

Aber dann vergingen zwölf Jahre; die beiden Patenschwestern lebten jede in ihrer Welt und sahen einander nie. In dieser ganzen Zeit war Giannita still daheim und kam nicht ein einzigesmal nach Catania.

Aber dann geschah wirklich etwas Merkwürdiges. Giannita saß eines Nachmittags in dem Ladenstübchen ihrer Mutter und stickte. Sie war eine sehr geschickte Stickerin, so daß sie oftmals mit Arbeit fast überhäuft war. Aber das Sticken greift die Augen an, und in Giannitas Stübchen war es sehr dunkel. Sie hatte daher die Tür zum Laden ein wenig geöffnet, damit etwas mehr Licht hereinfalle.

Gleich nachdem es vier Uhr geschlagen hatte, kam die alte Müllerswitwe Rosa Alfari am Laden vorüber. Donna Olivias Laden war sehr einladend, wenn man von der Straße aus hineinsah. Der Blick glitt durch die offene Halbtür zu den großen Körben mit frischem Gemüse und bunten Früchten, und ganz im Hintergrunde sah man die Umrisse von Giannitas schönem Kopf. Donna Rosa Alfari blieb stehen und begann mit Donna Olivia zu reden, nur weil der Laden so einladend aussah.

Rosa Alfari hatte immer zu jammern und zu klagen; jetzt war sie wieder ärgerlich, weil sie in der nächsten Nacht allein nach Catania reisen mußte.

„Es ist ein Unglück, daß der Postwagen nicht vor zehn Uhr durch Diamante kommt," sagte sie. „Ich schlafe gewiß unterwegs ein, und womöglich stiehlt man mir dann mein Geld. Und was soll ich anfangen, wenn ich nachts um zwei Uhr in Catania ankomme?"

4*

Da rief plötzlich Giannita in den Laden herein:

„Wollet Ihr nicht mich nach Catania mitnehmen, Donna Alfari?“

Sie fragte halb im Scherz, ohne eine Antwort zu erwarten.

Aber Rosa Alfari griff die Worte eifrig auf.

„Gott, Kind, willst du mich begleiten, willst du das wirklich?“ rief sie.

Giannita trat in den Laden, ganz rot vor Freude.

„Ob ich will,“ sagte sie. „Ich bin seit zwölf Jahren nicht mehr in Catania gewesen.“

Rosa Alfari sah das Mädchen sehr erfreut an, denn Giannita war groß und kräftig, ihre Augen strahlten vor Lebenslust, und um ihre Lippen spielte ein sorgloses Lächeln.

Das war eine herrliche Reisegefährtin.

„Mach dich fertig, Kind,“ sagte die Alte. „Du gehst um zehn Uhr mit mir, das ist abgemacht.“

Am nächsten Tag wanderte Giannita auf den Straßen von Catania umher. Aber sie dachte immerfort an ihre Patenschwester. Es war ihr so merkwürdig, daß sie dieser nun so nahe war. Giannita liebte ihre Patenschwester, und zwar nicht allein, weil San Giovanni befohlen hatte, daß Patengeschwister sich lieb haben sollen, sondern sie verehrte das kleine Mädchen in dem seidnen Kleide als das schönste, was sie je gesehen hatte. Es war fast ihr Abgott geworden.

Sie wußte nur so viel von der Patenschwester, daß sie noch nicht verheiratet war und noch in Catania wohnte. Ihre Mutter war gestorben; aber sie hatte ihren Vater nicht verlassen wollen, sondern war als Herrin des Hauses bei ihm geblieben.

„Ich muß es so einrichten, daß ich sie sehe,“ dachte Giannita.

So oft eine vornehme Kutsche daherfuhr, dachte Giannita: „Das kann meine Patenschwester sein." Und sie betrachtete aufmerksam die Damen in den Wagen, um zu sehen, ob nicht eine von ihnen dem kleinen Mädchen mit dem üppigen Haar und den großen Augen gleiche.

Ihr Herz begann ganz stürmisch zu klopfen. Sie hatte sich immer nach ihrer Patenschwester gesehnt. Sie selbst war noch unverheiratet, weil sie einen jungen Bildschnitzer, Gaetano Alagona, liebte, dieser ihr aber nie die geringste Aufmerksamkeit erzeigt hatte. Giannita war ihm deshalb oft böse gewesen, und nicht zum mindesten hatte es sie geärgert, daß sie dadurch ihre Patenschwester nie zu ihrer Hochzeit einladen konnte.

Sie war auch stolz auf ihre Patenschwester gewesen und hatte sich für viel vornehmer gehalten als andre Mädchen, nur weil sie eine so feine Patenschwester hatte. Wenn sie nun zu ihr ging, da sie ohnedies in der Stadt war, würde dies auf die ganze Reise einen Glanz werfen.

Während sie hierüber nachdachte, kam ein Zeitungsjunge dahergestürzt. „Giornale da Sicilia!" schrie er. „Prozeß Palmeri! Große Betrügereien!"

Die hochgewachsene Giannita packte den Jungen beim Nacken, als er an ihr vorüberrannte. „Was sagst du?" herrschte sie ihn an. „Du lügst, du lügst!" Und sie hätte ihn beinahe geschlagen.

„Kauft meine Zeitung, Signorina, ehe Ihr mich schlagt," sagte der Junge.

Giannita kaufte die Zeitung und begann zu lesen. Da fand sie sogleich den Prozeß Palmeri.

„Da dieser Fall heute vor Gericht verhandelt wird," stand in der Zeitung, „wollen wir einen Bericht davon geben." Giannita las und las. Sie las mehreremale, ehe sie verstand. Und als sie endlich verstand, zitterte sie am ganzen Leibe vor Entsetzen.

Der Vater ihrer Patenschwester, der große Weinbergbesitzer, war völlig ruiniert, weil die Reblaus die Weinstöcke zerstört hatte. Und dies war noch das geringste. Er hatte auch Wohltätigkeitsgelder, die seiner Obhut anvertraut gewesen waren, durchgebracht. Man hatte ihn verhaftet, und heute sollte die Gerichtsverhandlung stattfinden.

Giannita ballte die Zeitung zusammen, warf sie auf den Boden und trat sie mit Füßen. Etwas Besseres verdiente sie nicht, wenn sie solche Neuigkeiten brachte. Aber dann stand das Mädchen ganz niedergeschlagen da.

Sie war tief betrübt, daß ihr dies widerfahren mußte, jetzt wo sie nach zwölf Jahren wieder zum erstenmal nach Catania kam. „Lieber Gott," sagte sie, „hast du am Ende eine besondere Absicht dabei?"

Daheim in Diamante wäre es wohl niemand eingefallen, ihr zu sagen, was sich in Catania zutrug. War es also eine Schickung, daß sie gerade am Tage der Gerichtssitzung herkommen mußte?

„Hört, Donna Alfari," sagte sie, „Ihr könnt tun, was Ihr wollt, ich muß hinauf in den Gerichtssaal."

Giannita war fest entschlossen, niemand konnte sie zum Wanken bringen.

„Begreift Ihr denn nicht, daß Gott Euch nicht um Euer selbst willen, sondern gerade um dieser Sache willen bewogen hat, mich nach Catania mitzunehmen?" sagte sie zu Rosa Alfari.

Giannita zweifelte keinen Augenblick daran, daß übernatürliche Mächte dabei mitgewirkt hatten.

Rosa Alfari mußte sie gehen lassen, und Giannita fragte sich nach dem Gerichtsgebäude durch. Mitten unter Gassenjungen und Handwerkern stand sie auf dem Zuschauerplatz, und dann sah sie den Kavaliere Palmeri auf der Anklagebank. Es war ein vornehmer alter Herr mit weißem Knebelbart und Schnurrbart. Giannita erkannte ihn sogleich wieder.

Sie hörte, daß er zu einem halben Jahr Gefängnis verurteilt wurde, und Giannita glaubte immer deutlicher zu erkennen, daß sie als Sendbote Gottes hierhergekommen sei. „Nun wird meine Patenschwester meiner schon bedürfen," dachte sie.

Sie ging wieder auf die Straße und fragte sich nach dem Palast Palmeri durch.

Auf dem Wege dorthin fuhr ein Wagen an ihr vorüber. Sie schaute auf, und ihre Augen begegneten denen der Dame, die im Wagen saß. In demselben Augenblick war es, als ob jemand zu ihr sagte: „Sieh, das ist deine Patenschwester."

Die Dame im Wagen war sehr blaß, sie saß gebeugt da, und ihre Augen hatten einen flehenden Ausdruck. Giannita gewann sie sogleich herzlich lieb. „Du hast mich so oft froh gestimmt," sagte sie, „weil ich Freude von dir erhoffte. Nun kann ich dich vielleicht dafür belohnen."

Giannita war ganz andächtig gestimmt, als sie die hohe weiße Marmortreppe des Palazzo Palmeri hinaufstieg, aber plötzlich überfiel sie ein Zweifel. „Meint denn Gott, ich könne für die etwas tun, die in solcher Pracht aufgewachsen ist? Hat er denn vergessen, daß ich nur die arme Giannita von Diamante bin?"

Sie ließ der Signora durch einen Diener einen Gruß bestellen und ihr sagen, daß ihre Patenschwester sie sprechen möchte. Als dann der Diener zurückkam und ihr sagte, daß die Signora sie heute nicht annehmen könne, war sie sehr überrascht. Sollte sie sich damit zufrieden geben? O nein, o nein!

„Sagt der Signora, daß ich hier den ganzen Tag warten würde, denn ich müsse sie durchaus sprechen."

„Die Signorina wird in einer halben Stunde den Palast verlassen," sagte der Diener.

Da geriet Giannita ganz außer sich.

„Aber ich bin doch ihre Patenschwester, versteht Ihr denn das nicht?“ sagte sie zu dem Manne. „Ich muß sie sprechen.“

Der Diener lächelte und rührte sich nicht von der Stelle.

Aber Giannita wollte sich nicht abweisen lassen. Sie sei ja von Gott gesandt. Das müsse er doch begreifen, sagte sie, indem sie die Stimme erhob. Sie sei von Diamante und seit zwölf Jahren nicht mehr in Catania gewesen. Bis gestern nachmittag um vier Uhr habe sie nicht daran gedacht, hierher zu fahren. Er solle bedenken, bis gestern nachmittag um vier Uhr.

Der Diener rührte sich nicht von der Stelle. Giannita war gerade im Begriff, ihm ihre ganze Geschichte zu erzählen, um ihn zu erweichen, als die Tür sich öffnete. Ihre Patenschwester stand auf der Schwelle.

„Wer spricht hier von gestern um vier Uhr?“ sagte sie.

„Eine Fremde, Signorina Micaela.“

Doch nun brauste Giannita auf. Sie sei durchaus keine Fremde, sondern die Patenschwester aus Diamante, die vor zwölf Jahren mit Donna Elisa hier gewesen sei. Ob die Signorina sich ihrer nicht entsinnen könne? Ob sie sich nicht mehr daran erinnre, daß sie einen Granatapfel miteinander geteilt hätten?

Die Signorina hörte nicht auf diese Worte.

„Was geschah gestern um vier Uhr?“ fragte sie sehr erregt.

„Da bekam ich Gottes Befehl, zu dir zu gehen, Patenschwester,“ sagte Giannita.

Die andre sah sie erschreckt an.

„Komm mit mir,“ sagte sie, besorgt, daß der Diener hören könnte, was Giannita ihr zu sagen habe.

Sie ging durch mehrere Zimmer, ehe sie anhielt.

Dann wandte sie sich so jäh an Giannita, daß diese erschreckt zusammenfuhr.

„Sag es mir schnell!“ rief sie. „Quäle mich nicht, laß es mich gleich hören!“

Die Signorina war ebenso groß wie Giannita, dieser aber sonst ganz unähnlich. Sie war feiner gebaut, und es sah aus, als ob sie, die Weltdame, sich weniger beherrschen könne als das Landmädchen. Alles, was sie fühlte, war deutlich in ihrem Gesicht zu lesen. Sie bemühte sich nicht einmal, es zu verbergen.

Giannita war so erstaunt über ihre Heftigkeit, daß sie nicht sogleich eine Antwort fand.

Da hob ihre Patenschwester in Verzweiflung die Arme empor, und die Worte strömten ihr von den Lippen. Sie sagte, sie wisse, daß Giannita von Gott den Auftrag erhalten habe, ihr Kunde von neuem Unglück zu bringen. Sie wisse, daß Gott sie hasse.

Giannita schlug die Hände zusammen. Gott sie hassen! Im Gegenteil, im Gegenteil!

„Doch, doch,“ sagte Signorina Palmeri. „Es ist so.“ Und als ob sie sich im stillen vor Giannitas Botschaft fürchtete, sprach sie gleich weiter. Sie ließ Giannita gar nicht zu Wort kommen, sondern unterbrach sie beständig. Von all dem, was ihr in den letzten Tagen widerfahren war, schien sie so erschreckt zu sein, daß sie sich nicht mehr beherrschen konnte.

Giannita werde wohl begreifen, daß Gott sie hassen müsse, sagte sie. Sie habe etwas Fürchterliches getan. Sie habe ihren Vater verlassen, ihn verraten. Giannita werde wohl auch das vierte Gebot gelernt haben. Dann unterbrach sie sich selbst mit einer neuen, heftigen Frage, warum Giannita ihr denn nicht sage, was sie ihr mitzuteilen habe. Sie erwarte ja nichts andres als Böses, sie sei auf alles gefaßt.

Aber die arme Giannita konnte nicht zu Wort kommen, denn sobald sie reden wollte, bekam die Signorina Angst und unterbrach sie. Sie erzählte ihr ihre eigene Geschichte, wie um Giannita zu bewegen, nicht hart gegen sie zu sein.

Giannita dürfe nicht glauben, daß ihr Unglück allein in dem Verlust ihres eignen Wagens oder ihrer Loge im Theater, ihrer schönen Kleider und ihrer Bedienung und des Daches über ihrem Kopf bestehe. Auch darin liege es nicht, daß sie alle ihre Freunde verloren habe und nicht wisse, wo sie jetzt Schutz suchen solle. Auch das sei nicht das schlimmste, daß sie sich vor aller Welt schämen müsse und es nicht wagen dürfe, einem Menschen ins Gesicht zu sehen.

Neben diesem allem sei etwas noch viel Schlimmeres.

Sie hatte sich niedergesetzt und schwieg nun einen Augenblick, während sie sich wie in Angst hin- und herwiegte. Aber als Giannita zu sprechen anfing, unterbrach sie sie wieder und sagte, Giannita könne sich gar keine Vorstellung machen, wie sehr ihr Vater sie geliebt habe. Er habe sie stets in Glanz und Pracht leben lassen, gerade wie eine Fürstin.

Sie selbst habe nicht viel für ihn getan, sondern ihn immer nur allerlei Vergnügen für seine Tochter ausdenken lassen. Es sei kein Opfer von ihr gewesen, daß sie sich nicht verheiratet habe, denn sie habe nie einen Menschen so geliebt wie ihren Vater, und ihre eigene Heimat sei prächtiger gewesen als irgend eine andre.

Aber dann sei eines Tages ihr Vater zu ihr gekommen und habe gesagt: „Man will mich verhaften. Es heißt, ich habe gestohlen, aber das ist nicht wahr." Sie habe ihm geglaubt und ihm geholfen, sich vor den Karabinieri versteckt zu halten. Und diese hätten ihn vergebens

in Catania, auf dem Ätna und in ganz Sizilien gesucht. Als aber die Polizei den Signor Palmeri nirgends gefunden habe, hätten die Leute zu tuscheln angefangen. „Es ist ein hoher Herr,“ sagten sie, „und die hohen Herren helfen ihm, sonst müßte man ihn schon längst gefunden haben.“ Und dann sei der Präfekt von Catania zu ihr gekommen. Sie habe ihn lächelnd empfangen, und der Präfekt habe getan, als wolle er nur von Rosen und vom schönen Wetter sprechen. Dann aber habe er gesagt: „Signorina, bitte, lest dieses Papierchen und betrachtet die Unterschrift genau.“ Sie habe gelesen und gelesen. Und was habe sie gesehen? Ihr Vater war nicht unschuldig. Ihr Vater hatte das Geld andrer genommen.

Als der Präfekt gegangen war, sei sie zu ihrem Vater geeilt. „Du bist schuldig,“ habe sie zu ihm gesagt. „Tu, was du willst, aber ich kann dir nicht mehr helfen.“ Ach, sie habe nicht gewußt, was sie sagte. Sie sei von jeher sehr stolz gewesen, und der Gedanke, daß ihr Name mit Schande befleckt werde, sei ihr unerträglich gewesen. Einen Augenblick habe sie gewünscht, ihren Vater lieber tot vor sich zu sehen, als daß dies geschehen wäre. Vielleicht habe sie es ihm auch gesagt. Sie wisse nicht mehr genau, was sie alles gesagt habe.

Aber seitdem habe Gott sie verlassen. Die entsetzlichsten Dinge seien geschehen. Ihr Vater habe sie beim Wort genommen und sich selbst dem Gericht gestellt. Und seit er im Gefängnis sei, wolle er sie nicht mehr sehen. Er beantworte ihre Briefe nicht, und die Speisen, die sie ihm sende, schicke er unberührt wieder zurück. Das sei das schrecklichste von allem. Er scheine zu glauben, daß sie ihn vergiften wolle.

Sie sah Giannita so ängstlich an, als erwarte sie ein Todesurteil.

„Warum sagst du nicht, was du mir zu sagen hast?" fuhr sie auf. „Du bringst mich um."

Aber es war ihr unmöglich, sich selbst zum Schweigen zu bringen.

„Du mußt wissen, daß dieser Palast verkauft ist, und der Käufer hat ihn an eine englische Dame vermietet, die heute noch einziehen will. Einige ihrer Sachen sind schon gestern hierhergebracht worden, und unter diesen ist ein kleines geschnitztes Christusbild. Ich sah es, als ich durch den Vorplatz ging, Giannita. Die Träger hatten es aus einem Reisesack herausgenommen und auf den Boden gelegt. Es ist so übel zugerichtet, daß keiner acht darauf gab. Seine Krone ist verbogen und sein Wickelband beschmutzt, und alle die vielen kleinen Schmucksachen, mit denen es behängt ist, sind mit Grünspan bedeckt und teilweise zerbrochen. Aber als ich das Christusbild auf dem Boden liegen sah, hob ich es auf, trug es ins Zimmer hinein und stellte es auf einen Tisch. Und während ich dies tat, fiel mir ein, daß ich seine Hilfe anrufen könnte. Ich kniete davor nieder und betete lange. ‚Hilf mir in meiner großen Not!' sagte ich zu dem Christuskind.

Während ich so betete, war es mir, als wolle mir das Bild antworten.

Ich hob den Kopf, aber das Kind stand ebenso unbeweglich da wie zuvor. In diesem Augenblick schlug eine Uhr. Sie schlug vier Schläge, und da war es mir, als habe sie vier Worte gesagt. Es war mir, als habe das Christuskind auf meine Bitte mit einem vierfältigen Ja geantwortet.

Dies machte mir Mut, Giannita, so daß ich heute nach dem Justizpalast fuhr, um meinen Vater zu sehen. Er aber sah mich während der ganzen Zeit, wo er vor dem Richter stand, nicht ein einzigesmal an. Ich benutzte den Augenblick, wo er fortgeführt wurde, um mich in

einem der schmalen Gänge vor ihm niederzuwerfen. Ach, Giannita, er ließ mich durch die Soldaten hinausführen, ohne ein Wort mit mir gesprochen zu haben!

Siehst du nun, daß Gott mich haßt? Als ich dich vorhin von gestern nachmittag um vier Uhr sprechen hörte, erschrak ich heftig. Das Christuskind sendet mir ein neues Unglück, dachte ich. Es haßt die Tochter, die ihren Vater verraten hat."

Als Micaela dies gesagt hatte, schwieg sie endlich und lauschte atemlos, was Giannita sagen würde.

Nun erzählte Giannita ihre Geschichte.

„Sieh, sieh, ist das nun nicht merkwürdig?" sagte sie schließlich. „Ich bin seit zwölf Jahren nicht in Catania gewesen, und dann muß ich ganz unerwartet heute hierherkommen. Ich hatte keine Ahnung von dem, was geschehen war, aber sobald ich den Fuß hier auf die Straße setzte, erfuhr ich von deinem Unglück. Gott hat mich gesandt, sagte ich mir. Er hat mich gerufen, daß ich meiner Patenschwester helfe."

Signorina Palmeris Augen richteten sich unruhig fragend auf Giannita. Nun würde wohl der neue Schlag kommen. Sie nahm ihren ganzen Mut zusammen, um ihn auszuhalten.

„Was kann ich nun für dich tun, Patenschwester?" fragte Giannita. „Weißt du, was ich dachte, als ich durch die Straßen ging? Ich will sie fragen, ob sie mit mir nach Diamante gehen will, dachte ich. Ich weiß dort ein altes Haus, wo wir billig wohnen könnten. Und ich würde nähen und sticken, so daß wir davon leben könnten. Als ich noch auf der Straße war, meinte ich, dies ließe sich wohl ausführen, aber nun begreife ich, daß es ganz unmöglich ist. Du machst andre Ansprüche ans Leben als ich, aber sage mir nun, ob ich etwas für dich tun kann. Du darfst mich nicht zurückstoßen, denn Gott hat mich gesandt."

Die Signorina beugte sich über Giannita. „Nun?“ sagte sie ängstlich.

„Du mußt mich für dich tun lassen, was in meinen Kräften steht, denn ich liebe dich,“ sagte Giannita. Sie sank auf ihre Knie nieder und umschlang die Signorina mit ihren Armen.

„Hast du mir sonst nichts zu sagen?“ fragte die Signorina.

„Leider nicht,“ erwiderte Giannita, „ich bin nur ein armes, schwaches Mädchen.“

Da veränderten sich die Züge der Signorina wie mit einem Zauberschlag; ihr Antlitz leuchtete, und ihre Augen begannen zu strahlen. Nun zeigte es sich, daß sie eine große Schönheit war.

„Giannita,“ flüsterte sie kaum hörbar, „glaubst du, daß dies ein Wunder ist? Glaubst du, daß Gott um meinetwillen Wunder tut?“

„Ja gewiß,“ flüsterte Giannita zurück.

„Ich bat das Christusbild, mir zu helfen, und da sendet es dich. Glaubst du, daß dich das Christuskind gesandt hat?“

„Ja, es war das Christuskind.“

„Gott hat mich also nicht verlassen, Giannita?“

„Nein, Gott hat dich nicht verlassen.“

Die Patenschwester weinte eine Weile. Es war ganz still im Zimmer.

„Als du kamst, Giannita,“ begann die Signorina wieder, „meinte ich, es bleibe mir nichts andres übrig, als mich zu töten. Ich wußte nicht aus noch ein und glaubte, Gott hasse mich.“

„Aber sag mir nun, was ich für dich tun kann, Patenschwester,“ sagte Giannita.

Die Signorina zog Giannita an sich und küßte sie.

„Es ist ja genug, daß du von dem kleinen Christuskinde gesandt bist," sagte sie. „Es genügt mir zu wissen, daß Gott mich nicht verlassen hat."

IV

Diamante

Micaela Palmeri war mit Giannita auf dem Wege nach Diamante. Sie hatten sich um drei Uhr morgens in den Postwagen gesetzt und fuhren nun auf der schönen Straße dahin, die auf dem untern Abhang des Ätna um den Berg herumführt. Aber es war noch ganz dunkel, so daß sie nichts von der sie umgebenden Landschaft sahen.

Doch die junge Signorina beklagte sich nicht darüber. Von ihrem tiefen Kummer ganz hingenommen, saß sie mit gesenkten Augen da. Auch als der Tag graute, hatte sie keine Lust, sich umzuschauen. Erst als sie schon ganz nahe bei Diamante waren, konnte Giannita sie bewegen, die Gegend zu betrachten.

„Sieh jetzt hinauf! Dies ist Diamante, das deine Heimat werden soll," sagte sie.

Da sah Micaela Palmeri zu ihrer Rechten den mächtigen Ätna, der ein großes Stück aus dem Himmel herausschnitt. Hinter dem Berge ging gerade die Sonne auf, und als der oberste Rand der Sonnenscheibe über dem Bergrand hervorsah, schien die weiße Höhe sich zu entzünden und Funken und Strahlen auszusenden.

Aber Giannita forderte sie auf, nach der andern Seite hinauszusehen. Auf dieser Seite sah sie die ganze zackige Bergkette, die den Ätna wie eine mit vielen Türmen gezierte Mauer umgibt, in der Glut des Sonnenaufgangs erröten.

Doch Giannita deutete noch nach einer andern Seite. Das sei es nicht, was sie sehen müsse, das nicht. Nun senkte Micaela den Blick und sah hinunter in ein schwarzes Tal. Da glänzte der Boden wie Samt, und der weiße Simeto rauschte in der Tiefe dahin.

Aber noch immer sah sie nicht nach der richtigen Seite.

Da endlich erblickte sie den steilen Monte Chiaro, der aus dem schwarzen wie mit Samt bekleideten Tal aufstieg, vom Morgenlicht rot übergossen und von Palmen umgeben, deren Kronen ihn beschatten wie große Sonnenschirme. Und auf seinem Gipfel sah sie eine mit Türmen gezierte und von Mauern umgebene Stadt, deren Fenster und Wetterfahnen im Sonnenschein glitzerten.

Bei diesem Anblick ergriff Micaela Palmeri Giannita am Arm und fragte sie, ob das eine wirkliche Stadt sei, und ob Menschen darin wohnten.

Sie hielt es für eine der himmlischen Städte, die wie eine Traumerscheinung wieder verschwinden würde. Sie war überzeugt, daß noch nie ein Mensch diesen Weg gewandert sei, der von der Talwand über starke Bogen zum Monte Chiaro hinübersprang, im Zickzack am Berg hinauflief und in dem düstern Stadttor verschwand.

Als sie jedoch Diamante näher kam und sah, daß es wirklich eine irdische Stadt war, traten ihr die Tränen in die Augen. Sie war gerührt, daß die Erde für sie noch soviel Schönheit habe, denn sie hatte geglaubt, sie würde diese, nachdem sie der Schauplatz ihres großen Unglücks gewesen war, fortan nur noch grau und trüb und mit Dornen und giftigen Blumen bedeckt finden.

Mit gefalteten Händen fuhr sie in das ärmliche Diamante ein, als ziehe sie in ein Heiligtum ein. Und es war ihr, als müsse ihr diese Stadt ebensoviel Glück als Schönheit entgegenbringen.

V

Don Ferrante

Ein paar Tage später stand Gaetano in seiner Werkstatt und schnitzte Weinlaub in Rosenkranzkugeln. Es war Sonntag, aber Gaetano machte sich kein Gewissen daraus, an diesem Tag zu arbeiten, denn seine Arbeit geschah ja zur Ehre Gottes.

In der letzten Zeit hatte sich seiner große Unruhe und Angst bemächtigt. Er hatte eingesehen, daß die Zeit, die er nun in Ruhe bei Donna Elisa zugebracht hatte, ein Ende haben und er bald in die weite Welt hinausziehen mußte.

Denn über Sizilien war große Armut hereingebrochen; er sah die Not von Stadt zu Stadt und von Haus zu Haus gehen wie eine Pest, und jetzt war sie auch nach Diamante gekommen.

Deshalb kam nie mehr ein Mensch in Donna Elisas Laden, um etwas zu kaufen. Die von Gaetano verfertigten kleinen Heiligenbilder standen in langen Reihen auf den Borten, und die Rosenkränze hingen in großen Bündeln am Ladentisch. Donna Elisa war in schwerer Not und großer Sorge, weil sie nichts verdienen konnte.

Gaetano betrachtete das als ein Zeichen, daß er Diamante verlassen und in die Welt hinausziehen solle, ja, daß er auswandern müsse, wenn sich kein andrer Ausweg fände. Denn er konnte doch nicht immerfort zu Gottes Ehre Bilder schnitzen, die niemals verkauft wurden, und Rosenkranzkugeln drehen, die nie durch die Finger eines Beters glitten.

Er meinte, irgendwo in der Welt müsse es doch einen schönen neugebauten Dom geben, dessen Wände zwar auf-

geführt waren, die aber im Innern noch vor Nacktheit starrten. Und dieser Dom harre und warte nur auf Gaetano, damit er seine Chorstühle und den Altar und die Kanzel und den Bücherschrank und den Heiligenschrein schnitze. Und sein Herz brannte vor Sehnsucht nach dieser Arbeit, die seiner harrte.

Aber dieser Dom fand sich nicht auf Sizilien, denn da dachte man nicht daran, eine neue Kirche zu bauen, er mußte also weit weg sein, in Ländern wie Florida oder Argentinien, die noch nicht von heiligen Gebäuden überfüllt sind. Bei diesen Gedanken war ihm ängstlich und doch froh zumute und er arbeitete mit doppeltem Eifer weiter, damit Donna Elisa genug zu verkaufen hätte, während er fort war und große Reichtümer für sie erwarb.

Jetzt wartete er nur noch auf ein Zeichen von Gott, um die Reise endgültig festzusetzen. Das Zeichen aber sollte ihm Mut machen, Donna Elisa seine Absicht mitzuteilen. Er wußte ja, welchen Schmerz seine Abreise ihr bereiten würde, daß er sich gar nicht denken konnte, wie er es übers Herz bringen sollte, mit ihr davon zu sprechen.

Während er eben hierüber nachdachte, trat Donna Elisa in den Laden. Da sagte er sich, daß er es ihr an dem heutigen Tag gewiß nicht sagen könnte, denn heute war Donna Elisa froh gestimmt. Sie schwatzte, und ihre Augen strahlten.

Gaetano fragte sich, wann er sie zum letztenmal so gesehen habe. Ach, seit die Not bei ihnen herrschte, war es, als lebten sie vom Tageslicht abgeschlossen in einer der Höhlen des Ätna!

Sie fragte Gaetano, warum er nicht mit auf dem Markt gewesen sei, um die Musik zu hören. Warum er denn niemals komme, um ihren Bruder, Don Ferrante,

dort zu sehen und zu hören. Er, Gaetano, sehe ihn ja nur in seinem Laden, in seiner Zipfelmütze und in einem Wams, und deshalb wisse er gar nicht, was das für ein Mann sei. Er halte ihn für einen alten häßlichen Krämer mit einem runzligen Gesicht und struppigen Bart. Ja, wer Don Ferrante nicht am Sonntag gesehen habe, wenn er die Musik dirigiere, der kenne ihn allerdings nicht.

Heute nun habe er eine neue Uniform gehabt; einen Dreispitz mit grün=rot=weißen Federn, einen silbergestickten Kragen, Epauletten mit silbernen Fransen, silberne Schnüre auf der Brust und einen Säbel an der Seite. Und als er den Dirigentenstuhl bestiegen habe, hätten sich die Runzeln in seinem Gesicht geglättet, und seine Gestalt sei gleichsam gewachsen. Man hätte ihn geradezu schön nennen können.

Als er die Cavalleria Rusticana dirigierte, habe man kaum zu atmen gewagt. Und Gaetano solle nur denken, sogar die großen Häuser am Markte hätten mitgesungen. Donna Elisa habe deutlich gehört, daß aus dem schwarzen Palazzo Geraci ein Liebeslied herausgeklungen habe, und aus dem Nonnenkloster, obwohl es verlassen sei, habe eine schöne Hymne über den Markt hingetönt. Und als die Musik eine Pause machte, sei der schöne Advokat Favara, der einen schwarzen Samtrock trug und einen großen Räuberhut und ein feuerrotes Halstuch, zu Don Ferrante getreten und habe auf die Seite des Markts gedeutet, wo man den Ätna und das Meer sieht, und habe gesagt: ‚Don Ferrante, Ihr erhebt uns zum Himmel wie der Ätna, und Ihr führt uns zum Ewigen wie das unendliche Meer!‘ Hätte Gaetano ihren Bruder Don Ferrante heute gesehen, heute hätte er ihn lieben müssen, jedenfalls hätte er anerkennen müssen, daß er ein stattlicher Mann sei. Als er einen Augenblick den Taktstock niedergelegt und den Advokaten untergefaßt habe, um mit ihm auf den

5*

Steinfließen zwischen dem römischen Tor und dem Palazzo Geraci auf- und abzugehen, habe jedermann gesehen, daß er sich gut mit dem schönen Favara messen könne.

Donna Elisa habe mit der Frau des Sindaco Voltaro auf der steinernen Bank am Dom gesessen. Und da habe die Signora Voltaro, nachdem sie Don Ferrante eine Weile betrachtet hatte, plötzlich gesagt: ,Donna Elisa, Euer Bruder ist ja noch ein junger Mann. Er kann noch heiraten, trotz seiner fünfzig Jahre.'

Und sie, Donna Elisa, habe ihr erwidert, daß sie auch jeden Tag den Himmel darum bitte.

Aber kaum habe sie dieses gesagt, da sei eine in Trauer gekleidete Dame auf dem Markt erschienen. Noch niemals habe sie etwas so Schwarzes gesehen. Nicht allein seien das Kleid, der Hut und die Handschuhe schwarz gewesen, sondern auch der Schleier so dicht, daß man kaum ein weißes Gesicht darunter habe vermuten können. Santissimo Dio! es sei gerade gewesen, als habe sie ein Bahrtuch über sich gehängt. Und ganz langsam und gebeugt sei sie einher geschritten. Man hätte sich beinahe vor ihr gefürchtet. Ja, man hätte sie für ein Gespenst halten können.

Der ganze Markt sei bis dahin voller Heiterkeit gewesen! Die Bauern, die über den Sonntag zu Hause waren, seien in ihren Festkleidern und roten Halstüchern in großen Scharen dagewesen. Die Bäuerinnen seien auf dem Wege zum Dom in grünen Röcken und gelben Brusttüchern über den Markt gegangen. Ein paar Fremde hätten vorn an der Balustrade gestanden und den Ätna betrachtet, und die seien weiß gekleidet gewesen. Und alle die Musikanten in ihren Uniformen, die beinahe ebenso schön seien wie die Don Ferrantes, und die blitzenden Instrumente und die bildergeschmückte Domfassade! Und der Sonnenschein und der Schneegipfel des Mongibello, der

heute so nahe gewesen sei, daß man ihn fast mit der Hand erreichen konnte, das alles sei unvergleichlich heiter gewesen.

Als nun die arme schwarze Dame mitten in dieses heitere Bild hineingetreten sei, hätten alle Leute sie angestarrt, ja, einige hätten sich bekreuzt. Und die Kinder, die das Geländer der Rathaustreppe herabrutschten, seien in einem kleinen Abstand hinter ihr hergelaufen. Sogar der faule Pietro, der drüben an der Balustrade lag, habe sich auf die Ellbogen aufgerichtet. Es sei eine Bewegung entstanden, wie wenn die Madonna von der Domkirche dahergeschritten gekommen wäre.

Aber ob wohl jemand Mitleid mit der schwarzen Dame gehabt habe, als alle Leute sie so anstarrten? Ob wohl jemand gerührt worden sei, als sie so langsam und gebeugt daherwandelte?

Jawohl, einer sei gerührt gewesen, und dieser eine sei Don Ferrante. Sein Herz sei von Musik erfüllt, er sei ein guter Mensch, und er habe gedacht: ‚Verflucht sei alles Geld, das für die Notleidenden gesammelt wird und das die Leute nur ins Unglück stürzt! Ist das nicht die arme Signorina Palmeri, deren Vater sich an einer Kasse für wohltätige Zwecke vergriffen hat, und die sich nun so schämt, daß sie ihr Gesicht nicht zu zeigen wagt?‘ Und weil er so dachte, ging Don Ferrante zu der Dame hin und trat ihr vor der Kirchentür in den Weg.

Er grüßte sie ehrerbietig und stellte sich ihr vor. ‚Wenn ich mich nicht irre,‘ sagte Don Ferrante, ‚dann seid Ihr die Signorina Palmeri. Ich möchte Euch um etwas bitten.‘

Da sei die Signorina zusammengefahren und einen Schritt zurückgetreten, wie um zu fliehen; dann sei sie aber doch stehen geblieben.

‚Es handelt sich um meine Schwester Donna Elisa,‘

habe Don Ferrante gesagt. ‚Sie hat Eure Mutter gekannt, Signorina, und sie brennt vor Verlangen, Eure Bekanntschaft zu machen. Dort drüben am Dom sitzt sie. Darf ich Euch zu ihr führen?‘

Und ohne weiteres habe Don Ferrante ihren Arm in den seinigen gelegt und sie zu Donna Elisa hingeführt. Und sie habe sich gar nicht gesträubt. Aber sie, Donna Elisa, möchte auch den sehen, der Don Ferrante widerstehen könnte.

Und da sei Donna Elisa aufgestanden und der schwarzen Dame entgegengegangen; sie habe ihr den Schleier zurückgeschlagen und sie auf beide Wangen geküßt.

Aber was für ein Gesicht! Was für ein Gesicht! Es sei vielleicht gar nicht eigentlich schön, aber es habe Augen, die ganz allein sprächen; sie klagten und jammerten, auch wenn das ganze übrige Gesicht lächle. Es könne wohl sein, daß Gaetano nach diesem Gesicht keine Madonna schnitzen werde, denn es sei zu mager und zu blaß, aber das sei sicher, Gott habe wohl gewußt, was er tat, als er diese Augen nicht in ein rosiges rundes Gesicht setzte.

Als Donna Elisa sie küßte, habe die Signorina das Köpfchen an ihre Schulter gelehnt, und ihr Körper sei ein paar mal von einem kurzen Aufschluchzen erschüttert worden, aber dann habe sie mit einem Lächeln aufgeschaut, das zu sagen schien: ‚Ach, sieht die Welt so aus? O laßt mich sie sehen und anlächeln! Darf wirklich eine arme Unglückliche es wagen, sie anzusehen, und sich sehen zu lassen? Kann ich mich noch sehen lassen?‘

Das habe sie alles ohne Worte gesagt, nur mit einem Lächeln. Was für ein Gesicht! Was für ein Gesicht!

Aber hier unterbrach Gaetano Donna Elisa.

„Wo ist sie jetzt?“ fragte er. „Ich muß sie auch sehen.“

Da sah Donna Elisa Gaetano in die Augen. Sie strahlten, als sei ein Feuer in ihnen entzündet, und eine dunkle Röte stieg ihm bis zu den Schläfen empor.

„Du wirst sie noch zeitig genug sehen," sagte sie hart. Und sie bereute jedes Wort, das sie gesagt hatte.

Gaetano sah, daß sie Angst hatte, und er erriet, was sie befürchtete. Da kam ihm der Gedanke, daß er diesen Augenblick benützen könne, um ihr zu sagen, daß er weit fort reisen wolle — bis nach Amerika.

Er verstand, daß diese fremde Signorina wirklich sehr gefährlich sein mußte. Donna Elisa war so fest überzeugt, Gaetano werde sich in sie verlieben, daß sie sich fast freute, als sie hörte, daß er die Absicht habe, Diamante zu verlassen.

Denn sie konnte sich nichts Schlimmeres denken, als eine arme Schwiegertochter, deren Vater ein Dieb war.

VI

Don Matteos Aufgabe

Und nun kam ein Nachmittag, an dem der Seelenhirte Don Matteo seine Füße in frischgewichste Schuhe steckte, eine frischgebürstete Soutane anzog und seinen Mantel in die zierlichsten Falten legte. Sein Gesicht glänzte, als er die Gasse entlang schritt, und wenn er den alten Spinnweibern vor den Türen den Segen erteilte, geschah es mit so weichen Handbewegungen, als ob er Rosen ausstreute.

Die Gasse, durch die Don Matteo ging, war von wenigstens sieben Halbbogen überspannt, gleich als ob sich jedes Haus mit seinem Gegenüber hätte verbinden wollen. Die Gasse war klein und schmal und führte, halb Treppe,

halb Weg, den Berg hinauf. Sie war stets von dem Wasser aus den Rinnsteinen überschwemmt, und es lagen immer eine Menge Apfelsinenschalen und Kohlblätter herum, auf denen man ausglitt. Wäsche hing an Seilen vom Boden an bis in alle Himmelshöhe. Nasse Jackenärmel und Schürzenbänder wurden Don Matteo vom Winde gerade ins Gesicht geweht. Und das fühlte sich so kalt und naß an, wie die Berührung von einer Leiche.

Die Gasse führte auf einen kleinen, düsteren Platz, und dort stand ein altes Haus, vor dem Don Matteo Halt machte. Es war groß und viereckig und fast ganz ohne Fenster. Aber es hatte zwei große Freitreppen mit riesigen Stufen und zwei große Türen mit schweren Schlössern daran. Die Mauern waren aus schwarzer Lava, und vorne am Haus war eine Loggia mit einem grünangelaufenen Ziegelboden, wo die Spinnweben so dicht waren, daß die geschmeidigen Eidechsen sich beinahe darin verfingen.

Don Matteo hob den Türklopfer und schlug an, daß es durchs Haus dröhnte. Da hörte man, wie alle Weiber in der ganzen Gasse zu reden und zu fragen begannen. Und man sah die Waschfrauen am Brunnen auf dem Platz das Waschbrett und den Stein weglegen und anfangen zu flüstern und zu fragen: „Was hat denn Don Matteo für einen Auftrag?“ „Warum klopft Don Matteo an die Pforte eines alten Hauses, in dem es spukt, und in dem niemand zu wohnen wagt, als die fremde Signorina, deren Vater im Gefängnis sitzt?“

Doch nun öffnete Giannita Don Matteo die Tür und führte ihn durch lange Gänge, in denen es nach Feuchtigkeit und Schimmel roch. An einigen Stellen hatten sich die Steine im Boden gelöst, und Don Matteo konnte bis in den Keller hinuntersehen, wo Scharen von Ratten über den schwarzen Boden hinhuschten.

Während Don Matteo durch das alte Haus wanderte, verging seine heitere Stimmung. Er kam an keiner Treppe vorüber, ohne mißtrauisch hinaufzuspähen, und er hörte kein Geräusch, ohne zusammenzufahren. Er wurde niedergeschlagen wie vor einem herannahenden Unglück. Er dachte an den kleinen Mauren mit dem Turban, der in diesem Hause umgehen sollte, und wenn er ihn auch nicht sah, war es ihm doch, als spüre er ihn auf irgend eine Art.

Endlich öffnete Giannita eine Tür und ließ den Geistlichen in ein Gemach eintreten. Die Wände waren hier so kahl wie in einem Stall, das Bett so hart wie das einer Nonne, und über dem Bett hing ein Madonnenbild, das nicht mehr als drei Soldi wert war.

Der Geistliche starrte die kleine Madonna an, bis ihm die Tränen in die Augen traten. Während er so dastand, trat die Signorina ein. Sie hielt den Kopf gesenkt, wie wenn sie schwer verwundet wäre, und ihre Bewegungen waren ganz langsam. Als der Pfarrer sie sah, war es ihm, als sollte er eigentlich zu ihr sagen: „Ach, Signorina, wir treffen uns in einem recht sonderbaren alten Haus. Wollt Ihr hier etwa die alten maurischen Inschriften studieren oder in den Kellern nach Mosaikbildern suchen?“ Denn der Pfarrer wurde verwirrt, als er die Signorina sah. Er konnte nicht fassen, daß diese edle Dame arm sein sollte. Er konnte nicht begreifen, daß sie in dem Hause des kleinen Mauren wohnte.

Er sagte sich, er müsse sie aus diesem Hause, in dem es spukte, und von der Armut erlösen. Und er bat die huldreiche Madonna um Kraft zu diesem Vorhaben.

Dann sagte er zu der Signorina, er komme im Auftrag des Signor Ferrante Alagona. Don Ferrante habe ihm anvertraut, daß sie seine Werbung ausgeschlagen habe.

Aber warum denn? Ob sie denn nicht wisse, daß Don Ferrante, ob er auch arm scheine, wenn er in seinem Laden stehe, doch der reichste Mann in Diamante sei? Und Don Ferrante stamme aus einem alten adeligen Geschlecht, das großes Ansehen genossen habe, sowohl daheim als auch in ganz Sizilien. Ihm gehöre auch das große Haus am Korso, das von jeher in der Familie gewesen sei. Die Signorina hätte die Werbung nicht zurückweisen sollen.

Während Don Matteo sprach, sah er, wie das Gesicht der Signorina ganz starr und bleich wurde. Er bekam fast Angst, alles zu sagen. Er fürchtete, sie könnte ohnmächtig werden.

Sie konnte ihm auch nur mit Aufbietung aller ihrer Kräfte eine Antwort geben. Die Worte wollten gar nicht über ihre Lippen. Es war, als seien sie zu entsetzlich zum Aussprechen.

Endlich sagte sie, sie könne ja wohl begreifen, daß Don Ferrante wissen wolle, warum sie seine Werbung ausgeschlagen habe. Sie sei auch sehr gerührt darüber und ihm dankbar dafür, aber seine Frau könne sie nicht werden. Sie könne nicht heiraten, denn als Mitgift würde sie nur Schande und Schmach ins Haus bringen.

„Wenn Ihr einen Alagona heiratet, liebe Signorina," sagte Don Matteo, „braucht Ihr keine Angst zu haben, daß man fragen werde, aus welcher Familie Ihr selbst stammet. Die Alagonas sind ein altes, ehrenwertes Geschlecht. Don Ferrante und seine Schwester, Donna Elisa, betrachtet man als die Vornehmsten in Diamante, obgleich die Familiengüter alle verloren gegangen sind und sie jetzt Handel treiben müssen. Don Ferrante weiß wohl, daß der Glanz des alten Namens durch eine Verbindung mit Euch nicht verloren gehen wird. Macht Euch darüber keine Sorgen, Signorina, wenn Ihr sonst geneigt seid, Don Ferrante zu heiraten."

Aber Signorina Palmeri wiederholte, was sie gesagt hatte. Don Ferrante dürfe nicht die Tochter eines Verbrechers heiraten. Bleich und verzweifelt saß sie vor Don Matteo, und es schien, als wolle sie sich im Aussprechen dieser schrecklichen Worte üben. Sie sagte, sie wolle sich nicht in eine Familie eindrängen, die sie verachten würde. Und es gelang ihr, das sehr hart und kalt zu sagen, ohne daß ihre Stimme zitterte.

Aber je mehr sie sprach, desto größer wurde Don Matteos Wunsch, ihr zu helfen. Sie kam ihm wie eine entthronte Königin vor. Und ein glühender Eifer ergriff ihn, ihr die Krone wieder aufs Haupt zu setzen und den Purpurmantel um ihre Schultern zu legen.

Don Matteo fragte sie, ob ihr Vater bald seine Gefängnisstrafe verbüßt habe, und wovon er dann zu leben gedenke.

Die Signorina antwortete, daß sie ihn mit ihrer Hände Arbeit ernähren wolle.

Don Matteo fragte sie sehr ernst, ob sie wohl auch schon darüber nachgedacht habe, wie ihr Vater, der immer ein reicher Mann gewesen sei, die Armut ertragen werde.

Da schwieg sie. Ihre Lippen bewegten sich, um eine Antwort zu geben; aber sie brachten keinen Laut hervor.

Don Matteo sprach und sprach. Sie sah immer verschüchterter aus, aber sie ergab sich doch nicht.

Schließlich wußte er nicht mehr, was tun. Wie konnte er sie aus diesem Gespensterhause erlösen? Von der Armut und von der Last der Schande, die sie zu Boden drückte? Sein Blick fiel auf das ärmliche Madonnenbild über dem Bett. Die junge Signorina war also fromm.

Da kam der Geist der Eingebung über Matteo. Er fühlte, daß Gott ihn gesandt hatte, dieses arme Weib zu retten. Als er wieder sprach, hatte seine Stimme einen

Klang, der ihm selbst fremd war. Und er fühlte, daß aus ihm ein andrer sprach.

„Meine Tochter," sagte er, indem er sich erhob. „Ihr müßt Don Ferrante heiraten um Eures Vaters willen. Die Madonna will es, meine Tochter."

Don Matteo hatte in diesem Augenblick etwas Achtunggebietendes. So hatte ihn noch kein Mensch gesehen. Die Signorina zitterte, als habe eine Geisterstimme zu ihr gesprochen, und sie faltete ihre Hände.

„Werdet Don Ferrante eine gute und treue Gattin," sagte Don Matteo, „dann gelobt Euch die Madonna durch mich, daß Euer Vater ein sorgenfreies Alter haben wird."

Da erkannte die Signorina, daß Don Matteo unter dem Einfluß einer Eingebung also redete. Sie sank auf die Knie nieder und senkte das Haupt.

„Ich werde tun, was Ihr mir befehlet," sagte sie.

— — — — — — — — — — — — —

Aber siehe, als der Seelenhirte Don Matteo aus dem Hause des kleinen Mauren heraustrat und die Gasse entlang schritt, schlug er plötzlich sein Brevier auf und begann darin zu lesen. Und obgleich die Wäschestücke ihm ins Gesicht schlugen und kleine Kinder und Apfelsinenschalen ihm absichtlich im Wege lagen, schaute er doch nur in sein Buch hinein. Er mußte Gottes große Worte vernehmen.

Denn drinnen in dem schwarzen Hause war ihm alles so sicher und gewiß vorgekommen, aber als er wieder herauskam in den Sonnenschein, begann er sich vor dem Versprechen, das er im Namen der Madonna gegeben hatte, zu ängstigen.

Don Matteo betete und las, und las und betete. „Großer Gott im Himmel," flehte er, „beschütze doch das Weib, das mir geglaubt und gehorcht hat, als sei ich ein Prophet!"

Don Matteo bog um die Ecke am Korso. Er stieß mit ein paar Eseln zusammen, die mit reisenden Frauen auf ihren Rücken daher trabten. Er lief einigen Bauersleuten, die eben von der Arbeit zurückkehrten, gerade in den Weg, ja er puffte die alten Spinnerinnen und verwirrte sich in ihrem Garn — endlich erreichte er einen kleinen dunklen Laden.

Es war eine Bude ohne Fenster, an der Ecke eines alten Palasts. Die Schwelle war wohl einen Fuß hoch, der Boden aus festgestampftem Lehm, die Tür mußte immer offen stehen, damit Licht hereindringen konnte. Um den Ladentisch drängten sich Fuhrleute und Eselstreiber.

Hinter dem Ladentisch aber stand Don Ferrante. Sein Bart war zerzaust, sein Gesicht voller Falten, und seine Stimme zischte vor Wut. Die Fuhrleute verlangten eine unverschämt hohe Bezahlung für die Fracht, die sie von Catania heraufgebracht hatten.

VII

Die Glocken von San Pasquale

Man merkte bald in Diamante, daß Don Ferrantes Frau, Donna Micaela, nur ein Kind war. Sie mochte noch so sehr wie eine feine Weltdame aussehen, sie war trotzdem nichts weiter als ein Kind. Und mehr konnte man auch nach dem Leben, das sie seither geführt hatte, nicht erwarten.

Von der Welt hatte sie nichts weiter gesehen als Theater, Museen, Ballsäle, Promenaden und Rennplätze, und das sind ja lauter Spielplätze. Sie war nie allein auf der Straße gegangen. Sie hatte nie gearbeitet. Man

hatte nie ein ernstes Wort mit ihr gesprochen, ja, sie war nicht einmal in jemand verliebt gewesen.

Als sie in den Sommerpalast einzog, vergaß sie ihre Sorgen ebenso froh und leicht wie ein Kind es getan haben würde. Und es zeigte sich, daß sie auch den spielenden Sinn eines Kindes hatte und ihre ganze Umgebung verwandeln und umschaffen konnte.

Die alte schmutzige Sarazenenstadt Diamante erschien ihr wie ein Paradies. Sie sagte, sie sei gar nicht verwundert gewesen, als Don Ferrante sie damals auf dem Markte angesprochen und später um sie geworben hätte. Es sei ihr ganz natürlich vorgekommen, daß dergleichen in Diamante geschehe. Sie habe gleich gesehen, daß Diamante eine Stadt sei, wo reiche Männer nach armen unglücklichen Mädchen suchten, um sie zu Herrinnen ihrer schwarzen Lavapaläste zu machen.

Auch der Sommerpalast gefiel ihr. Die verblaßten hundertjährigen Musseline, womit die Möbel überzogen waren, erzählten ihr ganze Geschichten. Und sie fand einen tiefen Sinn in all den Liebesszenen, die sich zwischen den Hirten und Hirtinnen auf den Wandfeldern abspielten.

Sie hatte auch sogleich das Geheimnisvolle an Don Ferrante herausgefunden, und sagte, er sei durchaus kein gewöhnlicher Krämer aus einer Winkelgasse. Er sei ein ehrgeiziger Mann, der Geld aufhäufe, um die Familiengüter auf dem Ätna und den Palast in Catania und das Schloß auf dem Gebirge wieder zurückzukaufen. Und wenn er ein Wams und eine Zipfelmütze trage wie ein Bauer, so geschehe das nur, um desto schneller wie ein spanischer Grande und ein Fürst von Sizilien auftreten zu können.

Seit seiner Verheiratung zog Don Ferrante jeden Abend einen Samtrock an, nahm eine Gitarre unter den Arm und stellte sich auf die Stufen der Tribüne im

Musiksaal, um Kanzonen zu singen. Wenn er dann sang, träumte Donna Micaela, sie habe sich mit dem edelsten Mann des ganzen schönen Sizilien vermählt.

Als Donna Micaela ein paar Monate verheiratet war, wurde ihr Vater aus dem Gefängnis entlassen und wohnte von da an bei seiner Tochter im Sommerpalast. Es gefiel ihm in Diamante, und er wurde bald mit jedermann gut Freund. Er unterhielt sich gerne mit den Bienenzüchtern und den Weingärtnern, die er im Café Europa traf, und sein tägliches Vergnügen war, an den Ätnaabhängen umherzureiten, um Altertümer zu suchen.

Seiner Tochter aber hatte er noch immer nicht vergeben. Er wohnte allerdings unter ihrem Dach, aber er behandelte sie ganz wie eine Fremde und zeigte sich in keiner Weise liebevoll gegen sie. Donna Micaela ließ ihn gewähren und tat, als merke sie es gar nicht. Sie konnte seinen Zorn nicht mehr ernst nehmen. Dieser alte Mann, den sie liebte, glaubte, er könne sie Jahr für Jahr weiter hassen. Er glaubte, er könne in ihrer Nähe leben, sie sprechen hören, ihre Augen sehen, von ihrer Liebe umgeben sein und sie doch weiter hassen! Ach, er kannte weder seine Tochter noch sich selbst. Sie träumte gar oft davon, wie es sein würde, wenn er einmal erkennen mußte, daß er besiegt war, wenn er kommen und ihr zeigen mußte, daß er sie liebte.

Eines Tages stand Donna Micaela auf ihrem Balkon und winkte ihrem Vater zu, der eben auf einem kleinen dunkelbraunen Pony wegritt, als Don Ferrante aus seinem Laden herauskam, um mit ihr zu reden. Was Don Ferrante ihr sagen wollte, war, daß es ihm gelungen sei, die Aufnahme ihres Vaters in die Brüderschaft des heiligen Herzens in Catania zu erreichen.

Aber ob auch Don Ferrante sehr deutlich sprach, Donna Micaela schien ihn doch nicht zu verstehen.

Er mußte ihr wiederholen, daß er gestern in Catania gewesen sei, und daß es ihm da gelungen sei, dem Cavaliere Palmeri Aufnahme in eine Brüderschaft zu verschaffen. In einem Monat könne er dort eintreten.

Donna Micaela fragte nur: „Was soll das heißen? Was soll das heißen?"

„Ach," sagte Don Ferrante, „kann ich es nicht endlich müde sein, für deinen Vater teuren Wein vom Festlande zu kaufen, und könnte ich nicht auch einmal selbst Lust haben, den Domenico zu reiten?"

Als er dies gesagt hatte, wollte er gehen. Es war ja nichts mehr darüber zu sagen.

„Aber so sag mir doch zuerst, was für eine Art Brüderschaft das ist?" sagte sie.

„Was für eine Brüderschaft? Nun, es wohnt eine Anzahl alter Männer dort."

„Arme alte Männer?"

„Nun ja, reiche gerade nicht."

„Sie haben wohl keine eigenen Zimmer?"

„Nein, aber sehr große Schlafsäle."

„Und sie essen aus Blechschüsseln an einem Tisch ohne Tischtuch?"

„Nein, die Schüsseln sind aus Porzellan."

„Aber ohne Tischtuch?"

„Gott, wenn nur der Tisch rein ist!"

Und um seine Frau zu beruhigen, fügte er noch hinzu:

„Es wohnen viele anständige Leute dort. Wenn du es wissen willst, man hat den Cavaliere Palmeri nicht ohne Zögern aufgenommen."

Damit ging Don Ferrante wieder in seinen Laden. Seine Frau war sehr betrübt, zugleich aber auch recht böse auf Don Ferrante. Er schien plötzlich Rang und Stand verloren zu haben und ein gewöhnlicher, einfacher Krämer geworden zu sein.

Ganz laut, obwohl niemand es hörte, sagte sie, der Sommerpalast sei nur ein häßlicher großer alter Kasten und Diamante ein armseliges elendes Nest.

Und sie werde natürlich nicht dulden, daß ihr Vater fortgehe. Don Ferrante werde schon sehen . . .

Als sie zu Mittag gegessen hatten, wollte Don Ferrante ins Café Europa gehen und Domino spielen, und er sah sich nach seinem Hute um. Donna Micaela holte den Hut und begleitete ihren Gatten auf die Gallerie hinaus, die den ganzen Hof rings umgab. Als sie so weit vom Eßzimmer entfernt waren, daß ihr Vater sie nicht mehr hören konnte, sagte sie heftig:

„Hast du etwas gegen meinen Vater?"

„Er ist mir zu teuer."

„Du bist ja reich."

„Wer hat dir das weisgemacht? Siehst du nicht, wie ich mich schinde?"

„Schränke dich lieber in etwas andrem ein."

„Ja, ich werde mich auch in andrem einschränken. Giannita hat nun genug Geschenke bekommen."

„Ach, spare doch lieber an mir!"

„Du, du bist meine Frau, du sollst es auch ferner haben, wie du es jetzt hast."

Sie schwieg einen Augenblick und überlegte, was sie sagen könnte, um ihm Angst zu machen.

„Weißt du, wie es kam, daß ich deine Frau geworden bin?"

„Jawohl."

„Weißt du auch, was der Pfarrer mir versprach?"

„Das ist die Sache des Pfarrers; ich tue, was ich will."

„Du hast vielleicht gehört, daß ich mit allen meinen Freunden in Catania brach, als ich erfuhr, daß mein Vater sich vergeblich um Hilfe an sie gewandt hatte."

„Ja, ich weiß es."

„Und daß ich hierher nach Diamante zog, damit er sie nicht mehr zu sehen brauchte und sich nicht vor ihnen schämen müßte?“

„Diese Leute kommen auch nicht in die Brüderschaft.“

„Wenn du das alles weißt, fürchtest du dich dann nicht, meinem Vater so etwas anzutun?“

„Mich fürchten? Nein, vor meiner Frau fürchte ich mich nicht.“

„Habe ich dich nicht glücklich gemacht?“ begann sie wieder.

„O ja,“ antwortete er gleichgültig.

„War es dir nicht eine Freude, mir vorzusingen? War es dir nicht angenehm, daß ich dich für den edelsten Mann auf Sizilien hielt? Hast du dich nicht gefreut, daß es mir in dem alten Palast gefiel? Warum soll das alles nun ein Ende haben?“

Er legte ihr warnend die Hand auf die Schulter und sagte:

„Du mußt bedenken, daß du nicht mit einem vornehmen Herrn aus der Via Ätna in Catania verheiratet bist.“

„Ach ja.“

„Hier oben auf dem Berge herrscht andrer Brauch als in der Ebene. Hier sind die Frauen ihren Männern untertan. Wir machen uns nichts aus schönen Worten. Wenn wir sie haben wollen, wissen wir schon, wie sie zu erlangen sind.“

Als er so sprach, erschrak sie. Im nächsten Augenblick lag sie vor ihm auf den Knien. Es war ein dunkler Abend, aber aus den erleuchteten Zimmern drang so viel Licht heraus, daß er ihre Augen sehen konnte. Mit inbrünstigem Flehen waren sie auf ihn gerichtet wie zwei herrliche Sterne.

„Sei barmherzig! Du weißt nicht, wie ich ihn liebe.“

Don Ferrante lachte.

„Damit hättest du anfangen sollen. Nun hast du mich böse gemacht.“

Sie lag noch immer auf den Knien und sah zu ihm auf.

„Es ist gut, daß du in Zukunft weißt, wie du dich zu verhalten hast.“

Sie rührte sich nicht.

Da fragte er: „Soll ich es ihm sagen, oder willst du es tun?“

Nun schämte sich Donna Micaela, daß sie sich so gedemütigt hatte. Sie erhob sich und sagte mit Würde:

„Ich werde es ihm sagen, aber erst am letzten Tage. Und du darfst ihn nichts merken lassen.“

„Nein, das werde ich gewiß nicht tun,“ sagte er, indem er ihren Ton nachahmte. „Ein kurzer Jammer ist mir auch lieber.“

Aber als er gegangen war, lachte Donna Micaela über Don Ferrante, weil er glaubte, er könne mit ihrem Vater machen, was er wollte. Sie wußte wohl, wer ihr helfen würde.

— — — — — — — — — — — — —

Im Dome zu Diamante ist ein wundertätiges Madonnenbild, das folgende Geschichte hat.

Vor langer, langer Zeit wohnte ein heiliger Eremit auf dem Monte Chiaro in einer Höhle. Dieser Eremit träumte eines Nachts, in Catanias Hafen liege ein mit Heiligenbildern beladenes Schiff, und eines dieser Bilder sei so heilig, daß die Engländer, die reicher sind als alle andern Völker, es mit Gold aufwiegen würden. Sobald der Eremit aus seinem Traum erwachte, begab er sich nach Catania. Als er dort ankam, fand er, daß er einen wahren Traum gehabt hatte. Im Hafen lag ein Schiff, das mit Heiligenbildern beladen war, und unter den Bildern war eines der heiligen Madonna, das heiliger war

6*

als alle andern. Nun bat der Eremit den Kapitän, dieses Bild nicht von Sizilien fortzuführen, sondern es ihm zu schenken. Aber der Kapitän schlug ihm seine Bitte ab.

„Ich will die Madonna nach England schaffen," sagte er, „denn die Engländer werden sie mir mit Gold aufwiegen."

Der Eremit hörte nicht auf, den Kapitän um das Bild zu bitten, so daß dieser ihn schließlich durch seine Leute ans Land setzen ließ und die Segel hißte, um abzufahren.

Es hatte den Anschein, als sollte das heilige Bild für Sizilien verloren gehen. Doch der Eremit kniete auf einem der schwarzen Lavablöcke am Ufer nieder und flehte Gott an, dies nicht zuzulassen. Und was geschah? Das Schiff konnte nicht abfahren. Der Anker war gelichtet, die Segel gehißt, und ein günstiger Wind wehte, aber drei Tage lang lag das Schiff unbeweglich wie ein Felsen. Am dritten Tag nahm der Kapitän das Madonnabild und warf es dem Eremiten zu, der noch immer am Strande auf den Knien lag. Und sogleich konnte das Schiff aus dem Hafen auslaufen. Der Eremit aber brachte das Bild zum Monte Chiaro, und heute noch ist es in Diamante und hat im Dom seine Kapelle und seinen Altar.

Zu diesem Madonnenbilde ging Donna Micaela, um für ihren Vater zu beten.

Sie begab sich in die Kapelle der Madonna, die in eine dunkle Ecke der Domkirche hineingebaut ist. Hier waren die Wände mit lauter Votivtafeln bedeckt, mit silbernen Herzen und Bildern, die von allen denen gestiftet worden waren, denen die Madonna von Diamante geholfen hatte.

Das Standbild selbst war aus schwarzem Marmor, und als Donna Micaela es in seiner Nische stehen sah, hoch und dunkel und von einem goldnen Gitterwerk

beinahe verdeckt, glaubte sie ein Gesicht zu sehen, das in sanfter Schönheit strahlte. Und ihr Herz ward von froher Hoffnung erfüllt.

Ja, das war die mächtige Himmelskönigin, die gute Mutter Maria, die Tiefbetrübte, die alles Leid verstand, sie würde nicht zugeben, daß man ihr den Vater entriß.

Hier würde ihr sicher rasch geholfen. Sie brauchte nur vor ihr niederzufallen und ihr ihre Not zu klagen, dann stand ihr die schwarze Madonna bei.

Während sie betete, fühlte sie ganz deutlich, daß Don Ferrante in diesem Augenblick schon andrer Meinung geworden war. Wenn sie heimkam, würde er ihr entgegenkommen und ihr sagen, daß sie ihren Vater behalten dürfe.

— — — — — — — — — — — — —

Es war drei Wochen später.

Donna Micaela trat aus dem Sommerpalast, um zur Morgenmesse zu gehen. Doch ehe sie sich in die Kirche begab, ging sie in Donna Elisas Laden, um ein Wachslicht zu kaufen. Es war noch so früh am Tage, daß sie fürchtete, der Laden sei am Ende noch nicht aufgemacht; aber er war schon offen, und sie freute sich, daß sie nun eine Gabe für die schwarze Madonna mitnehmen konnte.

Der Laden war leer, als Donna Micaela eintrat, und um Donna Elisa herbeizurufen, machte sie die Tür wiederholt auf und zu, daß die Klingel anschlug. Schließlich kam jemand, aber es war nicht Donna Elisa, sondern ein junger Mann.

Dieser junge Mann war Gaetano, den Donna Micaela kaum kannte. Denn Gaetano hatte so viel von ihr gehört, daß er sich vor einem Zusammentreffen mit ihr förmlich fürchtete, und wenn sie zu Donna Elisa gekommen war, hatte er sich jedesmal in seine Werkstatt eingeschlossen. Donna Micaela wußte nichts weiter von ihm, als daß er von Diamante fortreisen wolle, und daß er beständig

Heiligenbilder schnitze, damit Donna Elisa etwas zu verkaufen habe, während er in Argentinien große Reichtümer sammeln wollte.

Als nun Donna Micaela Gaetano sah, fand sie ihn so schön, daß sein Anblick Freude in ihrem Herzen hervorrief. Sie war voller Unruhe wie ein gehetztes Reh, aber kein noch so großer Kummer hätte sie hindern können, sich an etwas Schönem zu erfreuen.

Sie fragte sich, wo sie ihn schon früher gesehen haben könnte, und da fiel ihr ein, daß sie in der herrlichen Gemäldesammlung im Palast ihres Vaters zu Catania dieses Antlitz gesehen hatte. Aber der dort abgebildete Jüngling hatte keine Arbeiterbluse getragen, sondern einen weichen schwarzen Filzhut mit einer langen, wallenden weißen Feder und einen breiten Spitzenkragen über dem Samtrock. Und er war von dem großen Meister van Dyck gemalt gewesen.

Donna Micaela bat Gaetano um ein Wachslicht, und er begann nach einem solchen zu suchen. Aber wie merkwürdig! Gaetano, der doch jeden Tag in dem kleinen Laden war, schien ganz fremd darin zu sein. Er suchte das Wachslicht in den Rosenkranzschubladen und in den kleinen Medaillenkästen, fand aber natürlich keines. Da wurde er so ungeduldig, daß er die Schubladen von unterst zu oberst kehrte und die Kästen zerbrach. Dadurch entstand eine große Unordnung und Verwirrung. Donna Elisa wurde gewiß recht ärgerlich, wenn sie nach Hause kam.

Aber Donna Micaela sah mit Wohlgefallen, wie Gaetano seine üppigen Locken aus dem Gesicht schüttelte, und daß seine feurigen Augen leuchteten wie goldner Wein, der vom Sonnenlicht durchstrahlt wird. Der Anblick eines so schönen Menschen wirkte ganz tröstend auf sie.

Da tat Donna Micaela dem edlen Herrn, den der große van Dyck gemalt hatte, Abbitte in ihrem Herzen.

Denn sie hatte oft zu ihm gesagt: „Ach Signor, Ihr seid zwar sehr schön, aber so finster und so bleich und so schwermütig könnt Ihr in Wirklichkeit doch nicht ausgesehen haben. Und Ihr habt auch keine solchen Feueraugen gehabt, sondern der Meister, der Euch malte, hat das alles in Euer Gesicht hineingelegt.“ Als aber Donna Micaela Gaetano sah, fand sie, daß das alles doch in einem Angesicht vorhanden sein könne, und daß der Meister nicht nötig gehabt hatte, etwas hinzuzufügen. Deshalb leistete sie dem alten edlen Herrn Abbitte.

Indessen hatte Gaetano die langen Lichtschachteln gefunden, die unter dem Ladentisch an derselben Stelle standen, wo sie immer zu stehen pflegten. Er gab Donna Micaela die gewünschte Kerze, aber er wußte nicht, was sie kostete, und sagte, sie könne ja später wiederkommen, um sie zu bezahlen. Und als sie um ein Papier zum Einwickeln bat, geriet er so in Verlegenheit, daß sie ihm beim Suchen helfen mußte.

Da wurde ihr Angst, daß ein solcher Mensch daran dachte, nach Argentinien zu reisen.

Er ließ Donna Micaela ihre Kerze selbst einwickeln und sah nur immerfort die Signora an. Sie hätte ihn gern gebeten, sie doch nicht so anzusehen, jetzt, wo ihr Gesicht nur Hoffnungslosigkeit und Jammer wiederspiegelte.

Gaetano hatte seinen Blick nur eine kleine Weile forschend auf ihren Zügen ruhen lassen, als er auch schon die kleine Leiter hinauf sprang und von dem obersten Bort ein Bild herabnahm, mit dem er wieder zu ihr trat. Es war ein kleiner vergoldeter und angemalter, aus Holz geschnitzter Engel — ein kleiner heiliger Michael im Kampf mit dem Erbfeind — den er aus Papier und Watte herauswickelte.

Er reichte Donna Micaela das Bild und bat sie, es von ihm anzunehmen. Er möchte es ihr schenken, weil

es das beste sei, das er je geschnitzt habe. Er sei ganz sicher, daß es eine größere Macht habe als seine andern Bilder, und er habe es auf den obersten Bort gestellt, damit nicht der erste beste es sehe und kaufe. Er habe auch Donna Elisa gesagt, sie dürfe es nur verkaufen, wenn einmal jemand mit einem sehr großen Kummer es haben wolle.

Donna Micaela stand unschlüssig da. Gaetano kam ihr fast aufdringlich vor.

Aber Gaetano machte sie darauf aufmerksam, wie schön das Bild geschnitzt sei. Sie solle nur sehen, wie die Flügel des Erzengels sich im Zorn sträubten, und wie Luzifer seine Klaue in die Stahlschiene auf dessen Bein hineindrücke. Und wie San Michele ihm den Speer hineinstoße und die Stirn runzle und die Lippen zusammenpresse.

Er wollte ihr das kleine Schnitzwerk in die Hand geben, aber sie schob es sanft zurück. Sie sehe wohl, daß es schön und mächtig sei, sagte sie, aber sie wisse, daß es ihr nicht helfen könne. Sie danke ihm für seine Gabe, die sie aber nicht annehmen könne.

Da zog Gaetano hastig das Bild zurück, wickelte es wieder ein und stellte es auf seinen vorigen Platz.

Und er sprach kein Wort, bis er es eingewickelt und wieder weggestellt hatte.

Dann aber fragte er sie, warum sie ein Wachslicht kaufen wolle, wenn sie doch nicht gläubig sei? Ob sie damit sagen wolle, daß sie nicht an San Michele glaube? Ob sie denn nicht wisse, daß er der mächtigste unter den Engeln sei, daß er den Luzifer besiegt und ihn in den Ätna gestürzt habe? Ob sie etwa an der Wahrheit dieser Legende zweifle? Dann wisse sie wohl auch nicht, daß San Michele bei dem Kampf eine Schwungfeder verloren habe, die in Caltanisetta gefunden wurde. Ob sie das

wisse, oder ob sie es nicht wisse? Oder ob sie meine, San Michele könne ihr nicht helfen? Ob sie denn glaube, daß kein Heiliger imstande sei, zu helfen? Und er stehe doch den ganzen Tag in seiner Werkstatt und schnitze nichts als Heilige. Ob er das wohl tun würde, wenn sie nichts taugten? Ob sie ihn denn für einen Betrüger halte?

Da aber Donna Micaela ebenso gläubig war wie Gaetano, fand sie seine Worte ungerecht, und das reizte sie zum Widerspruch.

„Es kommt doch bisweilen vor, daß Heilige nicht helfen,“ sagte sie zu ihm. Und als Gaetano sie nur mißtrauisch ansah, überkam sie eine unwiderstehliche Lust, ihn zu überzeugen, und sie sagte ihm, man habe ihr im Namen der Madonna gelobt, ihr Vater dürfe ein sorgenfreies Alter bei ihr genießen, wenn sie Don Ferrante eine treue Gattin werde. Jetzt aber wolle ihr Mann ihren alten Vater in eine Brüderschaft aufnehmen lassen, wo es so armselig zugehe wie in einem Armenhaus und so streng wie in einem Gefängnis. Und die Madonna habe es nicht verhindert, schon in acht Tagen solle es geschehen.

Gaetano hörte ihr mit tiefem Ernst zu, und dadurch wurde sie veranlaßt, ihm ihre ganze Geschichte anzuvertrauen.

„Donna Micaela,“ sagte er, „Ihr müßt Euch an die schwarze Madonna in der Domkirche wenden.“

„Meint Ihr denn, das hätte ich nicht schon getan?“

Da errötete Gaetano und sagte beinahe heftig:

„Ihr wollt doch nicht sagen, daß Ihr Euch vergeblich an die schwarze Madonna gewandt habt?“

„Seit drei Wochen bete ich vergeblich zu ihr.“

Als Donna Micaela dies sagte, konnte sie kaum atmen. Sie hätte über sich selbst weinen mögen, weil sie jeden Tag Hilfe erwartet hatte und jeden Tag enttäuscht worden war, und doch keinen andern Ausweg gewußt

hatte, als immer wieder mit ihren Gebeten zu beginnen. Und man sah ihrem Gesicht an, daß ihre Seele noch einmal durchlebte, was sie gelitten hatte, während sie jeden Tag auf Erhörung hoffte und die Zeit darüber verstrichen war.

Aber Gaetano wurde nicht gerührt, sondern stand lächelnd da und trommelte mit den Fingern auf einem der Glaskästen, die auf dem Ladentisch standen.

„Habt Ihr zur Modanna nur gebetet?“ fragte er.

Nur gebetet! Nur gebetet! Ach, sie hatte ihr auch gelobt, alle Sünden abzulegen. Sie war in das Gäßchen gegangen, in dem sie anfangs gewohnt hatte, und hatte die kranke Frau mit dem offnen Bein gepflegt. Sie ging an keinem Bettler vorüber, ohne ihm ein Almosen zu geben.

Nur gebetet! Und sie sagte ihm, wenn die Madonna imstande gewesen wäre, ihr zu helfen, hätte sie mit ihren Gebeten wohl zufrieden sein können. Ganze Tage habe sie in der Domkirche zugebracht. Und die Angst, die Angst, die sie peinigte! Sollte die für nichts gerechnet werden?

Er aber zuckte nur die Achseln. Hatte sie sonst nichts versucht?

Sonst nichts! Aber es gab ja nichts auf der Welt, was sie nicht versucht hatte. Sie hatte silberne Herzen und Wachslichter dargebracht. Sie hatte beständig den Rosenkranz in der Hand.

Gaetano regte sie auf. Nichts, was sie getan hatte, wollte er gelten lassen, sondern fragte nur immer wieder: „Sonst nichts? Sonst nichts?“

„Aber so begreifet doch,“ sagte sie, „Don Ferrante gibt mir nicht so sehr viel Geld. Ich kann nicht mehr tun. Jetzt erst ist es mir gelungen, Seidenstoff und Stickseide zu einem Altartuch zu kaufen. Das müsset Ihr doch begreifen.“

Aber Gaetano, der alle Tage mit den Heiligen Umgang pflegte, und der die Macht der Begeisterung und der Leidenschaft kannte, die jene Menschen gehabt haben, als sie Gott zwangen, ihre Gebete zu erhören, er spottete der armen Donna Micaela, die glaubte, die Madonna mit Wachslichtern und Altardecken zwingen zu können.

Er verstehe alles recht wohl, sagte er, der ganze Zusammenhang sei ihm vollständig klar. Es gehe den armen Heiligen immer so. Die ganze Welt rufe sie um Hilfe an, aber nur wenige wüßten, wie sie es angreifen müßten, um erhört zu werden. Und hernach sage man, die Heiligen hätten keine Kraft. Allen, die verstünden, wie man beten müsse, werde geholfen.

In lebhafter Erwartung schaute Donna Micaela auf. Aus Gaetanos Worten schlug ihr eine solche Kraft der Überzeugung entgegen, daß sie zu glauben begann, er werde sie das rechte, das erlösende Wort lehren.

Aber Gaetano nahm die Kerze, die vor ihr auf dem Ladentisch lag, warf sie wieder zurück in den Kasten und sagte ihr, was sie tun müsse. Er verbot ihr, der Madonna Geschenke zu bringen, oder zu ihr zu beten, oder etwas für die Armen zu tun. Er sagte ihr, er werde das Altartuch zerreißen, wenn sie noch einen Stich daran mache.

„Zeigt ihr, Donna Micaela, daß es sich hier um etwas Wichtiges für Euch handelt,“ sagte er, indem er seine Augen mit zwingender Kraft auf sie richtete. „Lieber Gott, Ihr müßt doch etwas ausfindig machen können, das ihr beweist, daß es Ernst ist und nicht ein Spiel! Ihr müßt ihr klar machen können, daß Ihr nicht länger leben wollet, wenn Euch nicht geholfen wird. Wollt Ihr Don Ferrante auch ferner eine treue Gattin sein, wenn er Euren Vater fortschickt? Das denkt Ihr natürlich. Aber wenn die Madonna das nicht zu fürchten braucht, was

Ihr in der Verzweiflung tun könntet, warum sollte sie Euch dann helfen?"

Donna Micaela trat einen Schritt zurück. Er aber kam schnell hinter dem Ladentisch hervor und hielt sie am Mantelärmel fest.

„Versteht mich recht, Ihr müßt ihr zeigen, daß Ihr fähig seid, Euch wegzuwerfen, wenn sie Euch nicht helfe. Ihr müßt ihr drohen, daß Ihr Euch in Sünde und Schande stürzen könntet, wenn es nicht nach Eurem Willen ginge. Auf solche Weise zwingt man die Heiligen."

Sie riß sich von ihm los und ging fort, ohne ein Wort zu sagen. Sie eilte die schneckenförmige Gasse hinauf, kam zum Dom und warf sich ganz entsetzt vor dem Altar der schwarzen Madonna nieder.

Dies geschah an einem Samstagmorgen, und am Sonntagabend sah Donna Micaela Gaetano wieder. Denn es war schöner Mondschein, und in Diamante ist es Sitte, daß an den Mondscheinabenden alle Leute ihre Häuser verlassen und auf die Straße herausgehen. Sobald nun die Bewohner des Sommerpalasts auf die Straße herauskamen, trafen sie Bekannte. Donna Elisa hatte den Cavaliere Palmeri untergefaßt und der Sindaco Voltaro sich Don Ferrante angeschlossen, um mit ihm über die Wahlen zu sprechen.

Gaetano aber kam auf Donna Micaela zu, weil er hören wollte, ob sie seinen Rat befolgt hatte.

„Habt Ihr aufgehört, an dem Altartuch zu nähen?" fragte er.

Aber Donna Micaela antwortete, daß sie gestern den ganzen Tag daran genäht habe.

„Dann steht Ihr Euch wirklich selbst im Wege, Donna Micaela."

„Ja, nun ist da nichts mehr zu machen, Don Gaetano."

Sie richtete es so ein, daß sie ein wenig hinter den

andern zurückblieben, denn sie wollte über etwas mit ihm reden. Und als sie zur Porta Ätna kamen, bog sie vom Wege ab; sie gingen hinaus durchs Tor und wanderten auf den Wegen, die sich unter den Palmenhainen des Monte Chiaro hinziehen, auf und ab.

Sie hätten nicht drinnen auf den belebten Straßen gehen können. Wenn die Leute in Diamante gehört hätten, was Donna Micaela sagte, hätte man sie gesteinigt.

Donna Micaela fragte Gaetano, ob er jemals die schwarze Madonna in der Domkirche recht gesehen habe. Sie habe sie erst gestern wirklich gesehen. Die Madonna habe sich wahrscheinlich in eine so dunkle Ecke des Doms gestellt, damit sie niemand genau sehen solle. Sie sei ja schwarz und mit einem Gitter abgeschlossen. Kein Mensch könne sie sehen.

Aber heute habe Donna Micaela sie gesehen. Heute habe die Madonna einen Festtag gehabt, und da sei sie aus der Nische herausgenommen worden. Der Boden und die Wände ihrer Kapelle seien mit weißen Mandelblüten bedeckt gewesen, und sie selbst habe unten auf dem Altar gestanden, dunkel und groß, ganz umgeben von weißer Blütenpracht.

Als aber Donna Micaela das Bild gesehen habe, sei sie in eine wahre Verzweiflung geraten. Denn das Bild stelle gar keine Madonna dar. Die, zu der sie gebetet habe, sei gar keine Madonna! Ach, welche Schmach! Welche Schmach! Es sei offenbar eine alte Göttin. Wer je eine solche gesehen habe, könne sich darin gar nicht täuschen. Sie habe keine Krone auf, sondern einen Helm, sie habe kein Kind im Arm, sondern einen Schild. Es sei eine Pallas Athene, aber keine Madonna. Ach nein! Ach nein!

Und hier in Diamante werde ein solches Bild verehrt! Hier mußte man ein solches heidnisches Bild auf-

stellen und es verehren! Und ob er auch wisse, was das Schlimmste daran sei? Ihre Madonna sei häßlich! Sie sei ganz verwittert und nie ein richtiges Kunstwerk gewesen. Sie sei so häßlich, daß man sie gar nicht ansehen könne.

Ach, daß man sich durch alle die tausend Votivbilder habe täuschen lassen, die in der Kirche hingen! Daß man sich von allen den Sagen, die über sie im Umlauf seien, an der Nase habe herumführen lassen! Daß sie drei Wochen verloren habe, während sie zu ihr betete! Nun wisse sie, warum ihr nicht geholfen worden sei. Es sei gar keine Madonna, es sei gar keine Madonna!

Die beiden schlugen den Weg ein, der sich außerhalb der Stadtmauer rings um den Monte Chiaro hinzieht. Die ganze Welt um sie her war weiß. Weißer Nebel umkränzte den Fuß des Berges, und die Mandelbäume drüben auf dem Ätna waren über und über weiß. Bisweilen kamen sie selbst an einem Mandelbaum vorbei, der seine wie Silber glänzenden Blütenzweige über sie ausbreitete. Der Mondschein lag so hell auf der Erde, daß alles seiner Farbe beraubt war und weiß schimmerte. Man verwunderte sich fast, daß man den hellen Schein nicht fühlte, daß er nicht wärmte und einem nicht die Augen blendete.

Donna Micaela fragte sich, ob wohl der Mondschein Gaetano so weich stimmte, daß er sie nicht ergriff und in den Simeto hinabschleuderte, weil sie die schwarze Madonna lästerte.

Er ging still und ruhig neben ihr, aber sie fürchtete sich vor dem, was er noch tun könnte. Doch so groß auch ihre Angst war, sie konnte nicht schweigen.

Das Schrecklichste, was sie zu sagen hatte, war noch übrig. Sie sagte, sie habe den ganzen Tag versucht, an die wahre Madonna zu denken und sich daher alle Bilder,

die sie je von dieser gesehen habe, ins Gedächtnis zurückgerufen. Aber alles sei vergeblich gewesen. Sobald sie an die strahlende Himmelskönigin denke, komme die schwarze Madonna und stelle sich dazwischen. Sie sehe sie als eine vertrocknete, geschäftige alte Jungfer daherkommen, und dann entschwinde die Himmelskönigin, so daß es für sie nun überhaupt keine Madonna mehr gebe. Sie glaube auch, daß die wahre Madonna ihr zürne, weil sie zu viel für die andre getan habe, und daß sie deshalb ihre Gnade und ihr Angesicht vor ihr verberge. Aber um der falschen Madonna willen werde ihr Vater nun ins Unglück gestürzt. Nun werde sie ihn nicht zu Hause behalten dürfen. Nun werde sie niemals seine Verzeihung erlangen. Ach Gott! Ach Gott!

Und das alles sagte sie Gaetano, der die schwarze Madonna am höchsten verehrte.

Er trat ganz nahe zu Donna Micaela, und diese fürchtete, ihre letzte Stunde sei gekommen. Mit schwacher Stimme, wie um sich zu entschuldigen, sagte sie: „Ich bin wahnsinnig. Die Angst macht mich wahnsinnig. Ich kann gar nicht mehr schlafen."

Aber Gaetano hatte, während er neben ihr herging, immer nur gedacht, welch ein Kind sie doch sei, wie sie es so gar nicht verstehe, sich im Leben zurechtzufinden.

Fast unbewußt zog er sie plötzlich ganz sanft an sich und küßte sie, weil sie ein so verschüchtertes und törichtes Kind war.

Sie war so überrascht, daß sie gar nicht daran dachte, sich ihm zu entziehen, und weder schrie noch entfloh. Sie fühlte sogleich, daß er sie geküßt hatte, wie man ein Kind küßt. Sie ging nur schnell weiter, und dann begann sie zu weinen. Grade dieser Kuß hatte es ihr zum Bewußtsein gebracht, wie machtlos und verlassen sie war, und

wie sehr sie sich nach jemand sehnte, der stark und gut war und sich ihrer annahm.

Es war schrecklich, daß dieser Fremde hier Mitleid mit ihr empfinden mußte, während sie doch einen Vater und einen Gatten hatte.

Als Gaetano ihre Gestalt in leisem Schluchzen erbeben sah, fühlte er, daß auch er zu zittern begann. Eine starke, leidenschaftliche Rührung ergriff ihn.

Er trat wieder dicht zu ihr und legte ihr die Hand auf den Arm. Und als er sprach, war seine Stimme nicht rein und hell, sondern dumpf und wie von Erregung erstickt.

„Wollt Ihr mit mir nach Argentinien fliehen, wenn Euch die Madonna nicht hilft?“

Nun aber schüttelte Donna Micaela ihn ab. Sie fühlte plötzlich, daß er jetzt nicht mehr mit ihr sprach wie mit einem Kinde; sie kehrte auf dem Wege um und ging in die Stadt zurück. Gaetano folgte ihr nicht. Auf der Stelle, wo er sie geküßt hatte, blieb er stehen, und es war, als wolle er diesen Platz nie mehr verlassen.

Zwei Tage lang ging er umher und träumte von Donna Micaela, aber am dritten begab er sich in den Sommerpalast, um mit ihr zu reden.

Er traf sie auf dem Dache und eröffnete ihr sogleich, daß sie mit ihm fliehen müsse. Seit sie sich getrennt hätten, habe er immerfort daran denken müssen. Er habe in seiner Werkstatt gestanden und über alles nachgegrübelt, was geschehen war, und nun sei ihm alles ganz klar geworden.

Sie sei eine Rose, die der starke Scirocco von ihrem Zweige losgerissen und unsanft durch die Luft gewirbelt habe, damit sie um so besser Ruhe und Schutz an einem liebenden Herzen fände. Gott und alle Heiligen ver-

langten, ja — forderten, daß sie einander liebten; das müsse sie einsehen, sonst hätte ihr großes Unglück sie nicht in seine Nähe geführt. Und wenn die Madonna ihr ihre Hilfe verweigere, tue sie es nur, weil sie Donna Micaela von ihrem Gelübde gegen Don Ferrante lösen wolle. Denn alle Himmlischen wüßten, daß sie für ihn, Gaetano, bestimmt sei. Für ihn sei sie geschaffen, für ihn sei sie herangewachsen, für ihn lebe sie.

Als er sie auf dem Wege im Mondschein geküßt habe, sei er wie ein verlorenes, verirrtes Kind gewesen, das in der Einöde lange umhergesucht habe und nun endlich an die heimatliche Pforte gelangt sei. Er besitze nichts, aber sie sei seine Heimat und sein Herd, sie sei das Erbteil, das Gott ihm bestimmt habe, das einzige auf der Welt, das ihm zu eigen gehöre.

Deshalb könne er sie auch nicht zurücklassen, sie müsse ihm folgen, sie müsse, sie müsse.

Er kniete gar nicht vor ihr nieder, sondern stand aufrecht da und sprach mit geballten Fäusten und flammenden Augen. Er bat nicht, er befahl ihr, mit ihm zu gehen, weil sie sein eigen sei.

Es sei keine Sünde, sie zu entführen, es sei viel eher seine Pflicht, es zu tun. Wie würde es ihr ergehen, wenn er sie verließe?

Donna Micaela hörte ihn an, ohne sich zu rühren. Sie schwieg eine ganze Weile, selbst als er zu sprechen aufgehört hatte, schwieg sie noch lange.

„Wann wollt Ihr abreisen?“ fragte sie endlich.

„Ich reise am Samstag von Diamante ab.“

„Und wann geht das Dampfschiff?“

„Am Sonntag abend von Messina.“

Donna Micaela stand auf und ging auf die Terrassentreppe zu.

„Mein Vater muß am Samstag nach Catania reisen,“

sagte sie. „Ich werde Don Ferrante bitten, mich ihn begleiten zu lassen."

Sie stieg ein paar Stufen hinab, als ob sie nichts weiter zu sagen habe. Dann blieb sie stehen. „Wenn Ihr mich dann in Catania trefft, werde ich Euch folgen, wohin Ihr wollt."

Sie eilte die Treppe hinab. Gaetano versuchte nicht, sie zurückzuhalten. Die Zeit würde schon noch kommen, wo sie ihm nicht mehr entfloh. Er wußte, daß sie gar nicht anders konnte, als ihn lieben.

Den ganzen Freitag nachmittag brachte Donna Micaela in der Domkirche zu. Sie trat zu der Madonna und warf sich verzweifelt vor ihr nieder.

„O Madonna mia, Madonna mia! Werde ich morgen eine entlaufene Gattin sein? Werden die Menschen das Recht haben, allerlei Böses über mich zu sagen?"

Alles erschien ihr gleich schrecklich. Ihr graute davor, mit Gaetano zu fliehen, und sie wußte doch nicht, wie sie es ferner bei Don Ferrante aushalten sollte. Sie haßte den einen wie den andern. Keiner von beiden schien ihr etwas andres als Unglück bieten zu können.

Sie sah wohl, daß die Madonna ihr nicht half. Und nun endlich fragte sie sich, ob es nicht ein größeres Elend sei, mit Gaetano zu fliehen als bei Don Ferrante zu bleiben. War es wohl der Mühe wert, sich zugrunde zu richten, um sich an dem eigenen Manne zu rächen? Und konnte es etwas Verabscheuungswürdigeres geben, als mit einem Manne zu entfliehen, den man nicht liebte?

Ihre Qual war groß. Die ganze Woche hindurch hatte sie eine verzehrende Unruhe umhergejagt. Das Schrecklichste aber war, daß sie gar nicht mehr schlafen konnte und deshalb nicht mehr fähig war, einen gesunden klaren Gedanken zu fassen.

Einmal ums andre fing sie ihre Gebete wieder von

vorne an. Aber dann dachte sie: „Die Madonna kann mir doch nicht helfen.“ Und sie hörte sogleich wieder auf.

Dann mußte sie an das Leid der früheren Zeit denken, und sie erinnerte sich an das kleine Bild, das ihr einmal beigestanden hatte, als sie in ebenso großer Verzweiflung gewesen war.

Mit leidenschaftlichem Eifer richtete sie ihre Gebete nun an das arme kleine Kind. „Hilf, hilf mir! Hilf meinem alten Vater und hilf mir selbst, daß ich mich nicht verführen lasse zu Missetat und Rache.“

Als sie sich an diesem Abend zur Ruhe niederlegte kämpfte und stritt sie noch immer. „Ach, wenn ich nur eine einzige Stunde schlafen könnte!“ seufzte sie. „Dann wüßte ich sicher, was ich will.“

Gaetano mußte am nächsten Morgen in aller Frühe abreisen, und endlich beschloß sie, vor seiner Abreise noch einmal mit ihm zu sprechen, um ihm zu sagen, daß sie nicht mit ihm gehen könne. Sie könnte es nicht ertragen, als Gefallene angesehen zu werden.

Kaum hatte sie diesen Entschluß gefaßt, als sie auch schon einschlief und erst am nächsten Morgen, als es eben neun Uhr schlug, erwachte. Da war Gaetano schon abgereist, und sie konnte ihm nicht mehr sagen, daß sie sich anders besonnen hätte.

Aber daran dachte sie auch nicht. Während des Schlafs war etwas Neues und Fremdes über sie gekommen. Es war ihr, als habe sie die Nacht im Himmel verbracht und Seligkeit geatmet.

Welcher Heilige tut den Menschen wohl mehr Gutes als San Pasquale? Kommt es nicht bisweilen vor, daß zwei oder drei Menschen draußen im Walde an einem einsamen Platz oder auf dem Felde stehen und entweder

7*

jemand verleumden oder einen bösen Anschlag aushecken! Aber nun paßt auf! Wenn sie so mitten im Reden sind, hören sie plötzlich neben sich ein Geprassel; sie sehen sich verwundert um und fragen sich, ob jemand einen Stein nach ihnen geworfen habe. Es hat aber keinen Wert, sich umzusehen, und es ist besser, man sucht nicht nach dem, der den Stein geworfen hat. Denn der Stein kam von San Pasquale. So gewiß, als es eine Gerechtigkeit im Himmel gibt, hatte San Pasquale gehört, daß sie Böses redeten und einen seiner Steine nach ihnen geworfen, um sie zu warnen.

Und wer nicht gestört werden will, wenn er bei der Ausführung einer seiner bösen Anschläge ist, soll sich ja nicht damit trösten, daß San Pasquales Vorrat an Steinen wohl bald erschöpft sein wird. San Pasquales Vorrat wird nie erschöpft. Er hat so viele Steine, daß sie bis zum jüngsten Tage vorhalten. Denn als San Pasquale auf Erden wandelte, wißt ihr wohl, was er da tat? Wißt ihr, woran er vor allem dachte? San Pasquale hob alle kleinen Kieselsteine, die auf seinem Wege lagen, auf und sammelte sie in seinen Sack. Ihr, mein Herr, ihr würdet euch kaum bücken, um einen Soldo aufzuheben, aber Don Pasquale bückte sich nach jedem kleinen Kieselstein, und als er starb, nahm er sie alle mit sich in den Himmel, und da sitzt er nun und wirft sie nach denen, die etwas Unrechtes tun wollen.

Dies ist jedoch nicht das einzige Gute, das San Pasquale den Menschen tut. Er ist auch der Heilige, der ein Zeichen gibt, wenn jemand heiraten soll, oder wenn jemand sterben muß, und er kann auch noch auf andre Art als nur mit seinen Steinen Zeichen geben. Als die alte Mutter Saraedda in Randazzo einst am Krankenbett ihrer Tochter wachte, schlief sie ein. Die Tochter aber verlor das Bewußtsein und war dem Tode nahe, und nun konnte

niemand den Pfarrer benachrichtigen. Aber wie wurde die Mutter noch beizeiten geweckt? Nicht anders, als daß ihr Stuhl zu wackeln begann und knarrte und krachte, bis sie erwachte. Und das hatte San Pasquale getan. Wer anders als San Pasquale würde an so etwas denken?

Es gibt auch noch eine andre Sage von San Pasquale, die ich erzählen will, die von dem langen Christophorus von Tre Castagni. Er war gerade kein schlechter Mensch, aber er hatte eine sehr schlechte Angewohnheit. Er konnte seinen Mund nicht auftun, ohne zu fluchen. Keine zwei Worte konnte er sprechen, ohne daß eines davon ein Fluch gewesen wäre. Und meint ihr, es habe etwas geholfen, wenn ihm seine Frau und die Nachbarn Vorwürfe darüber machten? Aber über seinem Bett hing ein kleines Bild, das San Pasquale vorstellte, und diesem kleinen Bilde gelang es, ihn von seiner schlechten Gewohnheit zu heilen. Jede Nacht schaukelte es in seinem Rahmen hin und her, stärker oder schwächer, je nachdem Christophorus im Lauf des Tages geflucht hatte. Und da merkte er, daß er keine Nacht mehr schlafen dürfe, bis er das Fluchen aufgegeben habe.

In Diamante hat San Pasquale eine Kirche, die vor Porta Ätna liegt, ein kleines Stückchen bergab. Es ist eine kleine ärmliche Kirche, aber die weißen Mauern und die rote Kuppel nehmen sich von schönen Mandelbäumen umgeben, äußerst malerisch aus.

Sobald daher im Frühling die Mandelbäume in Blüte stehen, wird San Pasquales Kirchlein das schönste von Diamante. Denn über ihm wölben sich die blühenden Zweige, dicht bedeckt mit weißen schimmernden Blüten, und umhüllen es wie ein Prachtgewand.

San Pasquales Kirche ist aber sehr traurig und verlassen, weil kein Gottesdienst mehr darin gehalten werden kann. Denn als die Garibaldianer, die Sizilien

befreiten, nach Diamante kamen, quartierten sie sich in der Kirche San Pasquale und in dem Franziskanerkloster, das neben der Kirche liegt, ein. In der Kirche brachten sie unvernünftige Tiere unter, und sie selbst führten da ein so wildes Leben mit Weibern und mit Kartenspiel, daß die Kirche seither als entheiligt und unrein betrachtet wurde und deshalb dem Gottesdienst nicht wieder geöffnet werden durfte.

Deshalb halten es die Fremden und die vornehmen Leute auch nur, wenn die Mandelbäume blühen, für der Mühe wert, die Kirche San Pasquale zu besuchen. Denn obgleich die ganzen Ätnaabhänge weiß sind von Mandelblüten, stehen doch die größten und schönsten Bäume um die alte verlassene Kirche.

Die armen Leute kommen jedoch das ganze Jahr hindurch nach San Pasquale. Obgleich die Kirche immer verschlossen ist, geht man doch hin, um sich bei dem Heiligen Rat zu holen. Es ist nämlich dort dicht neben dem Eingang eine Bildsäule von ihm unter einem steinernen Baldachin, und sie pflegt man anzurufen, wenn man etwas von der Zukunft erfahren will. Niemand sagt die Zukunft besser voraus, als San Pasquale.

Nun geschah es, daß gerade an dem Morgen, wo Gaetano abreiste, sich so dichte Wolken den Ätna herabwälzten, daß es aussah, als sei es Staub, der von unzähligen Herden aufgewirbelt werde, und diese Wolken waren wie schwarz beschwingte Drachen, die Regen ausspieen und die Luft mit Nebel verfinsterten. Und der Nebel wurde so dicht in Diamante, daß man nicht mehr quer über die Straße sehen konnte. Die Feuchtigkeit durchdrang alles, der Boden war ebenso naß wie die Dächer, das Wasser lief an den Türpfosten herunter, und auf den Treppengeländern standen große Tropfen. Der Nebel wogte durch alle Gänge daß man hätte glauben können, sie seien voller Rauch.

Aber gerade an diesem Morgen in aller Frühe, noch ehe es zu regnen anfing, fuhr eine reiche englische Dame in ihrem großen Reisewagen von Catania ab, um die Fahrt rund um den Ätna zu machen. Nachdem sie ein paar Stunden gefahren war, begann der heftige Regen, und die ganze Landschaft hüllte sich in Nebel. Da aber die Dame des Anblicks der herrlichen Gegend nicht verlustig gehen wollte, beschloß sie in dem nächsten Ort, den sie erreichen würde, anzuhalten und dort das schlechte Wetter abzuwarten. Diese Stadt aber war grade Diamante.

Die englische Dame war eine Miß Tottenham und dieselbe Dame, die in den Palazzo Palmeri zu Catania eingezogen war. Unter allem andern, was sie in ihren Koffern mit sich führte, war auch das kleine Christusbild, zu dem Donna Micaela am vorhergehenden Abend im Dom gebetet hatte. Denn dieses Bild, so alt und mitgenommen es jetzt auch war, führte Miß Tottenham beständig mit sich zur Erinnerung an einen alten Freund, der ihr seine Reichtümer vermacht hatte.

Aber man hätte glauben sollen, San Pasquale wisse, welch wundertätiges Bild das war, denn er schien es begrüßen zu wollen. In dem Augenblick, wo Miß Tottenhams Reisewagen durch die Porta Ätna fuhr, begannen die Glocken in der Kirche San Pasquale zu läuten.

Und sie läuteten von selbst den ganzen Tag hindurch.

Die Glocken von San Pasquale sind nicht viel größer als die Glocken, die man auf den Gütern hat, um die Arbeiter heimzurufen; und wie auf den Gütern, hängen auch sie auf dem Dach in einem kleinen Glockenstuhl und werden durch einen Strick, der außen an der Kirchenmauer herabhängt, geläutet.

Es ist keine schwere Arbeit, die Glocken in Bewegung zu setzen, aber doch geht dies nicht so leicht, daß sie von

selbst läuten könnten. Wer dem alten Fra Felice vom Franziskanerkloster einmal zugesehen hat, wie er den Fuß in die Strickschlinge stellte und dann den Strick auf- und niedertrat, um die Glocken in Gang zu bringen, versteht recht gut, daß sie nicht von selbst läuten können.

Aber grade das taten sie an jenem Morgen. Der Strick war an einem Haken an der Wand festgebunden, und niemand rührte ihn an. Auch war nicht etwa jemand auf das Dach zu dem Glockentürmchen hinaufgeklettert und hatte sie dort in Gang gesetzt. Man sah deutlich, wie die Glocken hin- und herschwangen und wie die Schwengel an die Erzwände schlugen. Man konnte nicht erklären, wie die Glocken in Bewegung gekommen waren.

Als Donna Micaela erwachte, war das Glockenläuten schon in vollem Gang, und sie lag lange ganz still und lauschte und lauschte. Noch nie hatte sie etwas so Schönes gehört. Sie wußte nicht, daß es ein Wunder war, aber sie dachte, wie wunderbar schön dieses Glockengeläute doch sei. Ja, sie fragte sich, ob Glocken aus gewöhnlichem Erz so klingen könnten!

Man kann ja freilich auch nicht wissen, was das für ein Erz war, das an jenem Tage in San Pasquales Glocken klang.

Ihr war es, als sagten ihr die Glocken, daß sie nun froh sein solle, daß sie von jetzt an leben und lieben dürfe, ja daß sie etwas Großem und Schönem entgegengehe, und daß sie jetzt nie mehr Reue empfinden und niemals mehr traurig sein werde.

Da begann ihr Herz mächtig zu schlagen, und unter Glockengeläute zog sie feierlich in eine große Burg ein. Und wem gehörte wohl die Burg? Wer war der Herr dieses prächtigen Orts, wenn nicht die Liebe?

Ja, es kann nicht länger verborgen bleiben: als Donna Micaela erwachte, fühlte sie, daß sie Gaetano

liebte, und daß sie keinen größeren Wunsch hatte, als mit ihm zu ziehen.

Als dann Donna Micaela den Fensterladen öffnete und in den grauen Morgen hinaussah, warf sie diesem einen Handkuß zu und flüsterte: „Du, der Morgen des Tages, an dem ich fortgehen darf, du bist der schönste Morgen, den ich je gesehen habe, und so grau du auch bist, ich möchte dich doch liebkosen und küssen."

Aber am besten gefiel ihr doch das Glockengeläute.

Daran kann man mit Bestimmtheit erkennen, daß ihre Liebe stark war, denn auf alle andern Menschen machten diese Glockentöne, die gar nicht wieder aufhörten, einen höchst peinlichen Eindruck. In der ersten halben Stunde hörte man das Läuten überhaupt kaum, aber in der zweiten und in der dritten . . .

Glaube doch ja niemand, daß San Pasquales kleine Glocken sich nicht Gehör verschaffen könnten! Sie hatten zwar immer einen starken Klang, aber jetzt war es, als ob der Klang zunähme und zunähme. Es war, als seien da in dem Nebel lauter Glocken, als hänge der ganze Himmel voll davon, obgleich man sie wegen der Wolken nicht sehen könne.

Als Donna Elisa zuerst das Läuten hörte, meinte sie, es sei die kleine Glocke von San Guiseppe, später aber war es ihr, als sei es die der Domkirche selbst. Dann glaubte sie, die Glocke der Dominikanerkirche einfallen zu hören, und schließlich war sie überzeugt, daß alle Glocken der Stadt zusammen läuteten, so stark sie nur konnten, alle Glocken der fünf Klöster und der sieben Kirchen. Sie meinte, jede einzelne davon unterscheiden zu können, bis sie schließlich jemand fragte und erfuhr, daß es einzig und allein die kleinen Glocken von San Pasquale waren.

Während der ersten Stunden, und so lange man

noch nicht überall wußte, daß die Glocken ganz von selbst läuteten, merkte man nur, daß die Regentropfen im Takt mit den Glockenschlägen fielen, und daß alle Leute, die etwas sagten, einen starken Metallklang in der Stimme hatten. Man merkte auch, daß es unmöglich war, Mandoline oder Gitarre zu spielen, weil die Glockentöne sich mit den Saitenklängen zu einem ohrenbetäubenden Klang verbanden. Man konnte auch nicht lesen, denn die Buchstaben bewegten sich wie Glockenschwengel hin und her; die Worte nahmen eine Stimme an und lasen sich selbst laut vor.

Bald konnten die Menschen keine Blumen mehr ansehen, die an langen Stielen hingen, denn es war ihnen, als schwankten sie immerfort hin und her. Und sie beklagten sich auch, daß den Blumen Laute entströmten anstatt Düfte.

Andre aber behaupteten, der Nebel, der die Luft erfüllte, bewege sich im Takt mit dem Geläute, und ebenso behaupteten sie auch, alle Perpendikel richteten sich nach den Glockenschlägen, und die Menschen, die draußen im Regenwetter vorübergingen, machten es ebenso.

Und so war es schon, als die Glocken erst ein paar Stunden geläutet hatten und die Menschen noch darüber lachten.

Aber schon in der dritten Stunde schien der Glockenton an Stärke immer mehr zuzunehmen. Da stopften sich die einen Watte in die Ohren, während andre den Kopf in die Kissen vergruben. Trotzdem aber fühlten alle, wie die Luft unter den Glockenschlägen erbebte, und es war ihnen, als bewege sich alles im Takt darnach. Die, welche auf den Boden hinaufgeflüchtet waren, fanden den Ton dort so hell und schallend, als komme er geradenwegs aus dem Himmel, und die, welche im Keller Zuflucht gesucht hatten, vernahmen ihn dort so stark

und dröhnend, als stünde die Kirche San Pasquale unter der Erde.

Und alle Menschen von Diamante wurden von Entsetzen ergriffen, ausgenommen Donna Micaela, die die Liebe vor aller Angst beschützte.

Dann begann man sich zu fragen, ob es nicht etwas bedeute, daß gerade die Glocken von San Pasquale also läuteten? Und alle fingen an, zu fragen, was wohl der Heilige ihnen damit verkündigen wolle? Jeder einzelne hatte seine besondere Angst und glaubte, San Pasquale prophezeie gerade ihm, was er am wenigsten zu hören wünschte. Und jeder einzelne entsann sich irgend einer Tat, die ihm das Gewissen beschwerte, und glaubte nun, San Pasquale verkündige ihm die Strafe des Himmels.

Als aber um die Mittagszeit die Glocken immer noch läuteten, wußte man ganz genau, daß San Pasquale ein großes Unglück über Diamante einläutete, und daß man mindestens den Tod sämtlicher Einwohner im Laufe des nächsten Jahres zu erwarten habe.

Und die schöne Giannita kam erschreckt und weinend zu Donna Micaela und klagte, daß gerade dieser Heilige läutete. „Ach lieber Gott, wenn es doch nur ein andrer Heiliger wäre, nur nicht gerade San Pasquale!“

„Er sieht vom Himmel droben, daß uns etwas Furchtbares droht,“ begann Giannita wieder. „Der Nebel hindert ihn nicht, er sieht so weit er will. Er sieht, daß eine feindliche Flotte auf dem Meere heraufzieht. Er sieht, daß aus dem Ätna eine Aschenwolke aufsteigt, die über uns herfallen und uns begraben wird.“

Aber Donna Micaela lachte sie aus und sagte, sie wisse wohl, woran San Pasquale denke. „Er läutet die schönen Mandelblüten zu Grabe, die vom Regen zerstört werden,“ sagte sie zu Giannita.

Sie ließ sich von niemand in Angst jagen, denn

sie glaubte ja, die Glocken läuteten nur allein für sie. Sie wiegten sie in Träume; sie saß ganz ruhig im Musiksaal und gab sich ihrer Freude hin. Aber die ganze Welt um sie her war von großer Furcht, Unruhe und Schrecken erfüllt.

Jetzt konnte man nicht mehr ruhig bei seiner Arbeit sitzen, man konnte an nichts andres mehr denken, als an das große Unglück, das San Pasquale prophezeite.

Man fing an, den Bettlern so große Gaben zu geben, wie diese noch nie bekommen hatten; aber die Bettler freuten sich nicht darüber, denn sie glaubten, sie würden den nächsten Tag nicht erleben. Und die Priester konnten sich auch nicht freuen, obgleich so viele Beichtkinder um sie versammelt waren, daß sie den ganzen Tag im Beichtstuhl sitzen mußten, und obgleich eine Gabe um die andre vor dem Altar des Heiligen niedergelegt wurde.

Nicht einmal der Briefschreiber Vincenzo da Lozzo freute sich dieses Tages, obschon sein Schreibtisch unter der Rathausloggia immerfort förmlich belagert war und man ihm gerne einen Soldo für das Wort gab, wenn man an diesem letzten Tage nur ein Wort an die ferne Geliebte geschrieben bekam.

Es war ganz unmöglich, an diesem Tage Schule zu halten, denn die Kinder weinten immerfort. Um Mittag aber kamen die Mütter mit schreckensbleichen Gesichtern und holten ihre Kleinen nach Hause, damit man doch wenigstens beisammen sei, wenn etwas geschehe.

Ebenso hatten die Schneider- und Schusterlehrlinge einen freien Tag. Aber die armen Burschen wagten nicht, ihn so recht zu genießen, sondern blieben in banger Erwartung in den Werkstätten sitzen.

Auch noch am Nachmittag hielt das Läuten an.

Da zog der alte Türhüter des Palazzo Geraci, worin jetzt nur noch Bettler wohnten, zu denen er in

seinen ärmlichen Lumpen selbst gehörte, seine hellgrüne Samtlivree an, die er sonst nur an den Festen der Heiligen und an Königs Geburtstag trug.

Und niemand sah ihn in diesem Staat in seinem Torweg sitzen, ohne daß es ihn eiskalt den Rücken hinabgelaufen wäre, denn jedermann begriff, daß der Greis erwartete, kein geringerer Gewaltiger, als der Weltuntergang werde durch das Tor, das er bewachte, seinen Einzug halten.

Es war schrecklich, wie die Menschen einander mit ihrer Furcht ansteckten.

Da ging nun der arme Torino, der einst ein wohlhabender Mann gewesen war, von Haus zu Haus und rief, nun sei die Zeit gekommen, wo alle, die ihn betrogen und zum armen Manne gemacht hätten, ihre Strafe ereilen werde. Er ging in alle die kleinen Läden am Korso hinein, schlug mit der Faust auf den Ladentisch und schwur, daß nun alle in der Stadt ihr Urteil bekommen würden, weil sie sich daran beteiligt hätten, ihn zu betrügen.

Und ebenso erschütternd war das, was man von den Kartenspielern im Café Europa hörte. Dort hatten Tag aus Tag ein dieselben vier Spieler gesessen, und man hätte nicht geglaubt, daß sie etwas andres tun könnten als spielen. Aber nun hatten sie plötzlich die Karten fallen lassen und einander gelobt, nie wieder eine Karte anzurühren, wenn sie an diesem Schreckenstag mit dem Leben davon kämen.

Donna Elisas Laden war gedrängt voll mit Menschen, die, um die Heiligen zu rühren und die Gefahr abzuwenden, alle die heiligen Dinge erstanden, die Donna Elisa zu verkaufen hatte. Aber Donna Elisa dachte nur immer an Gaetano, der unterwegs war, und sie glaubte, ihr teile San Pasquale mit, daß Gaetano auf dieser Reise

umkommen werde. Deshalb freute sie sich gar nicht über das viele Geld, das sie einnahm.

Als jedoch San Pasquales Glocken auch noch den ganzen Nachmittag läuteten, konnte man das Leben kaum noch ertragen.

Denn nun wußte man, daß die Glocken ein Erdbeben verkündigten, und daß ganz Diamante in Trümmer gehen werde.

In den kleinen Gäßchen, wo sogar die Häuser sich vor einem Erdbeben zu fürchten scheinen und sich dicht zusammendrängen, um sich gegenseitig zu stützen, schafften die Bewohner ihre alten ärmlichen Möbel trotz des Regens auf die Straße heraus und spannten Zelte aus Bettdecken darüber her. Sie trugen sogar die kleinen Kinder in den Wiegen heraus und deckten sie mit Kisten zu.

Trotz des Regens war auch ein solcher Verkehr auf dem Korso, daß man sich kaum hindurch drängen konnte. Denn jedermann wollte zur Porta Ätna hinaus, um zu sehen, wie die Glocken läuteten und läuteten, und um sich zu vergewissern, daß niemand an dem Strick ziehe, sondern daß dieser noch immer angebunden sei. Und alle, die hinkamen, sanken auf dem Wege, wo das Wasser in Strömen floß und der Schmutz bodenlos war, auf die Knie.

Die Pforten der Kirche San Pasquale waren wie immer verschlossen, aber vor der Kirche ging der alte graue Bruder San Felice mit einem Messingteller zwischen den Betenden umher und nahm Gaben entgegen.

In geordnetem Zug wanderten die erschrockenen Menschen zu dem Bilde San Pasquales unter dem steinernen Baldachin hin und küßten ihm die Hand. Eine alte Frau trug ganz vorsichtig etwas herbei, das sie mit einem grünen Regenschirm beschützte. Es war ein Glas mit Wasser und Öl, worin ein kleiner Docht schwamm,

der mit einem schwachen Flämmchen braunte. Sie stellte das Glas vor das Bild und kniete dann selbst davor nieder.

Obgleich viele dachten, man sollte eigentlich versuchen, die Glocken anzubinden, wagte doch niemand den Vorschlag zu machen. Denn keiner wagte die Stimme Gottes zum Schweigen zu bringen.

Ebensowenig wagte irgend jemand zu sagen, daß es eine Erfindung des alten San Felice sein könnte, um Geld zu sammeln. Denn Fra Felice war sehr beliebt. Wer so etwas ausgesprochen hätte, dem wäre es schlecht ergangen.

Auch Donna Micaela kam zur Kirche San Pasquale hinaus, und zwar in Begleitung ihres alten Vaters. Aufgehobenen Hauptes schritt sie daher und hatte durchaus keine Angst. Sie kam, um San Pasquale zu danken, daß er so die große Leidenschaft ihrer Seele einläutete.

„Heute beginnt mein Leben," sagte sie zu sich selbst.

Auch Don Ferrante sah nicht aus, als ob er sich fürchtete, aber grimmig und böse war er. Denn alle Leute meinten ja, sie müßten zu ihm in den Laden kommen, um ihm zu sagen, was sie dachten, und um seine Ansicht zu hören, nur weil er einer der Alagonas war, die seit so vielen Jahren die Stadt regiert hatten.

Den ganzen Tag hindurch kamen schreckensbleiche, zitternde Menschen in seinen Laden. Und alle stellten sich vor ihn hin und sagten: „Das ist ein schreckliches Glockenläuten, Don Ferrante. Was wird aus uns werden, Don Ferrante?"

Es gab kaum einen Bewohner der Stadt, der nicht in seinem Laden gewesen wäre, um ihn um seine Ansicht zu fragen. So lange das Läuten dauerte, blieben sie da und lungerten um den Ladentisch herum, ohne auch nur für einen einzigen Soldo etwas zu kaufen.

Sogar der milzsüchtige Advokat Ugo Favara kam herein, nahm sich einen Stuhl und setzte sich hinter den Ladentisch. Und den ganzen Tag hatte Don Ferrante ihn nun dasitzen, todesbleich und ganz unbeweglich. Er litt offenbar die fürchterlichsten Qualen, sagte aber kein Wort.

Aber alle fünf Minuten kam Torino-il-Martello herein, schlug mit der Faust auf den Tisch und erklärte, nun sei die Stunde gekommen, wo Don Ferrante seine Strafe ereilen werde.

Don Ferrante war ein harter Mann, aber auch er konnte das Glockenläuten so wenig ertragen als die andern Leute. Je länger er es hörte, desto mehr begann er sich zu fragen, warum wohl alle Leute grade in seinen Laden hereinströmten. Es war, als meinten sie etwas Besonderes damit. Sie wollten ihn offenbar für das Läuten und für das Böse, das es bedeutete, verantwortlich machen.

Er hatte es niemand gesagt, aber seine Frau hatte es wahrscheinlich ausgestreut. Er fing an zu glauben, daß alle dasselbe dachten, obgleich es keiner zu sagen wagte. Er dachte, der Advokat sitze nur hier und warte darauf, daß er seine Schuld bekenne. Er glaubte, die ganze Stadt komme zu ihm, um zu sehen, ob er es wirklich wagen werde, seinen Schwiegervater fortzuschicken.

Donna Elisa, die in ihrem eignen Laden so viel zu tun hatte, daß sie nicht selbst kommen konnte, schickte unaufhörlich die alte Pacifica zu ihm und ließ fragen, was er von dem Glockenläuten denke. Und der Geistliche der Stadt trat auch einen Augenblick in den Laden und sagte wie alle andern:

„Habt Ihr jemals ein so schreckliches Läuten gehört, Don Ferrante?“

Und Don Ferrante hätte gern gewußt, ob der Advokat und Don Matteo und all die andern nur gekommen

seien, um ihm Vorwürfe zu machen, daß er den Cavaliere Palmeri fortschicken wollte.

Das Blut fing an in seinen Schläfen zu hämmern; der ganze Laden drehte sich vor ihm im Kreise. Und unaufhörlich kam jemand herein und fragte: „Habt Ihr schon ein solch schreckliches Glockenläuten gehört, Don Ferrante?“

Wer aber nicht kam und nicht fragte, war Donna Micaela. Sie brauchte nicht zu kommen, denn sie hatte ja keine Angst. Sie war nur entzückt und stolz, daß die Leidenschaft, die ihr ganzes Leben ausfüllen sollte, nun über sie gekommen war. „Es wird mir noch ein großes herrliches Leben zu teil werden,“ sagte sie. Und sie erschrak beinahe darüber, daß sie bisher nur ein Kind gewesen war.

Sie und ihr Vater sollten mit dem Postwagen reisen, der um zehn Uhr abends durch Diamante kam. Als es auf vier Uhr ging, dachte sie, nun müsse sie ihrem Vater alles sagen, denn nun sei es Zeit, mit dem Einpacken zu beginnen.

Aber selbst das erschien ihr nicht schwer. Sie würde ja ihren Vater bald nach Argentinien nachkommen lassen. Sie wollte ihn bitten, sich einige Monate zu gedulden, bis sie ein Heim hätte, das sie ihm anbieten könne. Sie war fest überzeugt, daß er Don Ferrante gern verließ.

Sie ging wie in einem schönen Traum befangen umher. Alles, was ihr hätte Schrecken einjagen können, war gar nicht vorhanden. Weder Schande noch Gefahr, nichts, nichts!

Sie sehnte sich einzig danach, den Postwagen herbeirasseln zu hören.

Da drang plötzlich das Geräusch vieler Stimmen an ihr Ohr; es kam von der Treppe, die vom Hof nach dem

oberen Stockwerk führte. Sie hörte eine Menge schwerer sich nähernder Schritte. Durch den offenen Säulengang, der den Hof rings umgab, und durch den man gehen mußte, um in die Zimmer zu gelangen, sah sie eine Menge Menschen daherkommen. Sie sah, daß sie etwas Schweres zwischen sich trugen, aber sie konnte wegen des Gedränges nicht erkennen, was es war.

Der bleiche Advokat ging voran. Er trat zu ihr und sagte, Don Ferrante habe den Torino zu seinem Laden hinauswerfen wollen, da habe Torino mit seinem Messer nach Don Ferrante gestochen. Die Wunde sei nicht gefährlich, Don Ferrante sei schon verbunden und werde in vierzehn Tagen wieder hergestellt sein.

Jetzt wurde Don Ferrante hereingetragen, und seine Augen irrten sogleich im Zimmer umher, aber nicht um Donna Micaela zu suchen, sondern den Cavaliere Palmeri. Als er diesen gewahrte, machte er, ohne ein Wort zu sagen, nur mit ein paar Handbewegungen seiner Frau verständlich, daß ihr Vater niemals sein Haus zu verlassen brauche, niemals, niemals.

Da preßte Donna Micaela die Hände auf ihre Augen. Wie, wie! Ihr Vater mußte nicht fort! Sie war gerettet! Es war ein Wunder geschehen, damit ihr geholfen würde.

Ach, nun hätte sie froh und glücklich sein sollen! Aber sie war es nicht. Sie empfand im Gegenteil den furchtbarsten Schmerz. Nun konnte sie nicht abreisen. Ihr Vater durfte in Diamante bleiben, nun war sie verpflichtet, Don Ferrante treu zu bleiben. Sie kämpfte mit sich selbst, um sich das klarzumachen. Ja, es war so. Sie durfte nicht fortgehen.

Sie versuchte, der Sache eine andre Auslegung zu geben. Vielleicht war es ein falscher Schluß. Sie war ja vorhin so verwirrt gewesen. Nein, nein, es war so, sie durfte nicht fort.

Da überkam sie plötzlich eine wahre Todesmattigkeit. Sie war ja den ganzen Tag nur gereist und gereist. Sie war ja so lange unterwegs gewesen. Und nun würde sie niemals weiter kommen. Nie würde sie ans Ziel gelangen. Da sank sie zusammen. Sie war wie betäubt und ganz kraftlos. Es blieb ihr jetzt nichts andres übrig, als sich nach der langen Fahrt, die sie hinter sich hatte, auszuruhen. Aber das gelang ihr wohl niemals. Sie begann zu weinen, weil sie nun nie ihr Ziel erreichen würde. Ihr ganzes Leben lang mußte sie reisen, reisen und kam doch nie ans Ziel.

VIII

Zwei Kanzonen

Es war am Morgen nach dem Tage, wo die Glocken von San Pasquale geläutet hatten. Donna Elisa saß in ihrem Laden und zählte ihr Geld. Am gestrigen Tag, wo alle Menschen so voller Angst gewesen waren, hatte sie einen unerhörten Absatz erzielt, und als sie an diesem Morgen in ihren Laden gekommen war, hätte sie beinahe noch nachträglich einen Schrecken bekommen. Denn der ganze Laden war öde und leer, die Medaillen, die Wachslichter waren verschwunden und ebenso die großen Bündel Rosenkränze. Gaetanos schöne Heiligenbilder waren alle von den Regalen heruntergenommen und verkauft worden, und es war Donna Elisa ein wirklicher Schmerz, daß sie diese ganze große Schar heiliger Männer und Frauen nicht mehr um sich hatte.

Dann zog sie die Geldschublade auf, und siehe da! sie war so voll, daß sie kaum herausgezogen werden konnte. Aber während Donna Elisa ihr Geld zählte, weinte sie

8*

so bitterlich, als hätte sie lauter falsche Münzen bekommen. Ach, was halfen ihr alle diese schmutzigen Lirescheine und diese großen Kupfermünzen, jetzt, wo sie Gaetano verloren hatte!

Ach, dachte sie, wenn er nur noch einen einzigen Tag daheim geblieben wäre, hätte er gar nicht nötig gehabt, wegzureisen, denn jetzt hatte sie ja Geld im Überfluß!

Während sie so dasaß, hörte sie den Postwagen vor ihrer Tür anhalten. Aber sie schaute nicht einmal auf. Seit Gaetano weg war, kümmerte sie sich um nichts, was draußen vorging. Dann wurde die Tür aufgemacht, und die Ladenglocke klingelte ganz schrecklich.

Dann sagte jemand: „Donna Elisa! Donna Elisa!" Und es war Gaetano.

„Aber mein Gott, wo kommst du denn her?" rief sie.

„Du hast ja alle deine Heiligenbilder verkauft, ich mußte also umkehren, um neue für dich zu schnitzen."

„Aber wie hast du denn das erfahren?"

„Ich war heute nacht um zwei Uhr am Postwagen. Rosa Alferi saß darin, und sie hat mir alles erzählt."

„Wie gut, daß du zum Postwagen gingst. Es war ein Glück, daß du auf diesen Gedanken kamst."

„Ja, nicht wahr, das war ein sehr guter Gedanke?" sagte Gaetano.

Und kaum eine Stunde später stand Gaetano wieder in seiner Werkstatt, und Donna Elisa, die in ihrem leeren Laden nichts zu tun hatte, trat fortwährend unter die Tür und sah nach ihm. Ja, er stand wirklich da drinnen und schnitzte. Alle fünf Minuten kam sie wieder herbei und sah nach ihm.

Als aber Donna Micaela hörte, daß Gaetano zurückgekehrt sei, wurde sie durchaus nicht von Freude, sondern eher von Zorn und Verzweiflung ergriffen. Denn sie

fürchtete, Gaetano werde sich als Versucher bei ihr einstellen, um sie zu verlocken.

Sie hatte gehört, daß am Tage des großen Glockenläutens eine reiche Engländerin nach Diamante gekommen sei, und es erschütterte sie tief, als sie erfuhr, daß es dieselbe Dame sei, der das Christusbild gehörte. Das war also gekommen, sobald sie es angerufen hatte. Der Regen und das Glockenläuten waren sein Werk gewesen.

Sie suchte nun ihr Herz durch den Gedanken zu erfreuen, daß um ihretwillen ein Wunder geschehen sei. Das Gefühl, von Gottes Gnade umgeben zu sein, müsse ihr werter sein als alle irdische Liebe und alles irdische Glück. Sie wollte daher nicht, daß etwas Irdisches komme, sie aus dieser seligen Entzückung herauszureißen und wieder auf die Erde zurückzuführen.

Als sie jedoch Gaetano auf der Straße begegnete, sah dieser sie kaum an, und als sie bei Donna Elisa mit ihm zusammentraf, gab er ihr nicht einmal die Hand und sprach auch nicht mit ihr.

Die Wahrheit war, daß Gaetano, obgleich er zurückgekehrt war, weil es ihm zu schwer gefallen wäre, ohne Donna Micaela abzureisen, sie doch nicht in Versuchung führen und nicht verlocken wollte. Er sah, daß sie unter dem Schutze der Heiligen stand, und sie selbst war ihm dadurch so heilig geworden, daß er kaum noch von ihr zu träumen wagte. Er wollte allerdings in ihrer Nähe bleiben, aber nicht, um sie zu lieben, sondern weil er glaubte, ihr Leben würde noch viele heilige Taten zeitigen. Gaetano sehnte sich nach Wundern, wie ein Blumenzüchter sich nach der ersten Rose im Frühling sehnt.

Als aber Wochen vergingen und Gaetano es nie versuchte, sich Donna Micaela zu nähern, begann diese an Gaetano zu zweifeln und zu denken, daß er sie nie wirklich geliebt habe. Sie sagte sich, er habe das Gelübde

mit ihm zu fliehen, nur verlangt, um ihr zu beweisen, daß die Madonna ein Wunder tun könne. Wenn es sich aber auch so verhielt, dann begriff sie doch immer noch nicht, warum er selbst nicht weitergereist, sondern wieder umgekehrt war.

Diese Gedanken erfüllten sie mit Unruhe, und sie meinte, sie könne ihrer Liebe nicht Herr werden, wenn sie nicht wenigstens erfahre, ob Gaetano sie liebe. Sie sann hin und her und gelangte immer mehr zu der Überzeugung, daß er sie niemals geliebt habe.

Während Donna Micaela hierüber nachdachte, saß sie tagtäglich bei Don Ferrante und leistete ihm Gesellschaft. Er lag sehr lange krank, denn er hatte wiederholt Schlaganfälle gehabt und stand als ein gebrochener Mann vom Krankenlager auf. Mit einemmal war er alt und schlaff und ängstlich geworden, so daß man ihn nicht mehr allein lassen konnte; auch tat er gar nichts mehr in seinem Laden; er war ein ganz andrer Mensch geworden.

Besonders schien ihn eine wahre Sucht nach glänzendem und vornehmem Auftreten ergriffen zu haben. Es hatte den Anschein, als sei der arme Don Ferrante vom Hoffartsteufel besessen.

Donna Micaela war sehr gut gegen ihn, sie saß stundenlang bei ihm und plauderte mit ihm wie mit einem Kinde.

„Wer war es," pflegte er zu fragen, „der einst auf dem Marktplatz stand, mit Federn auf dem Hut, Schnüren am Rock und den Degen an der Seite, und der so schön spielte, daß man sagte, seine Musik sei so erhaben wie der Ätna und so mächtig wie das Meer? Und wer war es, der, als er eine arme schwarzgekleidete Signorina erblickte, die nicht wagte, ihr Gesicht offen den Menschen zu zeigen, auf diese zuging und ihr den Arm

bot? Ja, wer war das? War das Don Ferrante, der die ganze Woche mit der Zipfelmütze und in einem Wams im Laden steht? Nein, das ist nicht möglich. Ein alter Krämer hätte so etwas nicht tun können."

Don Ferrante lachte. So, gerade so sollte sie mit ihm sprechen. Sie sollte auch mit ihm darüber sprechen, wie es sein würde, wenn er zu Hof käme. So würde der König sprechen und so die Königin. „Die alten Alagonas sind wiedergekehrt," würde es bei Hof heißen. Und wer hat die Familie wieder emporgebracht? Man würde fragen und fragen. Wie, Don Ferrante, ein sizilianischer Fürst und spanischer Grande, ist denn das derselbe Mann, der in Diamante in einem Kramladen stand und sich mit den Fuhrleuten herumstritt? Nein, wird man sagen, das kann unmöglich derselbe sein.

Solche Reden ergötzten Don Ferrante, und er wollte sie Tag aus Tag ein immer wieder hören. Er wurde ihrer niemals überdrüssig, und Donna Micaela war außerordentlich geduldig mit ihm.

Aber eines Tages, als sie eben wieder so mit Don Ferrante sprach, trat Donna Elisa ins Zimmer.

„Schwägerin, wenn du die Legende der heiligen Jungfrau von Pompeji hast, dann leihe sie mir, bitte," sagte sie.

„Was, willst du nun anfangen zu lesen?" fragte Donna Micaela.

„Ach nein, du weißt doch, daß ich nicht lesen kann. Gaetano möchte sie gerne haben."

Donna Micaela hatte zwar die Legende der heiligen Jungfrau von Pompeji nicht, aber sie sagte es Donna Elisa nicht, sondern trat an ihr Bücherbort und nahm ein kleines Buch herunter, das eine Sammlung sizilianischer Liebeslieder enthielt. Das gab sie Donna Elisa, die das Büchlein Geatano brachte.

Doch kaum hatte Donna Micaela das getan, als sie von bittrer Reue ergriffen wurde, und sie fragte sich, wie sie denn eigentlich dazu gekommen sei, so zu handeln, sie, der das heilige Christuskind geholfen hatte?

Sie errötete vor Scham, als sie daran dachte, daß sie eine der Kanzonen angestrichen hatte, die so lautete:

Ich muß es wissen — fragen will ich, fragen!
Den Tag hab ich gefragt, den Tau der Nächte,
Des schnellen Vogels Flug, der Wolken Jagen!
Blei goß ich, ob mir das die Antwort brächte.
Viel Blumen hab entblätternd ich gebrochen,
Ans Geisterreich selbst tönt mein fragend Pochen.
Nun höret ihr, ihr Heil'gen meine Klagen:
Liebt er mich noch, wie in vergangnen Tagen?

Sie hatte allerdings gehofft, sie werde Antwort darauf bekommen, aber es geschah ihr nur recht, daß keine kam. Es geschah ihr recht, wenn Gaetano sie verachtete und sie aufdringlich nannte.

Sie hatte sich gar nichts Böses dabei gedacht. Sie hätte nur gerne gewußt, ob Gaetano sie liebe.

Wieder vergingen einige Wochen, und Donna Micaela saß noch immer daheim bei Don Ferrante.

Aber eines Tages hatte Donna Elisa sie doch verlockt, mit ihr ins Freie zu gehen. „Schwägerin, komm mit in meinen Garten und sieh dir meinen Magnolienbaum an. Du hast noch nie etwas so Schönes gesehen."

Da war sie mit Donna Elisa über die Straße und in deren Garten gegangen. Donna Elisas Magnolienbaum war wirklich wie eine strahlende Sonne, die man fühlt, ehe man sie sieht. Schon von weitem wogte einem der Duft entgegen, und der Baum war umschwärmt von summenden Bienen und zwitschernden Vögeln.

Als Donna Micaela den Baum sah, wagte sie kaum

zu atmen. Er war sehr hoch und üppig und von regelmäßigem Wuchs, und seine großen, festen Blätter hatten eine frische dunkelgrüne Farbe. Jetzt war er über und über mit großen leuchtenden Blüten bedeckt, die ihn so licht und festlich geputzt erscheinen ließen, daß es aussah, als sei er zu einem ganz besonders großen Festtag geschmückt, und man fühlte eine wahrhaft berauschende Freude von dem Baum ausstrahlen. Donna Micaela wurde wie betäubt, und sie fühlte, wie eine fremde, unwiderstehliche Macht Gewalt über sie bekam. Sie zog einen der steifen Zweige zu sich herab, breitete eine der Blüten auseinander, ohne sie zu brechen, nahm eine Nadel und begann Buchstaben in eines der Blütenblätter einzustechen.

„Was machst du denn da, Schwägerin?" fragte Donna Elisa.

„O nichts, nichts!"

„Zu meiner Zeit pflegten die jungen Mädchen in die Blätter der Magnolienblüten Liebesbriefe einzustechen."

„Vielleicht tun sie es noch."

„Nimm dich in acht, wenn du weggegangen bist, werde ich nachsehen, was du geschrieben hast."

„Du kannst ja nicht lesen."

„Aber ich habe Gaetano."

„Und Luca. Es ist gewiß besser, du wendest dich an Luca."

Als Donna Micaela nach Hause kam, bereute sie, was sie getan hatte. Würde Donna Elisa am Ende doch Gaetano die Blüte zeigen? Nein, nein, dazu war Donna Elisa zu klug. Wenn er sie aber durchs Fenster seiner Werkstatt gesehen hätte? Nun, er würde ja doch nicht darauf antworten. Aber sie, ja, sie machte sich lächerlich dadurch.

Nie, nie wieder wollte sie etwas Derartiges tun. Es

war gewiß am besten für sie, wenn sie nichts wußte. Es war am besten für sie, daß sich Gaetano gar nicht um sie kümmerte.

Trotzdem grübelte sie immerfort darüber nach, welche Antwort sie wohl bekommen würde. Aber sie bekam keine.

Und dann war wieder eine Woche vergangen. Da verfiel Don Ferrante auf den Gedanken, ausfahren zu wollen, und er sagte, er wolle von jetzt an jeden Nachmittag eine Spazierfahrt machen.

Im Wagenschuppen des Sommerpalastes stand ein altertümlicher Galawagen, der gewiß über hundert Jahre alt war. Er war sehr hoch, hatte einen kleinen und engen Wagenkorb, der in Lederriemen zwischen den hintern Rädern hing, die so groß wie das Wasserrad einer Mühle waren. Der Wagen war weiß angestrichen und mit Gold bemalt, die Polster waren mit rotem Samt überzogen, und auf der Wagentür prangte das Wappen der Alagonas.

Einst war es für jeden eine große Ehre gewesen, der in diesem Wagen hatte fahren dürfen. Und wenn die alten Alagonas darin auf den Korso gefahren kamen, waren die Leute von den Türschwellen aufgestanden, hatten sich unter den Türen zusammengedrängt und sich über die Balkone hinausgelehnt, um ihn besser zu sehen. Aber damals war er auch von edlen Berberhengsten gezogen worden, da hatte der Kutscher eine Allongenperrücke aufgehabt, der Diener trug eine gallonierte Livree, und man war mit gestickten seidenen Zügeln gefahren.

Jetzt wollte Don Ferrante seine alten Gäule vor den Galawagen spannen und seinen alten Ladenknecht als Kutscher auf den Bock setzen.

Als Donna Micaela ihm sagte, daß dies nicht anginge, begann Don Ferrante zu weinen. Was würden die Leute nur von ihm denken, wenn er an den Nach=

mittagen nicht in seinem Wagen auf dem Korso erschien? Das sei das letzte, was sich ein vornehmer Mann versage. Wie könnte ihn jemand für einen Edelmann halten, wenn er nicht in dem Wagen der alten Alagonas auf der Straße auf und ab fuhr.

Die froheste Stunde, die Don Ferrante seit seiner Krankheit genoß, war die, wo er zum erstenmal ausfuhr. Er saß ganz steif da und winkte und nickte äußerst gnädig allen zu, denen er begegnete. Und die Leute in Diamante verneigten sich vor ihm und zogen den Hut so tief, daß er fast den Boden streifte. Warum sollte man dem alten Don Ferrante diese Freude nicht gönnen?

Donna Micaela saß neben ihm, denn Don Ferrante wagte nicht allein zu fahren. Sie hatte sich zuerst gesträubt, mitzufahren. Aber da hatte Don Ferrante geweint und sie daran erinnert, daß er sie geheiratet habe, als sie arm und verachtet gewesen sei. Nun dürfe sie nicht undankbar sein und nicht vergessen, was er für sie getan habe, sondern müsse mit ihm fahren. Warum sie denn eigentlich nicht in seinem Wagen ausfahren wolle? Es sei der vornehmste alte Wagen auf ganz Sizilien.

„Warum willst du denn nicht mit mir ausfahren?“ fragte Don Ferrante. „Denke daran, daß ich der einzige bin, der dich liebt. Siehst du nicht, daß nicht einmal dein Vater dich liebt? Sei doch nicht undankbar!“

Auf solche Weise hatte er Donna Micaela dahin gebracht, daß sie sich in den Galawagen gesetzt hatte.

Aber es ging durchaus nicht so, wie Donna Micaela gefürchtet hatte. Niemand lachte sie aus. Die Frauen knicksten, und die Männer verbeugten sich ebenso ehrfurchtsvoll, wie wenn der Wagen hundert Jahre jünger gewesen wäre. Und Donna Micaela konnte auf keinem einzigen Gesicht ein Lächeln entdecken.

Man hätte auch wirklich in ganz Diamante keinen

Menschen finden können, der gespottet hätte. Denn man wußte wohl, wie es Donna Micaela bei Don Ferrante hatte. Man wußte, wie sehr er sie liebte, und daß er weinte, wenn sie ihn nur einen Augenblick allein ließ. Man wußte auch, daß er sie mit Eifersucht quälte und ihre Hüte mit Füßen trat, wenn sie ihr gut standen, und daß er ihr niemals Geld zu neuen Kleidern gab, damit nicht etwa ein andrer sie schön finde und sich in sie verliebe. Dagegen sagte er ihr bisweilen, sie sei so häßlich, daß es außer ihm niemand auf die Dauer ertragen würde, ihr Gesicht zu sehen. Und weil man das alles in Diamante wußte, lachte niemand. Hätte man über die Frau lachen sollen, die es bei einem kranken Mann aushielt und auf sein kindisches Schwatzen einging? Die Leute in Diamante sind fromme Christen und keine Barbaren.

So fuhr also der Galawagen in seiner alten verblichenen Pracht zwischen fünf und sechs Uhr auf dem Korso in Diamante auf und ab, und zwar ganz allein, denn es gab sonst gar keinen vornehmen Wagen in Diamante; aber man wußte doch, daß um dieselbe Zeit alle Equipagen in Rom nach dem Monte Pincio, und alle in Neapel nach der Villa Nazionale, und alle in Florenz nach den Cascinen, und alle in Palermo nach Favorita fuhren.

Als der Wagen zum drittenmal nach der Porta Ätna fuhr, erklang draußen auf der Landstraße ein lustiges Horngeschmetter.

Und durchs Tor herein fuhr ein großer, hoher Jagdwagen in englischem Stil.

Dieser Wagen war wahrhaftig auch altmodisch! Der Postillion, der auf dem Handpferd saß, trug Lederhosen und eine Zopfperücke, und der Wagen sah aus wie eine alte Diligence mit einem Coupé hinter dem

Bock, mit einem hohen schmalen Verdeck und einem Sitz auf dem Dach.

Aber alles war neu; die Pferde waren schöne starke Tiere; Gefährt und Geschirr glänzten, und im Wagen selbst saßen einige junge Herren und Damen aus Catania, die einen Ausflug auf den Ätna machten. Und sie brachen natürlich beim Anblick des alten Galawagens in lautes Lachen aus. Sie beugten sich über das hohe Wagendach, auf dem sie saßen, heraus, um ihn genau sehen zu können, und ihr Lachen klang sehr laut und gellend zwischen den hohen, stillen Häusern von Diamante.

Donna Micaela wurde plötzlich ganz unglücklich. Die da vorüberfuhren waren alte Bekannte von ihr. Was würden die erzählen, wenn sie nach Hause kamen! Wir haben Micaela Palmeri in Diamante gesehen. O, sie würden lachen und erzählen, lachen und erzählen!

Ihr ganzes Leben kam ihr plötzlich wie das größte Elend vor. Sie war nichts als die Sklavin eines Narren. Ihr ganzes Leben lang würde sie nur immerfort den Kindereien Don Ferrantes nachgeben müssen.

Als sie nach Hause kam, war sie am Ende ihrer Kräfte. Sie fühlte sich so matt und kraftlos, daß sie sich nur eben noch die Treppen hinaufschleppen konnte.

Indessen aber pries Don Ferrante sein Glück, daß diese vornehmen Leute ihm begegnet seien und ihn in seinem vornehmen Staat gesehen hätten. Und er sagte zu seiner Frau, nun würde sich niemand mehr darum kümmern, daß sie häßlich sei und daß ihr Vater gestohlen habe, denn nun kenne man sie als die Gattin eines vornehmen Mannes.

Nach dem Mittagessen verhielt sich Donna Micaela ganz stumm und überließ es ihrem Vater, Don Ferrante zu unterhalten. Plötzlich erklang drunten auf der Straße

vor den Fenstern des Sommerpalasts ganz leise eine Mandoline. Es war nur eine Mandoline, ohne Gitarre- oder Violinbegleitung. Nichts hätte zarter und ätherischer, nichts anziehender und rührender sein können. Man hätte nicht glauben sollen, daß Menschenhände diese Mandolinensaiten in Bewegung setzten. Es war, als gäben Bienen, Heimchen und Grillen ein Konzert.

„Da ist wieder jemand, der sich in Giannita verliebt hat," sagte Don Ferrante. „Das ist ein Frauenzimmer, diese Giannita. Jeder wird gleich von ihrem hübschen Gesicht gefangen genommen. Wenn ich noch jung wäre, würde ich mich auch in Giannita verlieben. Sie versteht es, Liebe einzuflößen."

Donna Micaela zuckte zusammen. „Ja, er hat recht," dachte sie. „Das Mandolinenspiel gilt Giannita." An diesem Abend war Giannita zwar daheim bei ihrer Mutter, aber sie wohnte jetzt im Sommerpalast; Donna Micaela hatte es durchgesetzt, seit Don Ferrante geistesschwach geworden war.

Aber wem es nun auch gelten mochte, das Mandolinenspiel gefiel Donna Micaela. Es klang so hold, so schön, so mild und tröstend. Sie ging leise in ihr Zimmer, um dort in der Dunkelheit und Einsamkeit besser zuhören zu können.

Hier schlug ihr ein süßer, starker Duft entgegen. Ihre Hände begannen zu zittern, als sie ein Licht und Streichhölzer suchte. Auf ihrem Arbeitstisch lag eine große vollerschlossene Magnolienblüte.

Auf einem der Blütenblätter war mit einer Nadel eingeritzt: „Wer liebt mich?" Und darunter stand: „Gaetano!"

Neben der Blume lag ein kleines weißes Buch, eine Sammlung Liebeslieder. Und eine der kleinen Kanzonen war angestrichen:

„Von meiner Lieb, die heimlich still geboren
In dunkler Nacht, soll keine Seele wissen.
Das habe ich mir heilig zugeschworen!
Im Traume doch bist du mir nicht entrissen.
Bei meiner letzten Beichte noch auf Erden
Ruht mein Geheimnis fest im sichern Schrein,
Des Schlüssel nimmer soll gefunden werden
— Ins Land des Schweigens zieh ich schweigend ein!"

Die Mandoline spielte weiter; die Mandoline erinnert an frische Luft und Sonnenschein. Sie hat etwas Beruhigendes und Aufmunterndes, etwas von der tröstenden Sorglosigkeit der Natur.

IX

Die Flucht

Damals war das kleine Christusbild von Aracoeli noch immer in Diamante.

Die Engländerin, der es gehörte, war so entzückt von dieser Stadt, daß sie sich gar nicht entschließen konnte, weiterzureisen.

Sie hatte das ganze erste Stockwerk des Gasthauses gemietet nnd sich da vollständig häuslich niedergelassen. Nun kaufte sie zu teuren Preisen alles, was sie an alten Tongefäßen und an alten Münzen auftreiben konnte. Sie kaufte Mosaiken, Altarbilder und Heiligenbilder. Sie war auf die Idee gekommen, sich eine Sammlung aller Kirchenheiligen anzulegen.

Da hörte sie auch von Gaetano erzählen, und sogleich ließ sie ihn zu sich ins Hotel entbieten.

Gaetano raffte alles, was er in der letzten Zeit geschnitzt hatte, zusammen und nahm es mit zu Miß

Tottenham. Sie war sehr erfreut über die kleinen Figuren und wollte alle miteinander kaufen.

Aber die Zimmer der reichen englischen Dame sahen aus wie die Rumpelkammer eines Museums. Alles, was man sich nur denken konnte, war da versammelt, und alles lag in grenzenloser Unordnung durcheinander. Da standen halbgeleerte Koffer, Mäntel und Hüte hingen an den Wänden, Bilder und Kupferstiche lagen umher, desgleichen Reisehandbücher, Fahrpläne, Teegeschirr und Spirituskocher, sowie auch Hellebarden, Meßbücher, Mandolinen und Wappenschilder.

Dies öffnete Gaetano die Augen. Er wurde plötzlich rot, biß sich auf die Lippen und begann seine Bilder wieder einzupacken.

Sein Blick war auf ein Bild des Jesuskindes gefallen. Es war das Verstoßene, das hier mitten in dieser Unordnung stand mit seiner ärmlichen Krone auf dem Kopf und seinen Messingschuhen an den Füßen. Die Farbe auf dem Gesicht war abgescheuert, die Ringe und die Schmucksachen, mit denen es behängt war, hatten Flecken von Grünspan, und das Wickelband war vom Alter vergilbt.

Als Gaetano das sah, wollte er seine Bilder nicht an Miß Tottenham verkaufen, sondern einfach wieder fortgehen. Und als Miß Tottenham ihn fragte, was er denn auf einmal habe, fuhr er auf, begann sie zu schelten und fragte sie, ob sie wohl wisse, daß viele von den Sachen, die sie da um sich herum habe, heilig seien?

Ob sie wohl wisse, oder ob sie nicht wisse, daß das Bild dort das heilige Jesuskind selbst sei? Und sie habe es an der einen Hand drei Finger verlieren und die Steine aus seiner Krone fallen lassen, und nun liege es schmutzig und mit Grünspan befleckt und entehrt herum. Wenn sie

so das Bild des eingebornen Sohnes Gottes behandle, wie würde sie dann erst alles andre verkommen lassen? Nein, ihr wolle er nichts verkaufen.

Als Gaetano auf diese Weise über Miß Tottenham herfiel, war diese ganz entzückt von ihm, ja sie war geradezu begeistert.

Hier war wahrer Glauben und echter heiliger Zorn. Dieser junge Mann mußte Künstler werden.

Nach England, nach England mußte er! Sie wollte ihn zu ihrem Freund, dem großen Meister senden, zu ihrem Freund, der die Kunst umzuschaffen versuchte, zu ihm, der die Menschen lehren wollte, schönen Hausrat und schöne Kirchengeräte zu schnitzen, der eine ganze schöne Welt schaffen wollte.

Sie bestimmte und ordnete alles an, und Gaetano ließ sie gewähren, weil er selbst jetzt am liebsten von Diamante weg wollte.

Er sah ein, daß er das Leben da nicht mehr aushalten konnte. Er glaubte, Gott selbst führe ihn weg von der Versuchung.

Ganz unbemerkt reiste er ab. Donna Micaela erfuhr kaum etwas von dem Plan, bis er fort war. Er hatte nicht gewagt, ihr Lebewohl zu sagen.

X

Scirocco

Hierauf verflossen zwei Jahre ganz ruhig. Das einzige, was in Diamante und auf Sizilien geschah, war, daß die Menschen ärmer und immer ärmer wurden.

Dann wurde es wieder Herbst, und die Zeit kam, wo die Trauben eingeheimst werden sollten. Zu der Zeit

fließen stets die Kanzonen in vollendeten Versen von den Lippen, zu der Zeit entströmen den Mandolinen neue und schöne Melodien.

Da pflegt die Jugend in Scharen in die Weinberge hinauszuziehen; den ganzen Tag hindurch wird unter Lachen und Scherzen gearbeitet, die ganze Nacht wird getanzt und gescherzt, und man weiß nicht mehr, was Schlaf ist.

Dann ist das klare Luftmeer über dem Gebirge schöner denn je. Da erwachen in allen Köpfen lustige Einfälle, da zucken Blitzen gleich feurige Blicke umher, da empfängt die Luft nicht allein von der Sonne Licht und Wärme, sondern auch von den strahlenden Gesichtern der jungen Schönen, die am Ätna wohnen.

Aber in diesem Herbst waren alle Weinberge von der Reblaus zerstört. Keine Winzer drängten sich durch die Ranken hindurch, die Winzerinnen zogen nicht mit gefüllten Körben auf dem Kopf in langer Reihe zu den Pressen hin, und nachts wurde auf den Dächern nicht getanzt.

Und in diesem Herbst lag nicht mehr die klare, leichte Oktoberluft über den Ätnagegenden. Wie ein Bundesgenosse der Not wehte der schwere, lähmende Wüstenwind von Afrika herüber und brachte einen Staub und einen Dunst mit, die die ganze Luft trübten.

Während dieses ganzen Herbstes war nicht ein einziges Mal ein frischer Bergwind zu verspüren. Immer und immer blies der unheilvolle Scirocco.

Bisweilen kam er trocken und von Sandkörnern erfüllt und so glühend heiß dahergezogen, daß man Fenster und Türen schließen und sich in den Häusern aufhalten mußte, um nicht zu ersticken.

Aber viel öfters war er schwül, feucht und drückend. Die Menschen fanden keine Ruhe; ihre Sorgen quälten

sie Tag und Nacht, der Kummer türmte sich so riesengroß vor ihnen auf, wie die hohen Schneewehen auf den Bergen.

Diese Unruhe ergriff auch Donna Micaela, die noch immer Don Ferrante, ihren alten Ehegatten, pflegte.

In diesem Herbst hörte sie nie ein Lachen, nie einen Gesang. Die Menschen schlichen aneinander vorbei, so voller Grimm und Verzweiflung, daß sie beinahe erstickten. Und Donna Micaela war überzeugt, daß sie über einem Aufruhr brüteten. Sie begriff, daß ein Ausbruch nicht mehr zu vermeiden war. Es würde zwar ganz und gar nichts helfen, aber die Menschen mußten sich irgendwie Luft schaffen.

Im Anfang des Herbsts hatte Donna Micaela oft auf ihrem Balkon gesessen und von da die Gespräche der Leute auf der Straße mit angehört. Und da hatten diese immerfort von der Not gesprochen. „Wir haben eine Mißernte in Weizen und Wein," tönte es zu ihr herauf. „Der Handel in Schwefel und Orangen stockt. Das gelbe Gold Siziliens ist mißraten. Wovon sollen wir leben?"

Und Donna Micaela begriff, wie schrecklich das sein mußte. Weizen, Wein, Orangen und Schwefel, das gelbe Gold der Sizilianer!

Sie begann auch zu verstehen, daß das Elend größer sein mußte, als daß die Menschen es auf die Dauer ertragen könnten, und sie klagte, daß das Leben so schwer für sie sein mußte. Sie fragte sich, warum denn die Menschen gezwungen würden, so große Steuern zu bezahlen? Warum mußte denn das Salz besteuert werden, daß zum Beispiel eine arme Frau nicht einmal das Recht hatte, an den Strand zu gehen und sich einen Eimer Seewasser zu holen, um es zu Salz verdampfen zu lassen, während sie nun das Salz um teures Geld in dem Laden der Regierung kaufen mußte? Und warum wurden die Palm=

9*

bäume besteuert? Jetzt fällten die Bauern zornigen Herzens die alten Bäume, die so lange ihre Kronen über die schöne Insel gebreitet hatten. Und die Fenstersteuer, was wollte man damit? Sollten etwa die armen Leute ihre Fenster zumauern und aus ihren Stuben in die Keller ziehen?

In den Schwefelgruben gab es Arbeitseinstellungen und Unruhen, und die Regierung sandte Soldaten, die die Leute wieder an die Arbeit zwingen sollten. Da fragte sich Donna Micaela, ob denn die Regierung auch wisse, daß man in diesen Gruben gar keine Maschinen hatte? Die Regierung hatte also nie gehört, daß Kinder das Erz aus den tiefen Schachten herausschleppen mußten? Sie wußte also nicht, daß diese Kinder Sklaven waren, ja daß ihre Eltern sie an die Arbeitgeber verkauften. Wenn aber die Regierung es wußte, warum wollte sie dann den Grubenbesitzern helfen?

Dann hörte sie auf einmal von einer furchtbaren Menge Verbrechen reden, und wieder begann sie zu fragen. Warum läßt man die Menschen zu Verbrechern werden? Warum müssen sie alle so arm und von allem entblößt sein? In Catania und in Palermo brauchte man allerdings keine solche Frage zu stellen, aber hier in Diamante, da konnte man das Fürchten und das Fragen nicht lassen. Warum läßt man die Menschen so arm werden, daß sie Hungers sterben?

Noch war der Sommer kaum vorbei, noch war man nicht weiter in den Herbst hineingekommen als Ende Oktober, und schon begann Donna Micaela den Tag vor sich zu sehen, an dem der Aufruhr ausbrechen mußte. Sie sah die ausgehungerten Menschen auf der Straße daherstürmen. Sie sah sie die Läden plündern und die wenigen Reichen, die es in der Stadt gab, ausrauben. Vor dem Sommerpalast machte eine wilde Schar Halt,

und die keckſten kletterten auf die Altane und an den Fenſtern empor. Heraus mit den Juwelen der alten Alagonas! Heraus mit Don Ferrantes Millionen! Der Sommerpalaſt war ihr Wunderland. Sie glaubten, er ſei mit Gold gefüllt wie ein Märchenſchloß.

Wenn ſie aber dann nichts fanden, dann ſetzten ſie ihr den Dolch an die Kehle, um ſie zu zwingen, Schätze herauszugeben, die ſie nie beſeſſen hatte, und dann wurde ſie von den raubgierigen Scharen getötet.

Warum konnten die großen Grundbeſitzer nicht daheim bleiben? Warum mußten ſie die Armen dadurch zur Wut aufſtacheln, daß ſie in Rom und Paris ein üppiges Leben führten? Wenn ſie mehr daheim blieben, würden die armen Leute nicht ſo gehäßig gegen ſie geſtimmt ſein, und ſie würden nicht hoch und teuer ſchwören, daß ſie alle Reichen umbringen wollten, wenn nur erſt die Zeit gekommen ſei.

Donna Micaela wäre gern in eine der großen Städte geflohen. Da aber ſowohl ihr Vater als auch Don Ferrante kränkelten, mußte ſie um ihretwillen bleiben, wo ſie war. Und ſie war überzeugt, daß ſie getötet werden würde als ein Sühnopfer für die Sünde der Reichen gegen die Armen.

Seit Jahren hatte ſich das Unglück über Sizilien zuſammengezogen, nun konnte ihm nicht mehr geſteuert werden. Jetzt begann ſelbſt der Ätna mit einem Ausbruch zu drohen. Schwefelrauch leuchtete feuerrot über dem hohen Gipfel, und das Dröhnen in ſeinem Innern drang bis nach Diamante.

Alles würde auf einmal ein Ende nehmen, alles zugleich zerſtört werden.

Wußte denn die Regierung gar nichts von der Unzufriedenheit? Ach, die Regierung hatte endlich Kenntnis davon bekommen und ein Komitee eingerichtet. Es war

ein großer Trost, als eines schönen Tages die Komiteemitglieder auf dem Korso in Diamante anfuhren. Wenn nur das Volk auch verstanden hätte, daß sie ihm wohl wollten! Wenn nur nicht die Frauen vor den Türen gestanden und die feinen Herren vom Festlande verspottet hätten! Wenn nur nicht die Kinder neben den Wagen hergesprungen wären und gerufen hätten: „Diebe! Diebe!"

Was auch getan wurde, es trug nur dazu bei, den Aufruhr noch schneller zum Ausbruch zu bringen. Und es war niemand da, der sich des Volkes hätte annehmen können, um es zu beruhigen. Man traute keinem einzigen von den Beamten. Solche, die nur Bestechungen zugänglich waren, wurden noch am wenigsten verachtet, aber es hieß, mehrere unter ihnen seien Mitglieder der „Maffia". Man behauptete, sie dächten nur daran, Geld und Macht an sich zu reißen.

Je länger es dauerte, desto deutlicher wurden die Zeichen, daß etwas Furchtbares bevorstand. In den Zeitungen las man, daß sich in den großen Städten die Arbeiter zusammenrotteten und in Scharen durch die Straßen zögen. In den Zeitungen las man auch, daß die Sozialistenführer im Lande umherreisten und aufreizende Reden hielten. Da wurde es Donna Micaela plötzlich klar, woher diese große Unruhe kam. Die Sozialisten waren es, die den Aufruhr entfachten. Ihre Brandreden versetzten die Gemüter in Gärung. Wie konnte man das zulassen? Wie konnte man sie so ihr Wesen treiben lassen? Wer war denn König in Sizilien? Hieß er Da Felice oder Umberto?

Donna Micaela wurde von einer schrecklichen Angst gequält, die sie gar nicht wieder los werden konnte. Es war ihr, als hätten sich alle Menschen gerade gegen sie verschworen. Und je mehr sie von den Sozialisten hörte, desto größer wurde ihre Angst.

Giaunita versuchte sie zu beruhigen. „Wir haben keine Sozialisten in Diamante,“ sagte sie. „In Diamante denkt man gar nicht an einen Aufruhr.“

Aber Donna Micaela fragte sie, ob sie nicht wisse, was es bedeute, daß die alten Spinnweiber in ihren dunklen Winkeln von den großen Räuberhelden erzählten und von dem großen Fischer von Palermo Guiseppe Alesi, den man den Masaniello von Sizilien nenne.

Wenn es den Sozialisten gelänge, einen Aufruhr ins Werk zu setzen, dann würde auch Diamante mit hineingezogen. Ganz Diamante wüßte schon, daß etwas Schreckliches bevorstünde. Man habe den großen schwarzen Mönch auf dem Balkon des Palazzo Geraci umgehen sehen. Die ganze Nacht hindurch höre man Eulen schreien, und viele behaupteten, die Hähne krähten bei Sonnenuntergang und schwiegen bei Tagesanbruch.

An einem Tag im November füllte sich Diamante plötzlich mit gefährlich aussehenden Menschen. Es waren Männer mit wahren Raubtiergesichtern, mit struppigen Bärten, großen Händen und ungeheuer langen Armen. Mehrere trugen weite flatternde leinene Anzüge, und man glaubte in ihnen berühmte Banditen und erst kürzlich freigelassene Galeerensklaven zu erkennen.

Giaunita erzählte, daß sich diese wilden Menschen für gewöhnlich in den Gebirgseinöden des Landes aufhielten; jetzt aber hätten sie den Simeto überschritten und seien nach Diamante gekommen, weil ein Gerücht zu ihnen gedrungen sei, daß es in Diamante „losgegangen“ sei. Da aber alles noch ruhig und die Karabinierikaserne noch voller Soldaten sei, hätten sie sich wieder verzogen.

Donna Micaela dachte nun beständig an diese Männer und war überzeugt, daß sie sie ermorden würden. Sie sah deren flatternde Gewänder und ihre Raubtiergesichter

deutlich vor sich. Sie wußte, daß sie in den Gebirgshöhlen auf der Lauer lagen und nur auf den Tag warteten, wo sie das Schießen und den Lärm des Aufruhrs von Diamante herübertönen hören würden. Dann würden sie mit Brand und Mord über die Stadt herfallen, an der Spitze des ganzen hungrigen Volks, als dessen Generale und Anführer bei der Plünderung.

Donna Micaela mußte den ganzen Herbst hindurch ihren Vater und ihren Gatten pflegen, denn beide lagen einen Monat um den andern krank darnieder. Man hatte ihr jedoch gesagt, daß keine Gefahr für ihr Leben sei.

Sie war sehr froh, daß sie Don Ferrante behalten durfte, denn es war ihre einzige Hoffnung, daß diese Menschen doch wenigstens bis zuletzt auf ihn, der aus einem alten hochgeachteten Geschlecht stammte, Rücksicht nehmen würden.

Während sie so an den Krankenbetten saß, dachte sie oft mit heißer Sehnsucht an Gaetano, und oftmals wünschte sie, daß er doch daheim wäre. Wenn er wieder in seiner Werkstatt stünde, würde sie gewiß keine Angst und keine Todesfurcht haben. Dann hätte sie kein andres Gefühl gehabt, als das der Sicherheit und der Ruhe.

Selbst jetzt, wo er so weit entfernt war, war er es, den sie in ihren Gedanken aufsuchte, wenn die Angst sie halb wahnsinnig machte. Sie hatte jedoch seit seiner Abreise nicht einen einzigen Brief von ihm bekommen, so daß sie manchmal glaubte, er habe sie vergessen. Zu andern Zeiten wieder wußte sie ganz sicher, daß er sie liebte, denn sie fühlte sich förmlich gezwungen, an ihn zu denken, und dann war sie fest überzeugt, daß auch er mit seinen Gedanken bei ihr weilte und sie rief.

Endlich im Herbst erhielt sie einen Brief von Gaetano. Ach, welch ein Brief! Donna Micaelas erster Gedanke war, ihn zu verbrennen.

Sie war auf das Dach gestiegen, um allein zu sein, während sie den Brief las. Hier oben hatte sie einst Gaetanos Liebeserklärung angehört. Und diese hatte sie damals gar nicht erschüttert, sie hatte sie weder erwärmt noch erschreckt.

Dieser Brief jedoch war etwas andres. Gaetano bat sie, zu ihm zu kommen, die Seine zu werden, ihm ihr Leben zu weihen. Als sie das las, erschrak sie über sich selbst. Sie hatte das Gefühl, als müsse sie in die Luft hinausrufen: „Ich komme! Ich komme!" und dann sofort abreisen. Es zog sie, es riß sie fort. „Wir wollen glücklich sein!" schrieb er. „Wir verspielen die Zeit, die Jahre vergehen. Laß uns glücklich sein!"

Er beschrieb ihr, wie sie leben würden. Er erzählte ihr von andern Frauen, die auch dem Gebot der Liebe gefolgt und glücklich geworden seien. Er schrieb verlockend und überzeugend.

Aber nicht so sehr der Inhalt des Briefes war es, was sie hinriß, sondern vielmehr die Liebe, die darin brannte und glühte. Wie duftendes Räucherwerk schlug es ihr aus dem Briefe entgegen, und sie fühlte, wie es sie durchdrang. Heiße Sehnsucht sprach aus jedem Worte.

Nun war sie nicht mehr eine Heilige für ihn wie früher. Das kam überwältigend, unerwartet nach dem mehrjährigen Schweigen. Und sie erschrak, daß es sie so entzückte.

So hatte sie sich die Liebe nie gedacht. Würde ihr eine solche Liebe auch gefallen? Ja, voll Angst erkannte sie, daß sie ihr gefallen würde.

Und dann strafte sie sich selbst und ihn damit, daß sie ihm eine strenge Antwort schrieb. Sie enthielt Moral, Moral und nichts als Moral. Donna Micaela war stolz, als sie den Brief geschrieben hatte. Sie hatte nicht geleugnet, daß sie Gaetano liebe, aber vielleicht fand er

die Liebesworte gar nicht heraus, so sehr waren sie unter Ermahnungen verborgen. Er mußte sie wohl auch nicht gefunden haben, denn er schrieb keinen zweiten Brief mehr.

Aber jetzt konnte Micaela nicht mehr an Gaetano als an einen Schutz und Schirm denken. Jetzt war er gefährlicher als die Männer aus dem Innern des Landes.

Und mit jedem Tag trafen schlimmere Nachrichten in Diamante ein. Die Leute begannen sich Waffen anzuschaffen. Und obgleich es verboten war, solche zu besitzen, trugen doch alle Männer sie im geheimen bei sich.

Alle Fremden verließen die Insel, dagegen wurde ein Tausend Soldaten nach dem andern von Italien herübergeschickt.

Die Sozialisten hielten Reden über Reden. Sie waren wohl von bösen Geistern besessen und konnten sich nicht zufrieden geben, bis ein recht großes Unheil angerichtet war.

Endlich hatten die Aufständischen den Tag festgesetzt, an dem der Sturm losbrechen sollte. Ganz Sizilien, ganz Italien sollte sich erheben. Jetzt war es keine Drohung mehr, jetzt war es Wirklichkeit.

Immer mehr Truppen kamen vom Festland herüber. Die meisten davon waren Neapolitaner, die in ewiger Fehde mit den Sizilianern leben. Und dann kam die Nachricht, daß die Insel in Kriegszustand erklärt worden sei. Es sollte keine Gerichtshöfe mehr geben, nur noch Kriegsgerichte. Und es wurde behauptet, die Soldaten hätten die Erlaubnis zu plündern und zu morden, so viel sie Lust hätten.

Niemand wußte, wie das enden würde. Die Angst schien alle wahnsinnig zu machen. Die Bauern aus dem Innern des Landes verschanzten sich droben zwischen den Bergen. In Diamante waren die Männer in großen

Haufen auf dem Markte versammelt. Tag und Nacht standen sie da, ohne an ihre Arbeit zu gehen. Ganz unheimlich sahen diese Haufen von Männern aus in ihren dunklen Mänteln und mit großen Schlapphüten auf dem Kopfe. Sie träumten wohl alle von dem Augenblick, wo sie den Sommerpalast plündern würden.

Je näher der Tag herankam, wo der Aufruhr losbrechen sollte, desto kränker wurde Don Ferrante. Und Donna Micaela begann für sein Leben zu fürchten.

Wenn sie auch noch Don Ferrante verlor, so war das ein sicheres Zeichen, daß sie zum Untergang bestimmt sei. Wer würde sich wohl ihrer annehmen, wenn er nicht mehr lebte?

Sie wachte bei ihm. Sie und alle Frauen der Nachbarschaft saßen in stummem Gebet um sein Lager.

Und eines Morgens, gegen sechs Uhr, starb Don Ferrante. Donna Micaela trauerte um ihn, weil er ihr einziger Beschützer gewesen war, und auch der einzige, der sie vor dem Untergang hätte retten können. Deshalb wollte sie den Toten so ehren, wie es damals in Diamante noch Sitte war.

Sie ließ das Sterbezimmer ganz schwarz ausschlagen und alle Fensterläden schließen, so daß das heitre Sonnenlicht nicht in die Stube hereindringen konnte.

Sie ließ auch das Feuer auf dem Herd löschen und bestellte einen blinden Sänger, der jeden Tag in den Palast kommen und Klagelieder singen sollte.

Sie ließ Giannita für den Signor Palmeri sorgen, damit sie selbst mit den versammelten Frauen ruhig im Sterbezimmer bleiben konnte.

Am Todestage gegen Abend waren alle Vorbereitungen beendet, und man wartete nur noch auf die weißen Brüder, die die Leiche abholen sollten. Im Leichenzimmer herrschte Totenstille. Alle Frauen der

Nachbarschaft saßen mit verweinten Gesichtern unbeweglich da.

Donna Micaela war blaß vor Kummer und Angst; sie war nicht imstande, ihre Augen von dem über die Leiche gebreiteten Bahrtuch abzuwenden. Es war ein Bahrtuch, das dem Geschlecht der Alagonas gehörte. In Riesengröße prangte das Familienwappen mitten darauf, und es hatte silberne Fransen und dicke Quasten. Dieses Bahrtuch war niemals über einen andern gebreitet worden als über einen Alagona.

Es schien Micaela, als liege es da, um sie keinen Augenblick vergessen zu lassen, daß ihre letzte Stütze gebrochen war, und daß sie sich nun allein und ohne Schutz mitten unter einem erregten Volke befand.

Da trat jemand ein und meldete, daß die alte Assunta gekommen sei. Die alte Assunta, was wollte denn die alte Assunta? Ja, das sei die Lobrednerin, die den Toten die Nachrede halte.

Da ließ Donna Micaela die alte Assunta eintreten. Sie sah grade aus wie alle Tage, wenn sie auf der Domtreppe saß und bettelte; sie kam in derselben zerlumpten Kleidung, mit demselben verblaßten Kopftuch und mit demselben Krückstock.

Klein, mit gekrümmtem Rücken, hinkte sie zum Sarg hin. Sie hatte ein verschrumpeltes Gesicht, einen eingefallenen Mund und erloschene Augen. Donna Micaela dachte, mit ihr sei wahrlich die verkörperte Schwäche und Hilflosigkeit ins Zimmer getreten.

Die Alte erhob ihre Stimme und begann nun im Namen der Gattin zu klagen:

„Mein Herr ist tot, und ich bin allein. Er, der mich zu sich erhob, ist tot! Wie wunderlich ist es doch, daß mein Haus seinen Herrn verloren hat! — Warum sind die Läden vor deinen Fenstern verschlossen? sagen

die Vorübergehenden. — Und ich antworte: Weil ich das helle Tageslicht nicht ertragen kann, weil mein Leid groß ist, ja mein Leid ist dreifach. — Sind denn so viele deines Geschlechts von den weißen Brüdern hinausgetragen worden? — Nein, keiner von meinem Geschlecht ist gestorben, aber ich habe meinen Mann verloren, meinen Mann, meinen Mann!"

Die alte Assunta hatte nicht nötig, noch mehr zu sagen. Donna Micaela weinte laut. Das ganze Zimmer wurde von den Klagelauten der versammelten Frauen erfüllt. Denn kein Schmerz ist so groß, als wenn eine Frau ihren Mann verliert. Die, welche Witwen waren, dachten an den, den sie verloren hatten, und die, welche es noch nicht waren, dachten an die Zeit, wo sie nirgends mehr hingehen könnten, weil sie keinen Begleiter mehr hätten, wo sie der Einsamkeit, der Armut und der Vergessenheit anheimfallen würden, wo sie nichts mehr waren, nichts mehr bedeuteten, wo sie die ausgestoßenen Kinder der Welt waren, weil sie keinen Gatten mehr hatten, weil sie nichts mehr hatten, was ihnen das Recht zu leben gab.

* *
*

Es war Ende Dezember, in den Tagen zwischen Weihnachten und Neujahr.

Noch immer herrschte die gleiche Aufruhrgefahr, und man hörte dieselben beängstigenden Gerüchte. Es hieß, Falco Falcone habe draußen im Steinbruch eine ganze Räuberbande versammelt und warte nur auf den Tag, der für den Aufstand festgesetzt sei, um über Diamante herzufallen und es zu plündern.

Es wurde auch erzählt, in mehreren der kleinen Bergstädte habe sich das Volk erhoben; es habe die Zollhäuser an den Stadttoren eingerissen und die Zollbeamten

fortgejagt. Man behauptete auch, die Soldaten zögen von Ort zu Ort; sie nähmen alle Verdächtigen fest und ließen sie zu Hunderten erschießen.

Jedermann sagte, daß man sich wehren müsse. Man dürfe sich nicht ohne Widerstand von diesen Italienern hinschlachten lassen.

In dieser ganzen Zeit war Donna Micaela an das Krankenbett ihres Vaters gefesselt, wie sie früher an Don Ferrantes gefesselt gewesen war. Sie konnte nicht aus Diamante fliehen, und ihre Angst nahm so zu, daß sie unaufhörlich zitterte und bebte.

Die letzte und schlimmste aller Schreckensbotschaften, die zu ihr drang, war eine über Gaetano.

Denn kaum eine Woche nach Don Ferrantes Tod war Gaetano zurückgekehrt. Das hatte ihr jedoch durchaus kein Entsetzen verursacht, es hatte sie im Gegenteil gefreut. Sie hatte in ihrem Herzen gejubelt, daß sie nun endlich jemand in der Nähe habe, der sie beschützen könne.

Gleichzeitig beschloß sie aber, Gaetano nicht zu empfangen, wenn er sie besuchen wollte. Sie fühlte, daß der Tote noch ein Recht auf sie hatte. Deshalb wollte sie Gaetano lieber nicht sehen, bevor ein Jahr vorüber wäre.

Nachdem jedoch eine ganze Woche seit Gaetanos Rückkehr verflossen war, ohne daß er sich im Sommerpalast eingestellt hätte, erkundigte sie sich bei Giannita nach ihm.

„Wo ist denn Gaetano? Ist er vielleicht schon wieder abgereist, da niemand von ihm spricht?"

„Ach, Micaela," antwortete Giannita, „je weniger man von Gaetano spricht, desto besser ist es für ihn."

Und sie erzählte Donna Micaela in einem Tone, als ob es sich um die größte Schande handelte, daß er Sozialist geworden sei.

„Er ist in England ganz verwandelt worden," sagte sie. „Er betet nicht mehr, weder zu Gott noch zu den Heiligen. Er küßt dem Pfarrer nicht die Hand, wenn er ihm auf der Straße begegnet. Er sagt zu allen Leuten, sie sollen den Zoll am Stadttor nicht mehr entrichten, und die Bauern fordert er auf, ihren Pacht nicht zu bezahlen. Er trägt Waffen bei sich. Er ist heimgekehrt, um den Aufruhr anzuzetteln, um den Banditen zu helfen."

Mehr brauchte sie nicht zu sagen, um Donna Micaela einen Schrecken einzujagen, wie sie noch nie einen empfunden hatte, und der sie schaudern machte.

Das war es, was die trüben Herbsttage prophezeit hatten. Er, gerade er mußte der sein, der den Blitz aus den Wolken herabriß. Daß sie das nicht schon lange geahnt hatte!

Das war die Strafe und die Rache. Sie, gerade sie mußte das Unglück hervorrufen.

In den letzten Tagen war sie etwas ruhiger gewesen. Sie hatte gehört, daß alle Sozialisten ringsum auf der Insel gefangen seien und die kleinen Aufruhrsflammen, die sich in den Bergstädten entzündet hätten, schnell wieder erstickt worden wären. Es hatte fast ausgesehen, als ob der Aufruhr im Sand verlaufen würde.

Aber nun war der letzte Alagona aufgestanden, und ihm lief natürlich das Volk zu. Nun kamen die schwarzen Massen auf dem Markt in Bewegung. Die Männer in den leinenen Gewändern überschritten den Simeto, Falco Falcones Räuberbande kletterte die Steinbrüche herauf — — —

* * *

Am nächsten Abend hielt Gaetano auf dem Marktplatz eine Rede. Er saß am Brunnen und sah zu, wie

die Leute Wasser holten. Seit zwei Jahren hatte er die Freude entbehren müssen, zu sehen, wie die schlanken Mädchen die schweren Wasserkrüge auf den Kopf hoben und mit festen gemessenen Schritten nach Hause gingen.

Aber zum Brunnen kamen nicht nur die jungen Mädchen, sondern Leute jeden Alters.

Und als er sah, wie arm und unglücklich die meisten waren, wollte er von der Zukunft mit ihnen sprechen.

Er versicherte ihnen, daß die Zeiten bald besser würden. Er sagte der alten Assunta, sie werde künftig ihr Auskommen haben, ohne daß sie einen Menschen um ein Almosen zu bitten brauche. Und als Assunta ihm erwiderte, sie begreife nicht, wie das zugehen solle, fragte er sie fast zornig, ob sie denn nicht wisse, daß die Zeit gekommen sei, wo weder die Betagten noch die Kinder ohne Schutz und Schirm sein würden?

Er deutete auf den alten Stuhlmacher, der ebenso arm war wie Assunta, und fragte diese, ob sie denn meine, man werde noch länger dulden, daß es keine Armen= und Siechenhäuser gebe? Ob denn niemand begreife, daß es so nicht fortgehen könne und daß in Zukunft für die Armen und Kranken gesorgt werden müsse?

Er sah auch einige Kinder, von denen er wußte, daß sie hauptsächlich von Kresse und Sauerampfer lebten, die sie am Flußufer und an den Grabenrändern sam= melten, und er versprach, daß hinfort niemand mehr hungern solle. Er legte den Kindern die Hand auf den Kopf und beteuerte so stolz, als sei er der Fürst von Diamante, daß es ihnen nicht mehr an Brot fehlen werde.

In Diamante wisse man nichts, sagte er, da seien die Leute ganz unwissend; sie hätten keine Ahnung, daß eine neue herrliche Zeit gekommen sei, sondern glaubten, das alte Elend werde ewig so fortgehen.

Während er so den Armen predigte, versammelten sich immer mehr Menschen um ihn. Da sprang er plötzlich erregt auf, schwang sich auf den Brunnenrand und begann lauter zu reden.

Und er sagte, wie sie nur so einfältig sein könnten, zu glauben, es würden niemals bessere Zeiten kommen. Sollten die Menschen, denen doch die ganze Erde gehörte, sich damit zufrieden geben, daß die Alten hungerten und die Kinder zu Taugenichtsen und Verbrechern heranwuchsen?

Ob sie denn nicht wüßten, daß in den Bergen und in dem Meere und in den Feldern reiche Schätze verborgen lägen? Ob sie nicht gehört hätten, daß die Erde sehr reich sei? Ob sie glaubten, diese könne ihre Kinder nicht mehr ernähren?

Aber sie sollten nur nicht untereinander tuscheln und sagen, es sei ganz unmöglich, es anders zu machen. Sie sollten doch ja nicht glauben, daß es Reiche und Arme geben müsse. Wenn sie das meinten, dann wüßten sie nichts. Sie kennten ihre Mutter Erde gar nicht. Glaubten sie etwa, diese hasse eines von ihnen? Sie hätten sich doch wohl auch schon auf den Boden gelegt und da die Erde reden hören! Hätten sie da etwa gehört, daß sie Gesetze vorschrieb? Hätten sie sie Urteile fällen hören? Und hätte sie etwa befohlen, daß die einen verhungern und die andern im Wohlleben ersticken sollten? Warum täten sie denn nicht ihre Ohren auf und lauschten den neuen Lehren, die durch die Welt flogen? Wollten sie es denn durchaus nicht besser haben? Gefielen sie sich denn so gut in ihren Lumpen? Wären sie ganz zufrieden mit Kresse und Sauerampfer? Wollten sie lieber kein Dach über dem Kopf haben?

Und er sagte weiter, daß es gar keinen Einfluß habe, wenn sie sich auch sträubten, an die neue Zeit, die

nun anbrechen werde, zu glauben. Deshalb komme sie doch. Sie brauchten ja auch die Sonne morgens nicht aus dem Meere zu heben. Die neue Zeit werde zu ihnen kommen gerade wie die Sonne, aber warum wollten sie nicht unter denen sein, die ihr entgegengingen? Warum schlössen sie sich ein und fürchteten sich vor dem neuen Licht?

Gaetano sprach lange in dieser Weise, und die Menge der armen Leute, die sich um ihn versammelte, wurde immer größer.

Aber je länger er sprach, desto schöner formte sich seine Sprache und desto klangvoller wurde seine Stimme.

Ein Feuer glühte in seinen hellen klaren Augen, und dem Volke, das zu ihm aufschaute, erschien er wie ein junger Fürst.

Er sah aus wie einer der einstigen mächtigen Herrn seines Stammes, der die Macht gehabt hatte, allen Menschen in seinem weiten Lande Gold und Glück zuteil werden zu lassen. Sie glaubten ihm, als er sagte, er könne ihnen das Glück schenken. Sie fühlten sich getröstet und waren froh, daß ihr junger Herr sie liebte.

Als er seine Rede geschlossen hatte, jubelten sie ihm zu und versprachen, ihm zu folgen und alles zu tun, was er befehle.

In einem einzigen Augenblick hatte er die Herrschaft über sie erlangt. Er war so schön, so herrlich, daß sie ihm nicht widerstehen konnten. Und sein Glaube war von der Art, die hinreißt und besiegt.

In dieser Nacht gab es in ganz Diamante nicht einen einzigen armen Menschen, der nicht glaubte, Gaetano werde ihm sorgenfreie glückliche Tage schenken. In dieser Nacht flehten alle, die in Schuppen und Hinterhäusern wohnten, den Segen Gottes auf ihn herab. In dieser Nacht legten sich die Hungrigen in dem festen Glauben

nieder, daß am nächsten Tag ein gedeckter Tisch für sie bereit stehen werde.

Denn wenn Gaetano sprach, war seine Rede von so hinreißender Gewalt, daß er die Alten zu der Überzeugung brachte, daß sie noch jung seien, und die Frierenden, daß es ihnen warm sei. Und man hatte das Gefühl, daß das, was er versprach, eintreffen mußte.

Er war der Fürst der neuen Zeit. Seine Hände waren freigebig; nun er gekommen war, würden Wunder und Segensspenden auf Diamante herabregnen.

* * *

Am nächsten Tag gegen Sonnenuntergang trat Giannita in das Krankenzimmer und flüsterte Donna Micaela zu: „In Paterno ist der Aufruhr ausgebrochen. Es wird schon seit mehreren Stunden geschossen, man kann es bis hierher hören. Man hat schon von Catania Truppen verlangt. Und Gaetano sagt, es werde auch hier bald losgehen. Er sagt, es werde in allen Ätnastädten zu gleicher Zeit losgehen."

Donna Micaela bedeutete Giannita, bei ihrem Vater zu bleiben, sie selbst aber ging über die Straße und in Donna Elisas Laden. Donna Elisa saß vor ihrem Stickrahmen hinter dem Ladentisch, arbeitete aber nicht. Große schwere Tränen liefen ihr die Wangen hinab, so daß sie ihre Arbeit hatte einstellen müssen.

„Wo ist Gaetano?" fragte Donna Micaela ohne Umschweife. „Ich werde mit ihm sprechen."

„Gott gebe, daß es dir gelinge," erwiderte Donna Elisa. „Er ist draußen im Garten."

Donna Micaela ging über den Hof und in den von einer hohen Mauer umgebenen Garten.

In dem Garten waren viele schmale Gänge, die sich

10*

von Terrasse zu Terrasse schlängelten. Es waren auch eine Menge Lauben, Grotten und Ruheplätze da. Und alle waren so umwachsen von steifen Agaven, dichten Zwergpalmen, hartblättrigen Gummibäumen und Rododendron, daß man keine zwei Schritte voraussehen konnte. Donna Micaela wanderte lange in den unzähligen Gängen umher, ohne Gaetano zu finden. Und je länger sie ihn suchte, desto ungeduldiger wurde sie.

Schließlich fand sie ihn am äußersten Ende des Gartens. Sie erblickte ihn auf der untersten Terrasse, die auf eine der Bastionen der Stadtmauer hinausgebaut war. Da saß er ganz ruhig und arbeitete mit Meißel und Hammer an einer Statuette. Als er Donna Micaela gewahr wurde, kam er ihr mit ausgestreckten Händen entgegen.

Sie ließ sich kaum Zeit, ihn zu begrüßen.

„Ist es wahr," sagte sie, „daß Ihr heimgekehrt seid, um uns alle zu verderben?"

Er begann zu lachen.

„Der Sindaco ist hier gewesen. Der Pfarrer ist hier gewesen. Und nun kommt auch Ihr noch?"

Es verletzte sie, daß er lachte, und daß er von dem Pfarrer und von dem Sindaco sprach. Es war doch wohl etwas andres und mehr, wenn sie kam.

„Wollt Ihr mir sagen," begann sie steif, „ob es wahr ist, daß heute abend ein Aufruhr hier losbrechen wird?"

„O nein," antwortete er, „bei uns bricht kein Aufruhr los." Und er sagte dies in so traurigem Ton, daß sie fast Mitleid mit ihm fühlte.

„Ihr macht Donna Elisa sehr viel Kummer," rief sie.

„Und auch Euch," sagte er mit leichtem Spott. „Ich mache euch allen viel Kummer. Ich bin der verlorene Sohn, ich bin Judas, ich bin der Racheengel, der euch

aus dem Paradies vertreibt, worin ihr euch nur von Gras genährt habt."

„Vielleicht finden wir, daß unser jetziges Los immer noch besser ist, als von den Soldaten erschossen zu werden."

„Ja, gewiß ist es besser, wenn man verhungert. Daran ist man gewöhnt."

„Es ist auch nicht angenehm, von Banditen erschossen zu werden."

„Aber warum in aller Welt läßt man zu, daß es Banditen gibt, wenn man doch nicht von ihnen ermordet werden will?"

„O, ich weiß wohl," sagte sie immer erregter, „Ihr habt allen Reichen den Untergang geschworen."

Er antwortete nicht sogleich, sondern biß sich auf die Lippen, um nichts Übereiltes zu sagen.

„Ich möchte mich bei Euch aussprechen, Donna Micaela," sagte er schließlich. „Erlaubt, daß ich Euch alles erkläre."

Zugleich nahm sein Gesicht einen ganz ruhigen Ausdruck an. Und nun fing er an, ihr den Sozialismus zu erklären, so klar und einfach, daß ein Kind ihn hätte verstehen können.

Trotzdem war sie weit davon entfernt, ihm zu folgen. Sie wäre vielleicht fähig dazu gewesen, aber sie wollte nicht. Gerade jetzt wollte sie nichts vom Sozialismus hören. Ihr war so merkwürdig zumut geworden, als sie ihn erblickt hatte. Der Boden hatte unter ihr zu schwanken begonnen. Etwas Herrliches, Glückseliges hatte sie ergriffen und ganz bezaubert.

„Lieber Gott, das ist der, den ich liebe!" hatte sie zu sich selbst gesagt. „Er ist es wirklich."

Ehe sie ihn sah, hatte sie sehr gut gewußt, was sie ihm sagen wollte. Sie hatte ihn zu seinem Kinderglauben zurückführen wollen. Sie hatte ihm zeigen wollen, daß

diese neue Lehre verabscheuungswürdig und gefährlich sei. Aber dann war die Liebe herbeigekommen. Sie machte sie verwirrt und dumm. Sie konnte ihm nichts entgegnen. Sie schwieg und verwunderte sich, daß er so reden konnte.

Sie fragte sich, ob er jetzt noch schöner sei als früher. Früher war sie gar nicht so verwirrt geworden, wenn sie ihn gesehen hatte. Noch niemals war sie in diesem Grad hingenommen gewesen. Oder kam es daher, daß er ein freier, starker Mann geworden war? Ihr wurde ganz bange, als sie fühlte, welche Macht er über sie hatte. Sie wagte nicht, ihm zu widersprechen, ja, sie wagte nicht einmal, etwas zu sagen, weil sie fürchtete, dann in Tränen auszubrechen. Wenn sie hätte sprechen können, würde sie sicher nicht von Politik gesprochen haben. Sie würde ihm erzählt haben, was sie an jenem Tage erlebt hatte, als die Glocken von San Pasquale läuteten. Oder sie würde ihn gebeten haben, seine Hand küssen zu dürfen. Sie hätte ihm gerne gesagt, was sie von ihm geträumt hatte, und sie würde ihm dann auch gesagt haben, daß ihr das Leben ganz unerträglich gewesen wäre, wenn sie nicht von ihm hätte träumen dürfen. Ja, sie würde ihn gebeten haben, seine Hand aus Dankbarkeit küssen zu dürfen, zum Dank dafür, daß er ihr in allen diesen Jahren die Möglichkeit zu leben gegeben hatte.

Wenn es aber keinen Aufruhr geben sollte, warum sprach er dann vom Sozialismus?

Was ging sie der Sozialismus an, während sie hier mit ihm in Donna Elisas altem Garten saß? Sie schaute den Gartenweg entlang. Luca hatte auf beiden Seiten hölzerne Bogen aufgerichtet, und an diesen schlängelten sich nun Rosengirlanden empor, deren junge Zweige mit Knospen und Blüten bedeckt waren. Immer wieder fragte man sich, wohin dieser Pfad wohl führe. Er führte aber

zu einem kleinen verwitterten Amor. Der alte Luca verstand die Sache besser als Gaetano.

Während sie so beieinander saßen, ging die Sonne unter, und der Ätna färbte sich ganz rosenrot. Es war, als erröte er aus Zorn über das, was sich in Donna Elisas Garten zutrug.

Bei Sonnenuntergang, wenn der Ätna in leuchtendem Rot erglühte, pflegte Donna Micaela an Gaetano zu denken. Es war ihr dann, als hätten sie beide Gaetano erwartet, und als sähen sie ganz deutlich, wie es sein würde, wenn er einmal zurückkehrte. Sie hatte nur gefürchtet, er würde allzu feurig und stürmisch sein. Und nun sprach er von nichts als von diesen gräßlichen Sozialisten, die sie verabscheute und fürchtete.

Er sprach lange. Sie sah, wie der Ätna verblaßte und eine goldbraune Färbung annahm, und dann brach die Dunkelheit herein. Sie wußte, daß der Mond bald aufging. Sie saß ganz still und hoffte auf die Hilfe des Mondscheins. Sie selbst konnte ja nichts tun. Sie war vollständig in seiner Gewalt. Aber als der Mondschein kam, half er ihr doch nicht. Gaetano redete weiter von Kapitalisten und Arbeitern.

Da dachte sie, dafür könne es nur eine Erklärung geben. Er hatte aufgehört, sie zu lieben. Und plötzlich tauchte eine Erinnerung in ihrem Gedächtnis auf. Vor acht Tagen, gerade an dem Tag, wo Gaetano nach Hause gekommen war, wollte sie Giannita in ihrem Zimmer aufsuchen. Sie war so leise eingetreten, daß Giannita sie nicht gehört hatte. Und da hatte sie Giannita wie in einer Verzückung gefunden; mit emporgehobenen Armen und zum Himmel gerichtetem Antlitz stand sie da. In den Händen hielt sie ein Porträt. Bald führte sie es an die Lippen und küßte es, bald hob sie es hoch empor und betrachtete es im höchsten Entzücken. Das Bild aber stellte Gaetano vor.

Als Donna Micaela das sah, zog sie sich ebenso leise wie sie gekommen war, wieder zurück. Und damals hatte ihr Giannita nur leid getan, weil sie Gaetano liebte. Aber jetzt, als Gaetano nur vom Sozialismus sprach, erinnerte sie sich an jene Szene.

Nun begann sie zu glauben, daß auch Gaetano Giannita liebe. Sie entsann sich, daß die beiden Kindergespielen gewesen waren. Er liebte sie vielleicht schon lange. Vielleicht war er nur nach Hause gekommen, um sie zu heiraten. Donna Micaela konnte nichts dagegen sagen, sie konnte sich über nichts beklagen. Kaum vor einem Monat hatte sie an Gaetano geschrieben, es sei unrecht von ihm, daß er sie liebe.

In diesem Augenblick beugte er sich vor, sah ihr in die Augen und zwang sie endlich, auf das zu hören, was er sagte.

„Ihr müßt verstehen, Ihr müßt sehen und verstehen, Donna Micaela," sagte er. „Was wir hier im Süden brauchen, ist eine Wiedergeburt, eine Auferstehung, wie es das Christentum seinerzeit war. Hinauf mit den Sklaven, herunter mit den Herren! Einen Pflug herbei, der neue Gesellschaftsschichten nach oben kehrt! Wir müssen in eine neue Erde säen, die alte ist ausgesogen. Die alten oberen Erdschichten bringen nur ein dünnes, elendes Wachstum hervor. Laßt den Grund ans Licht kommen, und Ihr werdet andre Erfolge sehen.

Seht, Donna Micaela, warum lebt der Sozialismus weiter, warum ist er nicht längst untergegangen? Weil er mit einem neuen Worte erscheint. ‚Denkt an die Erde!' heißt dieses Wort, gerade so wie einst das Christentum mit dem Wort kam: ‚Denkt an den Himmel!' Seht Euch um! Seht die Erde an, macht sie nicht unser einziges Besitztum aus? Darum müssen wir uns hier so einrichten, daß wir glücklich werden. Warum, ach warum

hat man früher nicht so gedacht? Nur darum, weil wir uns zuviel mit dem beschäftigt haben, was nachkommt. Wir sollten dem Hinterher doch endlich den Laufpaß geben. Die Erde, die Erde, Donna Micaela! Wir Sozialisten, wir lieben sie. Wir beten die heilige Erde an, diese arme verachtete Mutter, die sich in Trauer hüllt, weil ihre Kinder zum Himmel aufsteigen wollen.

Glaubt mir, Donna Micaela, ehe sieben Jahre vergangen sind, wird es geschehen sein. Ehe das Jahr neunzehnhundert anbricht, wird alles getan sein. Dann werden Märtyrer geblutet haben, dann werden Apostel gesprochen haben, dann wird eine Schar Menschen um die andre zu uns übergegangen sein. Wir, die echten Söhne der Erde, werden den Sieg erringen. Und die Erde wird sich vor uns in ihrer ganzen Schönheit entfalten. Sie wird uns Schönheit, Genuß, Kenntnisse und Gesundheit geben."

Gaetanos Stimme begann zu zittern, und Tränen glänzten in seinen Augen. Er trat an den Rand der Terrasse und streckte die Arme aus, als wolle er die mondbeglänzte Erde umarmen. „Du bist blendend schön!" rief er. „Blendend schön!"

Und Donna Micaela war es einen Augenblick, als könne sie seine Angst über die Qual, die sich unter dieser schönen Oberfläche der Erde barg, mitfühlen. Sie sah das Leben mit seinen Lastern und Leiden sich durch diese strahlende schöne Welt daherschlängeln wie ein schmutziger Fluß voll stinkenden Unrats.

„Und niemand kann sich deiner freuen," sagte Gaetano, „niemand darf es wagen, sich an dir zu erfreuen. Du bist ungezähmt und voller Tücke und Schlechtigkeit. Du bist voller Unsicherheit und Gefahr, voller Reue und Qual, voller Schmach und Schande, voller Zerstörungslust, voll von allem Furchtbaren, weil die Menschen dich nicht besser machen wollen.

Aber dein Tag wird kommen!" rief er jubelnd. „Einst werden sie dir ihre ganze Liebe zuwenden. Sie werden sich nicht einem Traum zuwenden, der nichts tut, nichts gibt und nichts vermag!"

Sie unterbrach ihn plötzlich. Sie fürchtete sich immer mehr vor ihm.

„So ist es also wahr, daß Ihr in England nicht vorwärts gekommen seid?"

„Wie meint Ihr das?"

„Es heißt, der große Meister, zu dem Miß Tottenham Euch geschickt hat, habe gesagt, Ihr . . ."

„Was habe er gesagt?"

„Ihr und Eure Bilder paßten nach Diamante, aber nirgends anders hin."

„Wer sagt das?"

„Man glaubt es, weil Ihr so verändert seid."

„Weil ich jetzt Sozialist bin?"

„Würdet Ihr es sein, wenn Ihr vorwärts gekommen wäret?"

„Ja, würde ich . . . Ihr wißt also nicht," fuhr er lachend fort, „daß mein Meister in England selbst Sozialist war? Ihr wißt nicht, daß er selbst es war, der mich in diese Anschauungen eingeführt hat? . . ."

Er brach ab und setzte das Gespräch nicht fort, sondern ging zu der Bank hin, auf der er gesessen hatte, als Donna Micaela kam, und holte eine kleine Figur herbei. Diese reichte er ihr. Es war, als wollte er sagen: „Da seht, ob Ihr recht habt."

Sie nahm die Figur und hielt sie im Mondschein in die Höhe. Es war eine Mater dolorosa aus schwarzem Marmor. Sie konnte sie ganz deutlich sehen, und sie konnte auch das Gesicht erkennen. Das Bild trug ihre eignen Züge. Dies berauschte sie für einen Augenblick. Aber im nächsten schon wurde sie von Schrecken

erfüllt. Er, der Sozialist, der nicht mehr gläubig war, wagte es, eine Madonna zu bilden. Und er hatte dem Bilde ihre Züge gegeben. Er zog sie mit in seine Sünde hinein.

„Ich habe sie für Euch gemacht, Donna Micaela," sagte er.

Ha, wenn sie ihr gehörte! Sie schleuderte sie über die Balustrade hinab. Das Bild schlug auf der steilen Bergwand auf. Es fiel immer tiefer hinab, riß Steine los, zerschellte dabei wohl selbst. Endlich vernahm man ein Plätschern im Simeto drunten.

„Mit welchem Recht bildet Ihr eine Madonna?" fragte sie Gaetano.

Er schwieg. So hatte Gaetano Donna Micaela noch nie gesehen.

In dem Augenblick, wo sie sich gegen ihn auflehnte, war sie groß und achtunggebietend geworden. Die Schönheit, die bei ihr immer kam und ging wie ein unruhiger Gast, thronte auf ihrem Antlitz. Sie sah kalt und unbeugsam aus, wie ein Weib, das zu gewinnen und zu besiegen man sich verlockt fühlt.

„Ihr glaubt also doch noch an Gott, da Ihr Madonnen bildet?" sagte sie.

Er atmete heftig. Jetzt war er wie gelähmt. Er war selbst einst gläubig gewesen und verstand, wie sehr er sie verletzt haben mußte. Er sah, daß er ihre Liebe verspielt hatte. Durch seine Schuld war nun ein furchtbarer, bodenloser Abgrund zwischen ihnen entstanden.

Er mußte sprechen, mußte sie auf seine Seite herüberziehen.

Er begann wieder zu sprechen, aber leise und stammelnd.

Sie hörte ihn eine Weile ruhig an. Dann unterbrach sie ihn beinahe mitleidig.

„Wie seid Ihr so geworden?"

„Ich dachte an Sizilien," sagte er ausweichend.

„Ihr dachtet an Sizilien," wiederholte sie nachdenklich. „Und warum seid Ihr zurückgekehrt?"

„Ich kehrte zurück, um einen Aufstand zu erregen."

Es war, als sprächen sie von einer Krankheit, von einer Erkältung, die er sich zugezogen hatte und die ganz leicht zu heilen sein mußte.

„Ihr kehrtet zurück, um uns zu verderben," sagte sie streng.

„Wie Ihr wollt, wie Ihr wollt," sagte er nachgiebig. „Ihr könnt es ja so nennen. Ach, wenn man mir nicht falsche Nachrichten hätte zukommen lassen, wenn ich nicht eine Woche zu spät gekommen wäre! Sieht das uns Sizilianern nicht so recht ähnlich, daß wir uns die Polizei zuvorkommen lassen? Als ich eintraf, waren die Führer schon verhaftet und die Insel von vierzigtausend Mann besetzt. Zu spät!"

Es klang so sonderbar hohl in seinem Herzen, dieses: Zu spät! Und für etwas so Aussichtsloses hatte er sein Glück verspielt. Seine Ansichten und Grundsätze erschienen ihm nun wie trockene Spinnengewebe, die ihn gefangen hatten. Er wollte sich losreißen, um Donna Micaela zu erreichen. Sie war das einzige Wirkliche, das Einzige, was sein eigen war. Dies Gefühl hatte er schon früher gehabt. Jetzt kehrte es zurück. Sie war das Einzige auf der Welt für ihn.

„Es wurde heute doch in Paterno gekämpft."

„Es war nur ein Streit am Stadttor," sagte er. „Das ist nichts. Ja, wenn ich den ganzen Ätna, den ganzen Städtekranz ringsum hätte anzünden können! Dann hätte man uns doch verstanden. Man hätte uns gehorcht. Jetzt schießt man bloß ein paar Bauernhaufen nieder, um einige Hundert hungrige Mägen weniger zu

haben. Aber man macht uns nicht ein einziges Zugeständnis."

Er riß an seinem Spinnengewebe. Konnte, durfte er zu ihr hintreten und ihr sagen, daß ihm das alles gleichgültig sei? Er brauche ja gar nicht an Politik zu denken. Er sei ein Künstler, er sei frei. Und er wolle sie besitzen.

Aber gerade in diesem Augenblick wurde die Luft mächtig erschüttert. Ein Schuß rollte durch die Dunkelheit daher, und dann noch einer und wieder einer.

Sie trat zu ihm und ergriff ihn beim Handgelenk.

„Ist das der Aufstand?" fragte sie.

Schuß auf Schuß rollte durch die Luft. Dann vernahm man das Schreien und Lärmen eines Volkshaufens, der die Straße hinabstürmte.

„Das ist der Aufstand! Es muß der Aufstand sein. Es lebe der Sozialismus!"

Jubel erfüllte ihn. Der ganze Glaube an seine Sache erwachte wieder. Und auch sie würde er gewinnen. Die Frauen haben sich noch nie geweigert, dem Sieger anzugehören.

Ohne noch ein Wort zu sagen, eilten beide durch den Garten nach der Pforte. Hier begann Gaetano zu wettern und zu fluchen. Er konnte nicht hinaus. Es steckte kein Schlüssel im Schloß. Er war im Garten eingesperrt.

Er schaute sich um. Auf drei Seiten waren hohe Mauern und auf der vierten ein Abgrund. Es gab keinen Ausweg für ihn. Aber von der Stadt her vernahm man einen furchtbaren Lärm. Menschen rannten hin und her, man hörte Schüsse und Geschrei. Und man hörte sie brüllen: „Es lebe die Freiheit! Es lebe der Sozialismus!" Gaetano warf sich mit aller Gewalt gegen die Tür, beinahe hätte auch er gebrüllt. Er war gefangen. Er durfte nicht dabei sein!

Donna Micaela holte ihn ein, so schnell sie konnte. Jetzt, nachdem er ihr alles erzählt hatte, wagte sie nicht mehr, ihn zurückzuhalten.

„Wartet, wartet!" sagte sie. „Ich habe den Schlüssel an mich genommen."

„Ihr, Ihr!" sagte er.

„Ich habe ihn abgezogen, als ich kam, denn ich dachte, ich könne Euch hier zurückhalten, wenn ein Aufstand entstehen würde. Ich wollte Euch retten."

„Welche Torheit!" rief er und riß ihr den Schlüssel aus der Hand.

Während er das Schloß suchte, fand er noch Zeit, sie zu fragen:

„Warum wollt Ihr mich jetzt nicht mehr retten?"

Sie gab keine Antwort.

„Vielleicht um Eurem Gott Gelegenheit zu geben, mich zu verderben?"

Sie schwieg noch immer.

„Wagt Ihr es nicht, mich vor seinem Zorn zu beschützen?"

„Nein, ich wage es nicht," sagte sie leise.

„Ihr Gläubigen seid furchtbar," sagte er.

Er fühlte, daß sie ihn verwarf. Ein kalter Schauder erfaßte ihn und raubte ihm den Mut, weil sie nicht den geringsten Versuch machte, ihn zurückzuhalten. Er drehte den Schlüssel hin und her, ohne das Schloß aufzubringen; er war wie gelähmt, weil sie so kalt und bleich hinter ihm stand.

Plötzlich fühlte er ihre Arme um seinen Hals und ihre Lippen, die die seinigen suchten.

Da flog die Pforte weit auf, und er stürmte hinaus. Er wollte ihre Küsse nicht, die ihn doch nur dem Tode weihten. Sie war ihm gespensterhaft unheimlich in ihrem alten Glauben. Er stürzte wie gejagt davon.

XI

Das Fest des heiligen Sebastian

Als Gaetano fortgestürmt war, blieb Donna Micaela noch lange in Donna Elisas Garten. Wie gebannt blieb sie auf derselben Stelle stehen; sie konnte weder fühlen noch denken.

Da fiel ihr plötzlich ein, daß sie und Gaetano nicht allein auf der Welt waren. Sie dachte an ihren Vater, der daheim krank lag und den sie seit vielen Stunden vergessen hatte.

Sie ging sogleich durchs Hoftor hinaus auf den Korso, der öde und verlassen dalag. Aus der Ferne drangen noch immer Schüsse und Lärm zu ihr herüber, und sie schloß daraus, daß an der Porta Ätna gekämpft werde.

Der Mond goß seinen hellen Schein auf die Fassade des Sommerpalasts, und Donna Micaela wunderte sich, daß um diese Zeit und in dieser Nacht die Balkontüren offen standen und die Fensterläden nicht geschlossen waren. Aber noch mehr verwunderte sie sich, daß das Tor offen stand, und auch die Ladentür ganz geöffnet war.

Als sie durch das Portal ging, sah sie nirgends den alten Türhüter Piero. Die Hoflaterne war nicht angezündet und kein Mensch auf dem Hofe zu sehen.

Sie stieg die Treppe hinauf zur Galerie, da stieß ihr Fuß plötzlich an etwas Hartes. Es war eine kleine Bronzevase, die sonst ihren Platz im Musiksaal hatte. Ein paar Stufen weiter oben fand sie ein Messer. Es war ein langes Messer mit einer dolchartigen Klinge. Als sie es aufhob, fielen ein paar dunkle Tropfen von der Klinge herab. Sie war überzeugt, daß es Blut war.

Und ebenso war sie überzeugt, daß das, was sie

den ganzen Herbst hindurch gefürchtet hatte, nun eingetroffen war. Die Banditen waren im Sommerpalast gewesen, um ihn zu plündern. Wer fliehen konnte, war entflohen, ihr Vater aber, der das Bett nicht verlassen konnte, war natürlich ermordet worden.

Sie konnte nicht wissen, ob die Räuber sich nicht noch im Hause befanden. Aber jetzt, wo sie sich mitten in der größten Gefahr befand, verschwand ihre Angst, und sie eilte weiter, ohne daran zu denken, daß sie allein und wehrlos war.

Sie durchschritt die Galerie und erreichte den Musiksaal. Hier fiel der Mondschein in breiten Streifen auf den Fußboden, und in einem dieser Streifen lag ein Mensch regungslos ausgestreckt.

Donna Micaela beugte sich über den leblosen Körper. Es war Giannita. Sie war ermordet; sie hatte eine tiefe, klaffende Wunde am Halse.

Donna Micaela legte den Körper zurecht, kreuzte ihr die Hände über der Brust und drückte ihr die Augen zu. Ihre Hände wurden dabei blutig, und als sie diese laue, klebrige Feuchtigkeit fühlte, brach sie in Tränen aus.

„Ach, meine liebe gute Schwester," klagte sie ganz laut, „dein junges Leben ist mit diesem Blut dahingeflossen. Dein ganzes Leben lang hast du mich geliebt, und nun hast du dein Blut vergossen, indem du mein Haus verteidigtest. Hat dich Gott mir entrissen zur Strafe für meine Härte?

Bist du deshalb von mir gegangen, weil ich dir den nicht gönnte, den ich selbst liebe? Ach, Schwester, Schwester, konntest du mich nicht weniger hart strafen?"

Sie beugte sich nieder und küßte die Tote auf die Stirne.

„Glaub es nicht," sagte sie. „Du weißt, daß ich dir immer treu gewesen bin. Du weißt, daß ich dich lieb hatte."

Dann sagte sie sich, daß die Tote nun von allem Irdischen befreit sei und kein Bedauern und keine Freundschaftsversicherungen mehr nötig habe. Sie sprach ein paar Gebete über der Leiche; das einzige, was sie für ihre Schwester noch tun konnte, war, die entfliehende Seele mit frommen Gedanken zu Gott hinaufzugeleiten.

Dann ging sie weiter; sie fürchtete nicht mehr, daß ihr selbst etwas zustoßen werde, aber sie war von unbeschreiblicher Angst erfüllt, was wohl ihrem Vater widerfahren sein mochte.

Als sie endlich die lange Reihe der Prunkgemächer durchschritten hatte und vor der Tür des Krankenzimmers stand, tasteten ihre Hände lange nach dem Schloß; aber als sie es gefunden hatte, hatte sie nicht die Kraft, den Schlüssel umzudrehen.

Da rief ihr Vater von innen heraus, wer da sei. Als sie seine Stimme vernahm und erkannte, daß er noch am Leben war, hatte sie das Gefühl, als ob die ganze Kraft ihrer Seele sie verließe. Herz und Gehirn versagten plötzlich den Dienst, und ihre Glieder trugen sie nicht mehr. Es gelang ihr noch, sich klar zu machen, daß dieser Zustand von der furchtbaren Spannung kommen müsse, in der sie sich befand. Dann sank sie mit einem eigentümlichen Gefühl von Befreiung in eine tiefe Ohnmacht.

Erst gegen Morgen erwachte Donna Micaela aus ihrer Bewußtlosigkeit. Indessen war vieles geschehen. Die Diener waren aus ihren Schlupfwinkeln zum Vorschein gekommen und hatten Donna Elisa geholt. Diese hatte sich des verlassenen Palastes angenommenen, nach der Polizei geschickt und die weißen Brüder kommen lassen, die sogleich Giannitas Leiche ins Haus ihrer Mutter schafften.

Als Donna Micaela erwachte, lag sie auf einem Ruhebett in einem Zimmer neben dem ihres Vaters. Nie-

mand war bei ihr, aber drinnen bei ihrem Vater hörte sie Donna Elisa sprechen.

„Mein Sohn und meine Tochter,“ sagte Donna Elisa schluchzend, „ich habe alle beide verloren, meinen Sohn und meine Tochter!“

Donna Micaela versuchte aufzustehen, aber sie konnte nicht. Ihr Körper lag noch im Schlummer, nur ihre Seele war erwacht.

„Cavaliere, Cavaliere,“ sagte Donna Elisa, „könnt Ihr das verstehen? Vom Ätna herüber kommen Banditen und schleichen sich nach Diamante. Banditen kommen daher, die aufs Zollhaus schießen und schreien: ‚Es lebe der Sozialismus!‘ Aber sie tun es nur, um die Leute von der Straße zu verscheuchen und die Carabinieri nach der Porta Ätna zu locken. Kein einziger Mensch von Diamante weiß etwas davon. Die Banditen haben es ausgeheckt, um bei Miß Tottenham und bei Donna Micaela zu plündern, bei zwei Frauen, Cavaliere! Was haben diese Herren Offiziere, die im Kriegsgericht sitzen, eigentlich gedacht? Haben sie geglaubt, Gaetano stehe im Bund mit Banditen? Haben sie nicht gesehen, daß er ein Edelmann, ein echter Alagona, ein Künstler ist? Wie haben sie ihn nur verurteilen können?“

Donna Micaela hörte voll Entsetzen zu, aber sie versuchte sich einzubilden, daß sie noch träume. Sie glaubte Gaetano zu hören, der sie fragte, ob sie ihn ihrem Gott opfre. Und sie meinte sich selbst antworten zu hören: „Ja, das tue ich.“ Nun träumte sie, wie es sein würde, wenn man ihn wirklich gefangen nähme. Anders konnte es ja nicht ausgehen.

„Was für eine Unglücksnacht!“ sagte Donna Elisa. „Was liegt nur in der Luft, das die Leute toll und verwirrt macht? Ihr kennt Gaetano, Cavaliere. Er ist allerdings von jeher stürmisch und feurig gewesen und

immer blindlings auf etwas losgegangen. Aber ganz ohne Sinn und Verstand war er doch nicht, er hatte immer noch etwas Überlegung. Heute nacht jedoch stürzt er sich den Soldaten gerade in die Arme. Ihr wißt ja, daß er einen Aufstand herbeiführen wollte. Ihr wißt, daß er nur deshalb zurückgekehrt ist. Aber als er hört, daß geschossen wird und die Rufe ertönen: ‚Es lebe der Sozialismus!‘ gerät er ganz außer sich. Er sagt sich, das ist der Aufruhr und rennt auf die Straße hinaus, um auch dabei zu sein. Und er ruft ab und zu aus Leibeskräften: ‚Es lebe der Sozialismus!‘ Und dann begegnet ihm eine große Menge Soldaten, ein ganzes Heer. Denn diese Soldaten waren schon auf dem Wege nach Paterno gewesen, als sie aber von der Landstraße aus das Schießen in Diamante hörten, zogen sie hierher, um zu sehen, was da los sei. Und Gaetano erkennt nicht einmal mehr eine Soldatenmütze, er meint, es seien die Aufständischen, er meint, es seien Engel vom Himmel, er stürzt auf sie zu und läßt sich festnehmen. Die Soldaten aber hatten schon vorher die Banditen, die sich eben mit ihrer Beute davonschleichen wollten, gefangen genommen, und nun ergreifen sie auch noch Gaetano. Sie durchschreiten die Stadt, sie finden alles ruhig; aber ehe sie weiterziehen, halten sie Gericht über die Gefangenen. Und sie verurteilen Gaetano mit den übrigen, verurteilen ihn als einen, der Einbruch verübt und Weiber ermordet hat. Haben diese Leute nicht den Verstand verloren, Cavaliere?“

Donna Micaela konnte nicht verstehen, was ihr Vater erwiderte. Sie selbst hätte tausend Fragen stellen mögen, aber sie war noch immer wie gelähmt und konnte sich nicht rühren. Sie dachte nur immer, ob Gaetano wirklich erschossen worden sei.

„Was dachten sie nur, daß sie ihn zu zwanzigjähriger

11*

Kerkerhaft verurteilten?" sagte Donna Elisa. „Meinen sie denn, er werde so lange leben oder irgend jemand, der ihn lieb hat, werde so lange leben? Er ist tot, Cavaliere, tot für mich, gerade wie Giannita."

Donna Micaela war es, als sei sie in starke Fesseln geschlagen, damit sie nicht entkommen könne. Dies Gefühl war schrecklicher, als an einen Schandpfahl gebunden zu sein und ausgepeitscht zu werden.

„Die ganze Freude meiner alten Tage ist mir geraubt worden," sagte Donna Elisa. „Giannita und Gaetano! Ich hatte immer gehofft, sie würden sich heiraten. Sie hätten so gut zueinander gepaßt, weil beide meine Kinder waren und mich lieb hatten. Wofür soll ich nun leben, da ich keine Jugend mehr um mich habe? Ich habe mich oft recht schwer durchringen müssen, als Gaetano zu mir kam, und man sagte mir oft, ich hätte es besser, wenn ich allein wäre; ich aber antwortete stets, ich mache mir nichts daraus, wenn ich nur Jugend um mich habe. Und ich dachte immer, wenn er dann herangewachsen wäre, würde er sich eine Frau nehmen, dann würden sie Kinder bekommen, und ich müßte niemals als eine einsame und unnütze alte Frau dasitzen."

Donna Micaela fiel ein, daß sie es in der Hand gehabt hätte, Gaetano zu retten, es aber nicht gewollt hatte. Aber warum hatte sie nicht gewollt? Jetzt erschien es ihr ganz unbegreiflich. Sie begann die Gründe aufzuzählen, die sie dazu bewogen hatten, ihn in sein Verderben rennen zu lassen. Er war ein Gottesleugner und Sozialist und wollte Aufruhr erregen. Das hatte alles andre aufgewogen, als sie ihm die Gartenpforte öffnete. Es hatte auch ihre Liebe aufgewogen. Jetzt begriff sie es nicht mehr. Es war, als ob eine Wagschale voll Federn imstande gewesen sei, eine Wagschale voll Blei aufzuwiegen.

„Mein schöner Junge," sagte Donna Elisa, „mein schöner Junge! Drüben in England war er schon ein berühmter Mann, und er kehrte zurück, um uns armen Sizilianern zu helfen. Und nun haben sie ihn verurteilt wie einen Banditen. Es heißt, sie hätten ihn beinahe erschossen wie die andern. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn sie es getan hätten, Cavaliere. Vielleicht wäre es mir leichter gefallen, ihn ins Grab zu legen, als ihn im Gefängnis zu wissen.

Wie soll er denn all das Elend ertragen? Er wird es nicht überstehen, er wird krank werden und bald sterben."

Während sie so sprach, wurde Donna Micaela endlich Herr ihrer Betäubung, so daß sie vom Sofa aufstehen konnte. Sie wankte durchs Zimmer und hinein zu ihrem Vater und Donna Elisa, totenbleich wie die arme ermordete Giannita.

Sie war so schwach, daß sie nicht wagte, durchs Zimmer zu gehen, sondern an der Tür stehen blieb und sich an den Türpfosten lehnte.

„Da bin ich," sagte sie, „Donna Elisa, ich bin es . . ."

Die Worte wollten nicht über ihre Lippen. Sie ballte vor Verzweiflung die Hände, weil sie nicht sprechen konnte.

Donna Elisa war sogleich neben ihr. Sie legte den Arm um sie, um sie zu stützen, ohne sich darum zu kümmern, daß Donna Micaela sie zurückstoßen wollte.

„Ihr müßt mir verzeihen, Donna Elisa, ich habe es getan."

Donna Elisa hörte nicht auf das, was sie sagte. Sie sah, daß Micaela Fieber hatte, und glaubte, sie phantasiere.

Donna Micaelas Lippen bewegten sich krampfhaft. Man sah, daß sie etwas sagen wollte, aber sie brachte nur einzelne Worte heraus. Es war unmöglich zu verstehen, was sie meinte.

„Gegen ihn, gerade wie gegen meinen Vater," sagte

sie einmal ums andre. Und dann sagte sie, daß sie alle, die sie lieb habe, ins Unglück bringe.

Es war Donna Elisa gelungen, sie zu einem Stuhl hinzuführen; und da saß nun Donna Micaela und küßte ihr die alten runzlichen Hände und bat sie um Vergebung für das, was sie getan habe.

Gewiß, gewiß, Donna Elisa verzieh ihr.

Donna Micaela sah sie scharf an, mit großen fieberheißen Augen, und fragte, ob es auch gewiß wahr sei.

Freilich sei es wahr.

Da lehnte sie ihren Kopf an Donna Elisas Schulter und schluchzte heftig; sie dankte ihr und sagte, sie hätte nicht weiter leben können, wenn sie nicht ihre Verzeihung erlangt hätte. Gegen niemand habe sie so schwer gesündigt, wie gegen sie. Ob sie ihr auch wirklich vergeben könne?

„Ja, ja," sagte Donna Elisa einmal ums andre; und sie dachte nur immer, Donna Micaela phantasiere infolge des Schreckens und des Fiebers.

„Ich muß dir etwas sagen," fuhr Donna Micaela fort. „Ich weiß es, aber du weißt es nicht. Du verzeihst es mir nicht, wenn du es erfährst."

Auf diese Weise sprachen sie noch eine gute Weile, ohne einander zu verstehen. Aber es war gut für Donna Elisa, daß sie in dieser Nacht jemand hatte, den sie zur Ruhe betten, den sie trösten und dem sie stärkende Tropfen eingeben konnte. Es war gut für sie, daß jemand da war, der seinen Kopf an ihre Schulter lehnte und über sein Leid weinte.

* * *

Donna Micaela, die Gaetano seit fast drei Jahren liebte, ohne je daran gedacht zu haben, daß sie einander angehören könnten, hatte sich eine sonderbare Art von Liebe

zurechtgelegt. Es genügte ihr, zu wissen, daß Gaetano sie liebte. Wenn sie daran dachte, überkam sie ein angenehmes Gefühl der Sicherheit und des Glücks.

„Was tut's? Was tut's?“ sagte sie sich, wenn ihr ein Unglück widerfuhr. „Gaetano liebt mich!“ Er war immer bei ihr, ermunterte und tröstete sie. Er lebte in allen ihren Gedanken und in all ihrem Tun. Er war der Odem ihres Lebens.

Sobald Donna Micaela sich Gaetanos Adresse verschafft hatte, schrieb sie an ihn. Sie bekannte ihm, daß sie die feste Überzeugung gehabt habe, er gehe einem Unglück entgegen. Aber sie habe sich vor dem, was er möglicherweise in der Welt ausrichten würde, so gefürchtet, daß sie ihn nicht zu retten gewagt habe.

Sie schrieb auch, wie sehr sie seine Lehre verabscheue. Sie heuchelte nicht im geringsten und sagte, auch wenn er frei wäre, könnte sie nicht die Seinige werden.

Sie fürchte sich vor ihm. Er habe eine solche Macht über sie, daß sie mit ihm vereint auch eine Sozialistin und Gottesleugnerin werden würde. Um ihre Seele zu retten, müsse sie immer von ihm getrennt leben.

Aber sie bat und flehte, er solle trotz alldem nicht aufhören, sie zu lieben. Das dürfe er nicht. Nein, das dürfe er nicht. Er könne sie strafen, auf welche Weise er wolle, nur solle er nicht aufhören, sie zu lieben.

Er solle es doch ja nicht machen wie ihr Vater. Es wäre zwar ganz natürlich, wenn auch er ihr jetzt sein Herz verschlösse, aber er solle es doch nicht tun. Er solle barmherzig sein.

Wenn er nur wüßte, wie sie ihn liebte! Wenn er wüßte, wie oft sie von ihm träumte! Sie sagte ihm, daß seine Liebe ihr Leben sei.

„Muß ich sterben, Gaetano?“ fragte sie.

„Ist es nicht genug, daß diese Ansichten und Lehren

uns scheiden? Ist es nicht genug, daß sie dich ins Gefängnis gebracht haben? Mußt du auch noch aufhören, mich zu lieben, weil wir nicht gleich denken?"

„Ach, Gaetano, liebe mich! Es kann zwar nichts helfen, deine Liebe bringt mir keine Hoffnung, aber liebe mich dennoch, denn ich muß sterben, wenn du mich nicht mehr liebst."

Kaum hatte Donna Micaela diesen Brief abgeschickt, als sie auch schon auf Antwort wartete. Sie glaubte, sie würde einen leidenschaftlichen, erzürnten Brief erhalten; aber sie hoffte auch, es würde sich doch ein einziges Wörtlein darin finden, das ihr verriete, daß er sie noch liebte.

Aber sie wartete mehrere Wochen, ohne einen Brief von Gaetano zu erhalten.

Es half nichts, daß sie jeden Morgen in der Galerie draußen auf den Briefträger wartete und diesen ganz betrübt machte, weil er immer sagen mußte, daß er nichts für sie habe.

Eines Tages ging sie selbst zur Post und bat mit den flehendsten Blicken, man möchte ihr doch den Brief geben, den sie erwarte. Er müsse ja da sein, sagte sie. Vielleicht habe man die Adresse nicht lesen können, vielleicht sei er in ein falsches Fach hineingeraten. Und ihre sanften, bittenden Augen rührten den Postmeister so, daß er ganze Haufen alter, nicht abgeholter Briefe durchsuchen und alle Fächer im Postkontor von unterst zu oberst kehren ließ. Aber es half alles nichts.

Sie schrieb noch mehreremal an Gaetano; aber es kam und kam keine Antwort.

Da versuchte sie, an das zu glauben, was ihr unmöglich dünkte. Sie versuchte sich zu der Erkenntnis zu bringen, daß Gaetano aufgehört habe, sie zu lieben.

Aber je mehr diese Überzeugung sich ihr aufdrängte,

desto mehr schloß sie sich in ihrem Hause ein. Sie fürchtete sich allmählich vor den Menschen und blieb daher am liebsten allein.

Mit jedem Tage wurde sie schwächer. Sie ging tief gebeugt. Selbst ihre schönen Augen schienen ihren Ausdruck und Glanz zu verlieren.

Nach einigen Wochen war sie so entkräftet, daß sie sich nicht mehr aufrecht halten konnte, sondern den ganzen Tag auf dem Sofa liegen mußte. Sie war die Beute eines Leidens, das ihr langsam alle Lebenskraft raubte. Sie erkannte, daß sie dem Tode entgegenging, und sie fürchtete sich vor dem Sterben. Aber sie konnte nichts dagegen tun. Es gab nur ein einziges Heilmittel für sie, aber das kam nicht.

Während so ganz allmählich Donna Micaelas Leben zu entfliehen schien, rüstete man sich in Diamante auf das Fest San Sebastiani, das auf Ende Januar fällt.

Das war das größte Fest, das in Diamante gefeiert wurde, aber in den letzten Jahren war es nicht mit der gewöhnlichen Pracht begangen worden, weil allzu große Not und Niedergeschlagenheit die Gemüter bedrückte.

In diesem Jahre jedoch, gleich nachdem der Aufruhr mißglückt war, während Sizilien noch von fremden Truppen überfüllt war und die geliebten Helden noch im Gefängnis schmachteten, schlug man vor, das Fest mit aller herkömmlichen Pracht zu feiern, denn jetzt, so hieß es, sei nicht die Zeit, wo man der Heiligen vergessen dürfe.

Und die frommen Leute beschlossen, daß eine ganze Woche lang gefestet und daß San Sebastiano durch Flaggen und Kränze und reichen Häuserschmuck, durch Wettrennen und biblische Festzüge, durch Illumination und Wettgesänge gefeiert werden solle.

Man machte sich mit großer Eile und Eifer daran. In jedem Hause wurde geputzt und gescheuert. Man

suchte die alten Prozessionskleider hervor und rüstete sich, vom ganzen Ätna Gäste zu empfangen.

Das einzige Haus in Diamante, wo keine Vorbereitungen getroffen wurden, war der Sommerpalast. Donna Elisa war tief betrübt darüber, aber sie konnte Donna Micaela nicht dazu bewegen, ihr Haus schmücken zu lassen.

„Wie kannst du verlangen, daß ich ein solches Trauerhaus in Blumen und Grün kleide?“ sagte sie. „Die Rosen würden ihre Blätter fallen lassen, wenn ich sie dazu verwenden wollte, das Unglück, das hier herrscht, zu verdecken.“

Aber Donna Elisa war vom Fest ganz hingenommen. Sie erwartete viel Gutes davon, daß man wieder anfing, die Heiligen zu ehren wie in den alten Tagen. Sie sprach von nichts anderm mehr, als daß die Priester die Fassade der Domkirche in alter sizilianischer Weise mit silbernen Blumen und Spiegeln dekorieren ließen. Und sie beschrieb den Festzug: so viele Reiter würden es sein, und so hohe Federn würden sie auf den Hüten haben, und so lange blumenumwundene Stäbe mit Wachslichtern an der Spitze würden sie in den Händen tragen.

Als der erste Festtag anbrach, war Donna Elisas Haus aufs prächtigste geschmückt. Hoch vom Dache flatterte Italiens grün-rot-weiße Fahne, und rote, goldbefranzte Tücher mit den Namenszügen der Heiligen waren über die Fenstersimse und Balkone gebreitet. Aber an den Wänden waren Girlanden aus Steineichenlaub sternförmig und in Bogen angebracht, und um die Fenster schlangen sich Kränze, die aus den kleinen rosa Rosen in Donna Elisas Garten gewunden waren. Gerade über dem Eingang prangte von Lilien umrahmt das Bild des Heiligen, und auf der Türschwelle lagen Zypressenzweige. Und wenn man ins Haus getreten wäre, hätte man gesehen, daß es im Innern ebenso reich geschmückt war wie außen.

Vom Keller bis zum Dache hinauf war es gescheuert und mit Blumen geschmückt. Und auf den Regalen im Laden stand auch nicht der kleinste noch so unbedeutende Heilige, der nicht ein Maßliebchen oder eine Immortelle in der Hand gehabt hätte.

Auf dieselbe Weise wie bei Donna Elisa waren in dem armen Diamante die ganzen Straßen dekoriert. Es war ein solches Gewimmel von Flaggen, daß man unwillkürlich an die Wäsche erinnert wurde, die in dem Gäßchen vor dem Hause des kleinen Mauren himmelhoch hing. Alle Häuser und alle Ehrenpforten waren mit Flaggen geschmückt, und quer über die Straßen hingen Stricke, an denen Wimpel an Wimpel flatterten.

Alle zehn Schritte hatten die Bewohner von Diamante Ehrenpforten quer über die Straße errichtet. Und über jeder Pforte stand das Bild des Heiligen von gelben Immortellenkränzen eingerahmt. Die Balkone waren mit roten Decken und bunten Tischtüchern geschmückt. Und an den Wänden hinauf schlangen sich steife Girlanden.

Überall sah man so viele Blumen und so viel Grün, daß man gar nicht begreifen konnte, woher man das alles schon im Januar aufgetrieben hatte. Alles war bekränzt und mit Blumen geschmückt. Der Besenstiel trug einen Kranz von Krokusblüten und der Türklopfer einen Strauß Hyazinthen. An den Fenstern aber standen Tafeln mit Namenszügen darauf und mit Inschriften aus blauroten Anemonen.

Und zwischen diesen reichgeschmückten Häusern hindurch wogte der Menschenstrom so gewaltig wie die steigende Flut. Nicht nur die Bewohner von Diamante feierten San Sebastiano. Vom ganzen Ätna kamen gelbe, prächtig ausgeschlagene und bemalte Wagen, die von Pferden mit reich geschmücktem Geschirr gezogen wurden und die ganz vollgepfropft waren mit Menschen. Kranke, Bettler

und blinde Sänger hatten sich in Scharen eingestellt. Und es kamen auch ganze Pilgerzüge solcher armer Leute, die jetzt nach den schweren Heimsuchungen für irgend einen teuren Menschen zu beten hatten.

Es waren so viele Menschen herbeigeströmt, daß man sich fragte, wie man alle innerhalb der Mauern der Stadt unterbringen solle? Auf den Straßen, an den Fenstern, auf den Balkonen, überall waren Menschen. Auf den hohen steinernen Treppen saßen sie, und die Läden waren auch gedrängt voll von Zuschauern. Die großen Haustüren standen weit offen, und drinnen auf dem Flur waren im Halbkreis Stühle aufgestellt wie in einem Theater. Da saßen die Bewohner mit ihren Gästen und betrachteten die Vorüberziehenden.

Die ganze Straße herab drang ein betäubender Lärm. Nicht genug, daß alle Menschen sprachen und lachten. Da waren auch Leierkastenmänner und drehten Leierkästen, die so groß waren wie Orgeln. Da waren auch Straßensänger und Männer und Frauen, die mit schrillen, heiseren Stimmen aus dem Tasso deklamierten. Da gab es allerhand Ausrufer, Orgelgebraus strömte aus allen Kirchen heraus, und auf dem Marktplatz oben auf dem Berge spielten die Stadtmusikanten so laut, daß man es in ganz Diamante hörte. Diesem frohen Lärm und diesem Blumenduft und diesem Flattern der Fahnen vor Donna Micaelas Fenster gelang es, sie aus ihrer Teilnahmslosigkeit aufzuwecken. Sie erhob sich, als hätte das Leben sie gerufen.

„Ich will nicht sterben," sagte sie zu sich selbst. „Ich will versuchen zu leben."

Sie legte ihren Arm in den ihres Vaters und ging mit ihm auf die Straße. Sie hoffte, das Leben draußen werde sie so berauschen, daß sie ihr Leid vergessen könne. „Glückt mir auch das nicht," dachte sie, „kann ich keine Zerstreuung finden, dann muß ich sterben."

Aber da war in Diamante ein alter armer Steinhauer, der gedacht hatte, er werde sich doch wohl während des Festes ein paar Soldi verdienen können. Deshalb hatte er aus Lava einige Büsten des heiligen Sebastian und des Papstes Leo XIII. verfertigt. Und da er wußte, daß viele in Diamante Gaetano liebten und über sein Schicksal trauerten, hatte er auch ein paar Büsten von ihm gemacht.

Sobald Donna Micaela auf der Straße war, traf sie mit diesem Mann zusammen, der ihr gleich seine kleinen, ärmlichen Figuren anbot.

„Kaufet Don Gaetano Alagona," sagte der Mann. „Kauft Don Gaetano, den die Regierung ins Gefängnis geworfen hat, weil er Sizilien beistehen wollte."

Donna Micaela drückte heftig den Arm ihres Vaters und ging schnell weiter.

Aber drinnen im Café Europa stand der Sohn des Wirts und sang Kanzonen. Er hatte für das Fest verschiedene neue gedichtet und darunter auch ein paar auf Gaetano. Denn er sagte sich, es sei recht wohl möglich, daß die Leute etwas über ihn hören wollten.

Als Donna Micaela an dem Café vorüber kam, hörte sie, daß drinnen gesungen wurde; sie blieb stehen und lauschte.

„Ach, Gaetano Alagona!" sang der junge Mann. „Mächtig ist der Gesang! Befreien will ich dich mit meinen Liedern! Zuerst sende ich dir die zierlichste Kanzone. Sie soll zwischen die Gitter deines Gefängnisses hineingleiten und sie zerbrechen. Dann schicke ich dir das Sonett, das schön ist wie ein Weib und deine Wächter verführt. Und hierauf dichte ich dir eine herrliche Ode, die mit ihrem stolzen Rhythmus deine Gefängnismauern erschüttern soll. Aber wenn das alles nicht hilft, stimme ich ein gewaltiges Epos an, das ganze Scharen von Worten enthält. O Gaetano,

stark wie ein Heer zieht es einher! Alle Legionen des alten Roms hätten nicht vermocht, es aufzuhalten!“

Donna Micaela klammerte sich während dieses Gesanges krampfhaft an den Arm ihres Vaters, aber sie sagte nichts, sondern ging weiter.

Da begann Cavaliere Palmeri von Gaetano zu sprechen.

„Ich habe nicht gewußt, daß er so beliebt war,“ sagte er.

„Ich auch nicht,“ murmelte Donna Micaela.

„Aber heute sah ich, wie ganz fremde Leute in Donna Elisas Laden kamen und sie flehentlich baten, ihnen etwas zu verkaufen, was er geschnitzt habe. Sie hatte nichts mehr übrig als ein paar Rosenkränze, und ich sah, wie sie diese zerriß und Perle um Perle verteilte.“

Donna Micaela sah ihren Vater an wie ein bittendes Kind. Aber er wußte nicht, ob sie wünschte, daß er schweige oder daß er fortfahre.

„Donna Elisas alte Freunde gehen dort mit Luca im Garten umher,“ sagte er. „Er zeigt ihnen Gaetanos Lieblingsplätzchen und das Gartenland, das er selbst bepflanzt hat. Pacifica aber sitzt in der Werkstatt neben der Hobelbank und erzählt alles mögliche von ihm, als er noch klein war.“

Er konnte nicht weiter erzählen, das Gedränge und der Lärm um ihn her wurden so groß, daß er abbrechen mußte.

Sie schlugen den Weg nach dem Dom ein. Auf der Domtreppe saß wie gewöhnlich die alte Assunta. Sie hielt einen Rosenkranz zwischen den Fingern und murmelte bei jeder Perle dasselbe Gebet. Sie bat den Heiligen, Gaetano, der versprochen habe, allen Armen zu helfen, nach Diamante zurückkehren zu lassen.

Als Donna Micaela an ihr vorüberging, vernahm

sie deutlich die Worte: „San Sebastiano, gib uns Gaetano wieder! Ach, um deiner Barmherzigkeit willen, um unsres Elends willen, San Sebastiano, gib uns Gaetano wieder!“

Donna Micaela hatte die Absicht gehabt, in die Kirche hineinzugehen, aber auf der Treppe wandte sie wieder um.

„Es ist ein furchtbares Gedränge drinnen,“ sagte sie, „daß ich mich nicht hinein wage.“

Sie ging wieder nach Hause. Aber während sie fortgewesen war, hatte Donna Elisa die Gelegenheit wahrgenommen. Sie hatte auf dem Dach des Sommerpalasts eine Flagge aufgezogen und auf den Balkonen Tücher ausgebreitet, und als Donna Micaela ihr Haus erreichte, war sie eben dabei, eine Girlande am Tor aufzuhängen. Denn es war Donna Elisa unerträglich, daß der Sommerpalast nicht geschmückt war. Sie wollte, diesmal solle San Sebastiano zu Ehren ja nichts versäumt werden. Sie fürchtete, der Heilige werde Diamante und Gaetano nicht helfen, wenn der alte Palast der alten Alagonas nicht auch geschmückt sei.

Donna Micaela schritt daher, bleich wie eine zum Tode Verurteilte und gebückt wie eine achtzigjährige Greisin.

Sie murmelte vor sich hin: „Ich mache keine Büste von ihm, ich singe keine Lieder über ihn, ich wage nicht, für ihn zu beten. Ich kaufe keine seiner Rosenkranzperlen. Wie sollte er sich da denken können, daß ich ihn liebe? Er wird alle die andern, die ihn verehren, lieben, nur mich nicht. Ich gehöre nicht seiner Welt an, mich kann er nicht mehr lieben.“

Und als sie sah, daß man ihr Haus mit Blumen schmücken wollte, kam ihr das so empörend grausam vor, daß sie Donna Elisa den Kranz aus der Hand riß und ihn ihr vor die Füße warf, indem sie fragte, ob Donna Elisa sie umbringen wolle.

Dann eilte sie an dieser vorüber, die Treppe hinauf und in ihr Zimmer. Sie warf sich aufs Sofa und vergrub das Gesicht in den Kissen.

Erst jetzt wußte sie, wie diese Äußerlichkeiten trennend zwischend ihr und Gaetano standen. Der Mann des Volks konnte sie nicht lieben.

Dazu gesellte sich noch das Gefühl, daß sie ihn verhindert habe, allen diesen Armen zu helfen.

Wie mußte er sie verabscheuen, wie sie hassen!

Und dann beschlich sie wieder ihr altes Leid. Der Kummer darüber, daß niemand sie liebte. Das würde noch ihr Tod sein. Während sie so auf dem Ruhebette lag, dachte sie, daß nun alles vorbei und zu Ende sei.

Doch während sie so dalag, tauchte plötzlich das Christusbild vor ihrer Seele auf. Es war, als sei es in seiner ganzen armseligen Pracht ins Zimmer getreten. Sie sah es ganz deutlich.

Donna Micaela begann das Christuskind um Hilfe anzuflehen. Und sie verwunderte sich, daß sie sich nicht schon früher an diesen guten Helfer in der Not gewandt habe. Das kam wohl daher, daß das Bild nicht in einer Kirche stand, sondern wie eine Rarität von Miß Tottenham umhergeschleppt wurde. Deshalb erinnerte sie sich seiner nur in der höchsten Not.

* * *

Es war spät am Abend desselben Tages. Nach dem Mittagessen hatte Donna Micaela allen ihren Dienern erlaubt, zum Fest zu geben, so daß sie und ihr Vater nun ganz allein in dem großen Hause waren. Aber gegen zehn Uhr stand Cavaliere Palmeri auf und sagte, er wolle den Wettgesang auf dem Markte hören. Und da Donna Micaela sich nicht getraute, allein zu Hause zu bleiben, mußte sie sich entschließen, mit ihm zu gehen.

Als sie auf den Markt kamen, sahen sie, daß der Platz in ein Theater umgewandelt worden war; eine Reihe Stühle stand hinter der andern. Jedes Winkelchen war von Menschen besetzt, so daß sie und ihr Vater nur noch mit großer Mühe einen Platz fanden.

„Heute abend ist Diamante herrlich, Micaela," sagte Cavaliere Palmeri. Die Schönheit der Nacht schien ihn milde gestimmt zu haben. Er sprach zutraulicher und freundlicher zu seiner Tochter als seit lange.

Und Donna Micaela fühlte, daß es ihr aus der Seele gesprochen war. Sie hatte jetzt eine ähnliche Empfindung wie damals, als sie zum erstenmal nach Diamante kam. Es war die Stadt der Wunder, die Stadt der Schönheit, ein kleines Heiligtum Gottes.

Ihr gerade gegenüber stand ein hohes, mächtiges Gebäude, das aus selbstleuchtenden Diamanten gebaut war. Sie mußte eine Weile nachdenken, ehe sie begriff, was das war.

Es war aber nichts andres als die Fassade der Domkirche, die mit Blumen aus steifem Silber- und Goldpapier geschmückt war, und mit tausend kleinen Spiegeln, die man zwischen die Blumen gesteckt hatte. In jeder Blume hing ein kleines Ölglas, worin ein Flämmchen brannte, so groß wie ein Leuchtkäfer. Das machte sich wunderschön. Es war die schönste Dekoration, die Donna Micaela je gesehen hatte.

Es war keine andre Beleuchtung auf dem Markt, aber man brauchte auch sonst keine. Diese große Diamantenwand leuchtete hell genug. Der schwarze Palazzo Geraci stand da wie in feurige Glut getaucht, wie von einer Feuersbrunst erhellt.

Es war nichts zu sehen als der Marktplatz. Alles außerhalb lag in tiefem Dunkel, und dies bewirkte, daß Donna Micaela jenes alte verzauberte Diamante, das

nicht auf der Erde lag, sondern eine heilige Burg auf einem Himmelsberg war, wiederzuerkennen meinte. Das Rathaus mit den schwerfälligen Balkonen und der hohen Staffel, das lange Nonnenkloster und das römische Tor kamen ihr wieder herrlich und wunderbar vor. Sie konnte kaum glauben, daß sie in dieser Stadt ein so schweres Leid hatte treffen können.

Inmitten der großen Menschenmasse fühlte man keine Kälte. Die Winternacht war lau wie eine Lenznacht, und auch Donna Micaela überkam es wie Frühlingsahnung. Ein Zittern und Beben lief durch ihren Körper, das ihr süß und schrecklich zugleich däuchte. So mußte es den Schneemassen des Ätna zumute sein, wenn die Sonne sie zu glitzernden Bergbächen auftaut.

Sie sah die Menschen an, die den Markt füllten, und jetzt verwunderte sie sich darüber, daß sie ihr am Vormittag so zuwider gewesen waren. Jetzt freute es sie sogar, daß sie Gaetano liebten. Ach, wenn er doch auch sie noch geliebt hätte, dann wäre sie unsäglich stolz und glücklich über die Liebe aller dieser Menschen hier gewesen!

Dann hätte sie diese alten schwieligen Hände, die Bilder von ihm geformt und sich im Gebet für ihn gefaltet hatten, küssen können.

Während sie an alles das dachte, öffnete sich das Portal der Kirche, und ein großer flacher Wagen wurde herausgerollt. Hoch oben auf dem rotausgeschlagenen Wagen stand San Sebastiano an seinem Marterpfahl, und unter der Bildsäule saßen die vier Sänger, die ihn um die Wette besingen sollten. Der eine war ein kleiner blinder Mann aus Nicolisi, der andre ein Böttcher aus Catania, der für den besten Improvisator auf ganz Sizilien galt, dann ein Schmied aus Termini und schließlich der kleine Gandolfo, der Sohn des Rathauswächters in Diamante.

Alle Leute wunderten sich, daß Gandolfo bei einem so aussichtslosen Wettkampf aufzutreten wagte. Tat er es vielleicht seiner Braut, der kleinen Rosalia zulieb? Niemand hatte bisher gehört, daß er improvisieren könne. Er hatte sein Leben lang nichts getan, als Mandarinen gegessen und den Ätna betrachtet.

Durch das Los wurde entschieden, wer zuerst singen durfte. Und die Lose fielen so, daß der Böttcher der erste, und Gandolfo der letzte wurde. Als die Ziehung so ausfiel, erblaßte Gandolfo. Es war ihm schrecklich, daß er der letzte war, denn alle vier mußten ja dasselbe Thema behandeln.

Der Böttcher besang San Sebastiano als Prätorianer in Rom, der um seines Glaubens willen an den Marterpfahl gebunden und von seinen Gefährten als Zielscheibe benützt wurde.

Nach dem Böttcher kam der Blinde an die Reihe. Er berichtete, wie eine fromme Römerin den Märtyrer fand, blutig und von Pfeilen durchbohrt, und wie es ihr glückte, ihn wieder ins Leben zurückzurufen.

Dann kam der Schmied daran. Er erzählte von den Wundern, die San Sebastiano im fünfzehnten Jahrhundert während der Pest auf Sizilien vollbracht hatte.

Alle drei wurden sehr gelobt. Sie ergingen sich in starken Ausdrücken von Blut und Tod, und das Volk jubelte ihnen zu. Aber die Leute aus Diamante wurden ängstlich für den kleinen Gandolfo.

„Der Schmied nimmt ihm alle Worte vorweg. Es muß ihm mißlingen," sagten sie.

„Ach," sagten andre, „die kleine Rosalia nimmt deshalb doch das Verlobungsband nicht aus dem Zopf heraus."

Aber Gandolfo kroch in seiner Wagenecke zusammen. Er wurde kleiner und immer kleiner. Die in seiner Nähe Sitzenden hörten, wie seine Zähne vor Angst klapperten.

12*

Als er endlich an die Reihe kam und aufstand, um zu improvisieren, ging es recht schlecht, noch schlechter, als man erwartet hatte. Er stotterte ein paar Verse her, aber es war nur eine Wiederholung dessen, was die andern schon gesagt hatten.

Dann verstummte er plötzlich und rang nach Luft. In diesem Augenblick überkam ihn die Kraft der Verzweiflung. Er richtete sich auf, und eine leichte Röte zeigte sich auf seinen Wangen.

„O Signori," sagte der kleine Gandolfo, „laßt mich von dem reden, woran ich immer denken muß! Laßt mich von dem reden, was immer vor meinen Augen steht!"

Ohne Zögern und mit gewaltiger Kraft begann er nun zu berichten, was er selbst gesehen hatte.

Er erzählte, wie er, der Sohn des Rathauswächters, sich über dunkle Speicher geschlichen und auf einer der Tribünen des Gerichtssaals versteckt hätte, in jener Nacht, wo das Kriegsgericht stattfand, das über die Aufrührer in Diamante zu richten hatte.

Da hätte er Don Gaetano Alagona auf der Anklagebank sitzen sehen, in Gesellschaft einer Menge wilder Männer, die schlimmer aussahen als Tiere.

Er erzählte, wie schön Gaetano gewesen sei. Dem kleinen Gandolfo war er wie ein Gott erschienen neben den schrecklichen Menschen, die ihn umgaben. Und er beschrieb diese Banditen mit ihren wilden Raubtiergesichtern, ihrem struppigen Haar, ihren plumpen Gliedern. Er sagte, sie seien so gewesen, daß einem das Herz im Leibe bebte, wenn man sie nur angesehen habe.

Und doch in all seiner Schönheit war Gaetano furchtbarer als alle diese Menschen. Gandolfo wußte nicht, woher sie den Mut nahmen, neben ihm auf der Bank zu sitzen. Unter seinen gerunzelten Augenbrauen hervor flammten Blitze auf seine Mitgefangenen, die ihre Seelen

getötet hätten, wenn sie wie andre Menschen eine Seele gehabt hätten.

‚Wer seid ihr,' schien er zu fragen, ‚die ihr es wagt, auf Plünderung und Mord auszuziehen, während ihr die heilige Freiheit anruft? Wißt ihr, was ihr getan habt? Wißt ihr, daß ich um eures Anschlags willen gefangen sitze? Und ich, ich hätte Sizilien gerettet!' Und jeder Blick, den er auf sie warf, war ein Todesurteil.

Sein Blick fiel auf die Sachen, die die Banditen geraubt hatten und die auf dem Gerichtstisch lagen. Er erkannte sie wieder. Hätte er die Uhren und silbernen Gefäße aus dem Sommerpalast nicht erkennen sollen? Hätte er die Heiligenbilder und die Münzen nicht erkennen sollen, die sie seiner englischen Gönnerin geraubt hatten? Aber als er diese Sachen erkannte, schickte er seinen Mitgefangenen ein furchtbares Lächeln zu. ‚O ihr Helden, ihr Helden!' sagte dieses Lächeln. ‚Ihr habt zwei Frauen bestohlen.'

Sein edles Gesicht wechselte beständig den Ausdruck. Gandolfo sah, daß es sich einmal wie in plötzlichem Schrecken verzerrte. Das war, als der Mann, der neben ihm saß, eine ganz blutige Hand ausstreckte. Hatte er vielleicht da eine Ahnung von der ganzen Wahrheit bekommen? Dachte er daran, daß Menschen in das Haus eingebrochen waren, worin sie, die er liebte, gewohnt hatte?

Gandolfo erzählte, wie die zu Richtern ernannten Offiziere still und ernst hereinkamen und sich auf ihre Plätze niederließen. Aber als er diese hohen Herren gesehen habe, fuhr er fort, sei er ruhiger geworden. Er habe sich gesagt, sie müßten wissen, daß Gaetano ein vornehmer Herr sei und daß sie ihn also nicht verurteilen könnten. Welcher von diesen würde glauben, daß er zwei Frauen ausgeplündert hätte?

Und siehe da, als der Richter Gaetano Alagona aufrief,

hatte seine Stimme durchaus keinen harten Klang. Er sprach mit ihm wie mit seinesgleichen!

„Aber," fuhr Gandolfo fort, „als Gaetano nun aufstand, konnte er gerade auf den Markt hinaussehen. Und über diesen Platz hin, wo jetzt so viele Menschen in Lust und Freude sitzen, bewegte sich ein Leichenzug.

Es waren die weißen Brüder, die Giannitas Leiche ins Haus ihrer Mutter trugen. Sie hielten Fackeln in den Händen, und man sah deutlich die Bahre, die auf den Schultern der Träger ruhte. Während der Zug so langsam über den Markt schritt, konnte man das Bahrtuch erkennen, das über die Leiche gebreitet war. Es war das Bahrtuch der Alagonas, das mit dem prächtigen Namenszug und mit reichen silbernen Franzen geschmückt ist. Als Gaetano das sah, wußte er, daß die Ermordete dem Hause Alagona angehörte. Sein Gesicht wurde aschgrau, und er schwankte, als wolle er umsinken.

In diesem Augenblick rief ihm der Richter zu: ‚Kennet Ihr die Ermordete?‘ Und er antwortete: ‚Ja.‘ Da fuhr der Richter, der ein barmherziger Mann war, fort: ‚Stand sie Euch nahe?‘ Und Gaetano antwortete: ‚Ich liebe sie.‘"

Als Gandolfo in seiner Rede so weit gekommen war, sah man, daß Donna Micaela sich heftig erhob, wie um ihm zu widersprechen; aber Cavaliere Palmeri zog sie rasch neben sich nieder.

„Still, still!" sagte er zu ihr. Und sie saß ganz still, das Gesicht in den Händen verborgen. Hin und wieder wiegte sie den Oberkörper hin und her und wimmerte leise.

Gandolfo erzählte, wie der Richter, nachdem Gaetano diese Erklärung gegeben hatte, auf dessen Mitgefangene deutete und ihn fragte: ‚Wenn Ihr dieses Weib liebtet, wie konntet Ihr da Gemeinschaft machen mit diesen?‘

Da habe Gaetano sich nach den Banditen umgewandt.

Er habe die geballte Faust gegen sie erhoben und ihnen damit gedroht. Er habe ausgesehen, als wünsche er sich einen Dolch, um einen nach dem andern niederzustoßen.

‚Mit diesen!‘ habe er ausgerufen. ‚Mit diesen soll ich etwas gemein haben?‘

„Und ganz gewiß hat er damit sagen wollen, daß er mit Räubern und Mördern nichts zu schaffen habe. Der Richter lächelte ihm auch freundlich zu, und sah aus, als habe er nur auf diese Antwort gewartet, um ihn freizusprechen.

Aber da geschah ein Gotteswunder.“

Und Gandolfo erzählte weiter, daß unter den gestohlenen Sachen, die auf dem Gerichtstisch lagen, auch ein kleines Christusbild gewesen sei. „Es war ungefähr eine Elle hoch, reich mit Zieraten behängt und mit goldener Krone und goldenen Schuhen geschmückt. Gerade in diesem Augenblick neigte sich einer der Offiziere vor, um das Bild zu sich heranzuziehen, und als er das tat, fiel die Krone herab auf den Boden und rollte bis zu Gaetano hin.

Don Gaetano hob die Krone auf, hielt sie einen Augenblick in den Händen und betrachtete sie genau. Er schien etwas darauf zu lesen.

Nur einen Augenblick hielt er sie in den Händen. Der Wachtsoldat nahm sie ihm sogleich weg.“

Donna Micaela sah fast entsetzt auf. Das Christusbild! Da war es wieder! Sollte ihre Bitte so schnell erhört worden sein?

Gandolfo fuhr fort: „Aber als Gaetano jetzt wieder aufblickte, erzitterten alle wie vor einem Wunder, denn er war ganz verwandelt.

O Signori, sein Gesicht war so weiß, daß es zu leuchten schien, und seine Augen strahlten in ruhigem, freundlichem Glanz. Kein Zorn war mehr darin zu entdecken.

Und er begann für seine Mitgefangenen zu bitten. Er begann um ihr Leben zu flehen.

Er bat, die armen Menschen doch nicht zu töten. Er sagte, die hohen Richter sollten lieber etwas für sie tun, damit sie auch einmal leben könnten wie andre Menschen. ‚Wir haben ja nur dieses Leben,‘ sagte er. ‚Unser Reich ist nur von dieser Welt.‘

Nun begann er zu erzählen, wie diese Menschen gelebt hätten. Er redete, als könne er in ihren Seelen lesen. Er schilderte ihre Lebensgeschichte so düster und traurig, wie sie in Wirklichkeit gewesen war. Er sprach so, daß einige der vornehmen Herren weinten.

Die Worte klangen so stark und gewaltig, daß es war, als sei Gaetano der Richter und der Richter der Verbrecher. ‚Seht!‘ sagte er zu ihnen, ‚wessen Schuld ist es, daß diese armen Menschen zugrunde gehen? Ihr habt die Macht, ihr, ihr hättet euch ihrer annehmen müssen.‘

Und man sah, daß sich alle über die Verantwortung, die er ihnen aufbürdete, entsetzten.

Aber plötzlich unterbrach ihn der Richter.

‚Verteidigt Euch selbst, Gaetano Alagona,‘ sagte er, ‚und nicht die andern.‘

Da lächelte Don Gaetano. ‚Signor,‘ sagte er, ‚ich weiß ebensowenig wie Ihr, weswegen ich mich verteidigen soll. Aber etwas habe ich allerdings getan. Ich habe meinen Beruf in England verlassen, um in Sizilien einen Aufruhr zu erregen. Ich habe Waffen eingeführt. Ich habe aufrührerische Reden gehalten. Etwas habe ich verbrochen, wenn auch nicht viel.‘

Der Richter flehte ihn fast an. ‚Sprecht nicht so, Gaetano,‘ sagte er. ‚Bedenkt Eure Worte.‘

Aber Gaetano hatte schon Bekenntnisse gemacht, die die Richter zwangen, ihn zu verurteilen.

Als sie ihm sagten, daß er zu neunundzwanzig-

jähriger Kerkerhaft verurteilt sei, rief Gaetano: ‚Nun geschieht, was sie wollte, sie, die soeben vorübergetragen wurde. Ihr Wille geschehe!‘

Dann sah ich nichts mehr von ihm,“ sagte der kleine Gandolfo, „denn die Wachtsoldaten nahmen ihn in ihre Mitte und führten ihn fort.

Aber ich, der ihn für die bitten gehört hatte, die seine Geliebte ermordet hatten, gelobte mir, etwas für ihn zu tun.

Ich gelobte mir, San Sebastiano eine schöne Improvisation zuzueignen, damit er ihm helfe. Aber es ist mir nicht gelungen. Ich bin kein Improvisator, ich konnte es nicht.“

Hier brach er ab und warf sich laut weinend vor dem Heiligenbild nieder.

„Verzeih mir, daß ich es nicht konnte!“ rief er, „und hilf ihm trotzdem! Du weißt, daß ich es um seinetwillen gelobte, weil sie ihn verurteilten, damit du ihn retten sollest. Aber nun habe ich nicht von dir sprechen können, und du wirst ihm auch nicht helfen.“

Donna Micaela wußte kaum, wie es zuging, aber sie und die kleine Rosalia, die Gandolfo liebte, waren fast gleichzeitig bei ihm. Sie zogen ihn an sich, und alle beide küßten ihn und sagten, er habe geredet wie keiner der andern. Ob er nicht gesehen habe, daß sie geweint hätten? San Sebastiano sei sehr zufrieden mit ihm. Donna Micaela steckte einen Ring an den Finger des jungen Mannes, und ringsum winkte man mit vielfarbigen Taschentüchern, die in dem hellen Licht von der Domfassade her wie Meereswogen glitzerten.

„Evviva Gaetano! Evviva Gandolfo!“ rief das Volk.

Und es regnete mit Blumen und Früchten und seidenen Tüchern und Schmucksachen auf den kleinen Gandolfo herab. Donna Micaela wurde fast mit Gewalt

von ihm weggedrängt. Aber sie dachte an keine Furcht mehr. Sie stand mitten in der wogenden Menschenmenge und weinte. Die Tränen strömten ihr die Wangen herab, und sie weinte aus lauter Freude, daß sie weinen konnte. Das war ja die höchste Wohltat.

Sie wollte sich wieder zu Gandolfo vordrängen; sie konnte ihm nicht genug danken. Er hatte ihr ja gesagt, daß Gaetano sie liebte. Als er die Worte anführte: „Nun geschieht, was sie wollte, sie, die soeben vorbeigetragen wurde," war es ihr plötzlich klar geworden, daß Gaetano geglaubt hatte, sie liege unter dem Bahrtuch der Alagonas.

Und von dieser Toten hatte er gesagt: „Ich liebe sie."

Das Blut strömte wieder durch ihre Adern, ihr Herz schlug wieder, ihre Tränen flossen.

„Das ist das Leben, das Leben," sagte sie sich, während sie sich willenlos von der Volksmasse hin und her schieben ließ. „Ich lebe wieder; ich werde nicht sterben."

Alles drängte sich um den kleinen Gandolfo, alle wollten danken, daß er ihnen in diesen Tagen der Niedergeschlagenheit, wo alles verloren schien, etwas geschenkt hatte, was sie lieben, worauf sie hoffen und wonach sie sich sehnen konnten.

Zweites Buch

„Der Antichrist wird von Land zu Land ziehen und den Armen Brot geben."

I

Die Frau eines großen Mannes

Es war im Februar. Die Mandelbäume begannen auf den schwarzen Lavafeldern rings um Diamante her ihre Blüten zu entfalten.

Cavaliere Palmeri machte einen Spaziergang den Ätna hinauf; er brachte einen großen, mit Knospen und Blüten bedeckten Mandelzweig mit nach Hause und stellte ihn in den Musiksaal.

Donna Micaela fuhr zusammen, als sie den Zweig sah. Sie blühten also schon wieder, die Mandelbäume. Und während eines Monats, ja ganze sechs Wochen lang sah man sie nun überall.

Sie würden nun auf dem Altar in der Kirche stehen, auf den Gräbern liegen, und man würde sie als Sträußchen im Knopfloch, am Hut und im Haar tragen. Sie würden über die Wege herabhängen, zwischen den Ruinen und auf der schwarzen Lava blühen. Und jede Mandelblüte würde Donna Micaela an jenen Tag erinnern, wo die Glocken läuteten, wo Gaetano frei und glücklich war, und wo sie geträumt hatte, das ganze Leben lang mit ihm vereint zu sein.

Es kam ihr vor, als habe sie bisher gar nicht so recht verstanden, was es bedeutete, daß er weit weg und eingesperrt war, daß sie ihn niemals wiedersehen würde.

Sie mußte sich setzen, um nicht zu fallen, ihr Herz schien still zu stehen, und sie schloß die Augen.

Während sie so dasaß, erlebte sie etwas.

Sie ist auf einmal daheim im Palast in Catania. Sie sitzt in der hohen Vorhalle und liest. Sie ist ein glückliches junges Mädchen, die Signorina Palmeri. Da führt ein Diener einen Hausierer zu ihr herein. Es ist ein junger, hübscher Mann mit einem Mandelblütensträußchen im Knopfloch; auf dem Kopf trägt er ein Brett mit kleinen, aus Holz geschnitzten Heiligenbildern.

Sie kauft ein paar von den Bildern, und unterdessen verschlingt der junge Mann alle Kunstwerke in der Halle förmlich mit den Augen. Sie fragt ihn, ob er ihre Sammlungen sehen möchte. Gewiß würde er sie gerne sehen. Und sie geht selbst mit ihm und zeigt sie ihm.

Er ist sehr glücklich über alles, was er sieht. Sie denkt, er habe wohl das Zeug zu einem wirklichen Künstler in sich, und gelobt sich, ihn nicht zu vergessen. Sie fragt ihn, wo er zu Hause sei. Er antwortet: „In Diamante." — „Ist das weit von hier?" — „Vier Stunden mit dem Postwagen." — „Und mit der Eisenbahn?" — „Es geht keine Eisenbahn nach Diamante, Signorina." — „Dann müßt ihr eine bauen." — „Wir — wir sind zu arm dazu. Bittet die Reichen in Catania, uns eine zu bauen."

Als er dies gesagt hat, will er gehen. Aber unter der Tür wendet er sich um, tritt noch einmal zu Donna Micaela und reicht ihr seine Mandelblüten, wie zum Dank für alles Schöne, das sie ihn hatte sehen lassen.

Als Donna Micaela die Augen wieder öffnete, wußte sie nicht, ob sie geträumt habe, oder ob vielleicht in Wirklichkeit einmal etwas Derartiges geschehen sei. Es hätte

ja wohl sein können, daß Gaetano einmal im Palazzo Palmeri gewesen wäre, um seine Figuren zu verkaufen, obgleich es ihrem Gedächtnis entschwunden war, und daß die Mandelblüten die Erinnerung geweckt hätten.

Aber es war ja auch einerlei, ganz einerlei. Die Hauptsache blieb doch, daß der junge Holzschnitzer Gaetano war. Sie hatte das Gefühl, als habe sie mit ihm gesprochen. Sie glaubte die Tür noch hinter ihm zufallen zu hören.

Und dieser Traum hatte ihr den Gedanken eingegeben, eine Eisenbahn zwischen Catania und Diamante zu bauen.

Gaetano war sicher zu ihr gekommen, um sie zu bitten, dies zu tun. Es war ein Befehl von ihm, und sie fühlte, daß sie diesem Befehl gehorchen müßte.

Sie machte gar keinen Versuch, sich dagegen zu sträuben. Sie war überzeugt, daß Diamante vor allem eine Eisenbahn brauche. Sie hatte Gaetano einmal sagen hören, wenn Diamante nur eine Eisenbahn hätte, daß es ohne Schwierigkeit seine Orangen und seinen Wein und seinen Honig und seine Mandeln fortschaffen könnte, und die Reisenden den Ort bequem erreichen könnten, dann würde es bald eine reiche Stadt sein.

Sie war auch sofort fest überzeugt, daß sie wohl eine Eisenbahn zustande bringen werde. Jedenfalls wollte sie es versuchen. Es fiel ihr gar nicht ein, daß sie es auch lassen könnte. Gaetano wünschte es, sie mußte gehorchen.

Sie begann sogleich zu überlegen, wieviel Geld sie selbst darauf verwenden könnte. Aber das hätte nicht weit gereicht. Sie mußte also Geld schaffen. Das war das erste, was sie tun mußte.

Noch in derselben Stunde war sie drüben bei Donna Elisa und bat sie, ihr bei der Veranstaltung eines Bazars zu helfen.

Donna Elisa sah von ihrer Stickerei auf. „Warum willst du einen Bazar veranstalten?“

„Ich will Geld sammeln zu einer Eisenbahn.“

„Das sieht dir ähnlich, Micaela. Auf den Gedanken wäre niemand anders gekommen.“

„So, was meinst du damit, Donna Elisa?“

„Ach, nichts.“ Und Donna Elisa stickte weiter.

„Du willst dich also nicht an meinem Bazar beteiligen?“

„Nein.“

„Und du willst auch nicht einen kleinen Beitrag dazu geben?“

„Wer eben erst seinen Mann verloren hat, sollte keine Kindereien machen.“

Donna Micaela sah, daß ihr Donna Elisa aus irgend einem Grunde zürnte und ihr deshalb nicht helfen wollte. Aber es gab wohl andre Leute, die einsehen würden, daß es ein herrlicher Plan war, der Diamante retten konnte.

Aber Donna Micaela wanderte vergebens von Tür zu Tür. Sie mochte noch so viel reden und bitten, sie gewann keine Anhänger.

Sie versuchte zu erklären, sie wandte ihre ganze Beredtsamkeit an, um die Leute zu überreden. Niemand wollte auf ihre Pläne eingehen.

Wohin sie sich auch wandte, wohin sie auch kam, überall antwortete man ihr, dazu sei man zu arm, zu arm.

Die Frau des Sindaco lehnte ab; ihre Töchter dürften auf dem Bazar nicht verkaufen. Don Antonio Greco, dem das Marionettentheater gehörte, weigerte sich, mit seinen Puppen zu kommen. Die Stadtmusikanten wollten nicht spielen. Kein Kaufmann wollte Waren hergeben. Wenn Donna Micaela gegangen war, lachte man über sie.

Eine Eisenbahn! Eine Eisenbahn! Sie wußte wohl

gar nicht, was da alles dazu gehörte. Man brauchte ein Komitee, Aktien, Statuten, eine Konzession. Wie sollte eine Frau damit fertig werden können?

Aber einige begnügten sich nicht damit, daß sie über Donna Micaela lachten, sie wurden auch ärgerlich auf sie.

Einmal ging sie in den kellerartigen Laden beim alten Benediktinerkloster, wo Meister Pamphilio seine Ritterromane erzählte. Sie kam, um ihn zu fragen, ob er sich bei ihrem Bazar einstellen wolle, um das Publikum mit der Geschichte von Karl dem Großen und seinen Paladinen zu unterhalten? Da aber Meister Pamphilio gerade mitten in einem Vortrag war, mußte sie sich auf eine Bank setzen und warten.

Donna Micaela beobachtete indessen Donna Concetta, Meister Pamphilios Frau, die mit ihrem Strickstrumpf auf der Estrade zu seinen Füßen saß. So lange Meister Pamphilio sprach, bewegten sich auch Donna Concettas Lippen. Sie hatte seine Romane so oft gehört, daß sie sie auswendig wußte und die Worte schon aussprach, ehe Meister Pamphilio sie über die Lippen gebracht hatte. Aber das Hören gewährte ihr immer wieder denselben Genuß, und sie weinte und lachte wie einst, wo sie sie zum erstenmal vernommen hatte.

Meister Pamphilio war ein alter Mann, der in seinem Leben viel gesprochen hatte, deswegen versagte seine Stimme jetzt öfters, wenn er an die großen Kriegsszenen kam und laut und heftig sprechen sollte. Aber Donna Concetta, die doch alle seine Sachen auswendig wußte, nahm Meister Pamphilio niemals das Wort vom Munde weg. Sie machte den Zuhörern nur ein Zeichen, daß sie warten sollten, bis die Stimme wieder käme. Wenn aber sein Gedächtnis versagte, dann tat Donna Concetta, als habe sie eine Masche fallen lassen; sie hielt den Strumpf dicht vor die Augen, daß niemand etwas merken solle,

und flüsterte ihm dahinter das Wort zu. Jedermann wußte, daß Donna Concetta, obgleich sie vielleicht die Romane besser hätte erzählen können als Meister Pamphilio, niemals so etwas getan haben würde, und zwar nicht nur, weil es für eine Frau unpassend gewesen wäre, sondern auch, weil ihr das bei weitem kein so großes Vergnügen gemacht hätte, als wenn sie ihrem lieben Meister zuhörte.

Als Donna Micaela Donna Concetta dasitzen sah, versank sie in Träume. Ach, so unter der Tribüne sitzen dürfen, wo der Geliebte spricht, so tagaus, tagein dasitzen und anbeten dürfen — sie wußte, wem das gefallen würde!

Als aber Meister Pamphilio seine Erzählung beendet hatte, ging Donna Micaela zu ihm hin und bat ihn, ihr zu helfen. Und es wurde ihm sehr schwer, ihr eine abschlägige Antwort zu geben, weil ihre Augen gar so innig flehten. Aber Donna Concetta kam ihm zu Hilfe.

„Meister Pamphilio,“ sagte sie, „erzählt Donna Micaela von Guglielmo dem Bösen.“

Und Meister Pamphilio erzählte.

„Donna Micaela,“ sagte er, „wißt Ihr, daß es auf Sizilien einmal einen König gab, der Guglielmo der Böse hieß? Er war so habgierig, daß er seinen Untertanen ihr ganzes Geld wegnahm. Und dann befahl er, daß jeder, der noch eine goldene Münze besitze, sie ihm ausliefern müsse. Und er war so streng und so grausam, daß ihm jedermann gehorchte.

Und seht, Donna Micaela, nun wollte Guglielmo der Böse herausbringen, ob noch irgend jemand Goldmünzen versteckt habe. Deshalb schickte er einen seiner Diener mit einem schönen Pferde auf den Korso nach Palermo. Dort bot der Mann das Pferd aus und rief sehr laut: ‚Mein Pferd für eine Goldmünze, für eine einzige Goldmünze!‘ Aber niemand konnte das Pferd kaufen.

Es war jedoch ein sehr schönes Pferd, und ein junger Herr in Palermo, der Herzog Montefiascone, war ganz hingenommen davon. ‚Ich werde nie wieder froh werden, wenn ich das Pferd nicht kaufen kann,‘ sagte er zu seinem Hofmeister. ‚Signor Duca,‘ erwiderte der Hofmeister, ‚ich kann Euch sagen, wo Ihr eine Goldmünze finden könnet. Als Euer Herr Vater starb und zu den Kapuzinern gebracht wurde, legte ich ihm nach altem Brauch eine Goldmünze in den Mund. Diese könntet Ihr ja nehmen, Signor.‘ Denn Ihr müßt wissen, Donna Micaela, daß man in Palermo seine Toten nicht in die Erde legt. Man bringt sie ins Kapuzinerkloster, und die Mönche hängen sie in ihren Grabkammern auf. Ach, wie viele hängen in diesen Räumen! Damen in Gewändern aus starrer Seide oder aus Silberflor, hohe Herren mit Röcken, auf denen Orden glänzen, und viele, viele Priester mit dem Ornat über dem Skelett und dem Käppchen auf dem Totenschädel!

Der junge Herzog befolgte den Rat. Er begab sich ins Kapuzinerkloster, nahm die Goldmünze aus dem Munde seines Vaters und kaufte das Pferd dafür.

Aber nun versteht Ihr wohl gleich, daß der König seinen Diener mit dem Pferd nur ausgesandt hatte, um herauszubringen, wer noch Goldmünzen habe. Deshalb wurde der Herzog vor den König geführt.

‚Wie kommt es, daß noch eine Goldmünze in deinem Besitz ist?‘ sagte Guglielmo der Böse.

‚Sire, sie gehörte nicht mir, sondern meinem Vater.‘ Und der Herzog erzählte, wo er die Münze genommen hatte.

‚Das ist wahr,‘ sagte der König. ‚Ich hatte vergessen, daß die Toten auch Geld haben.‘ Er schickte seine Diener zu den Kapuzinern und ließ alle die Münzen, die die Toten im Mund hatten, holen.“

Damit schloß der alte Meister Pamphilio seine Er-

zählung. Und nun wandte sich Donna Concetta mit zornsprühenden Augen gegen Donna Micaela.

„Ihr seid es, Ihr geht mit dem Pferd herum," sagte sie.

„Ich . . . Ich?"

„Ja, Ihr, Donna Micaela. Nun wird die Regierung sagen: ‚Man baut eine Eisenbahn in Diamante. Man ist also dort noch reich.' Und dann wird man unsere Steuern erhöhen. Und Gott weiß, daß wir schon unsere jetzigen Steuern nicht bezahlen können, selbst wenn wir hingehen und unsere Vorfahren ausplündern wollten."

Donna Micaela versuchte sie zu beruhigen.

„Man hat Euch ausgesandt, um zu erfahren, ob wir noch Geld haben, Ihr seid ein Spion der Reichen. Ihr steht im Bunde mit der Regierung. Die Blutsauger in Rom haben Euch bestochen."

Donna Micaela wandte sich von ihr ab.

„Ich kam, um mit Euch zu reden, Meister Pamphilio," sagte sie zu dem Alten.

„Aber ich antworte Euch," fiel Donna Concetta ein, „denn das ist eine widerwärtige Sache, und die muß ich erledigen. Ich weiß, was der Frau eines großen Mannes zukommt. Ich weiß, was sich für die Frau eines großen Mannes gehört, Donna Micaela."

Donna Concetta verstummte, denn die feine Dame sah sie mit einem Blick an, aus dem so viel neidisches Verlangen sprach, daß sie ihr ganz leid tat. Lieber Gott, es war freilich auch ein Unterschied zwischen einem Manne wie Don Ferrante und Meister Pamphilio!

II

Panem et circenses

In Diamante zeigt man den Reisenden zwei Paläste, die in völligem Verfall sind, ohne jemals ganz fertig gewesen zu sein. Sie haben große Fensteröffnungen ohne Fensterverkleidungen, hohe Mauern ohne Dächer und große Türen, die mit Brettern und Stroh zugemacht sind. Die beiden Paläste stehen auf der Straße einander gerade gegenüber, beide gleich unfertig und gleich verfallen. Es sind keine Gerüste um sie her aufgerichtet, und kein Mensch kann hineingelangen. Sie scheinen nur für die Tauben gebaut zu sein.

Hört, was von ihnen erzählt wird!

Was ist ein Weib, o Signore? Ihr Fuß ist so klein, daß sie durch die Welt geht, ohne eine Spur hinter sich zurückzulassen. Für den Mann ist sie wie sein Schatten. Sie hat ihn durchs ganze Leben begleitet, ohne daß er es gemerkt hat.

Man kann nicht viel von einer Frau verlangen. Sie muß ja den ganzen Tag daheimsitzen wie eine Gefangene. Sie kann nicht einmal lernen, einen Liebesbrief richtig zu schreiben. Sie kann nichts vollbringen, was Bestand hat. Wenn sie gestorben ist, findet man keine Grabschrift für ihren Stein. Alle Frauen stehen auf derselben Höhe.

Aber einmal kam eine Frau nach Diamante, eine Frau, die so hoch über allen andern stand, wie eine hundertjährige Palme über dem Gras der Wiese steht. Sie besaß viele Tausend Lire und konnte sie ausgeben oder behalten, ganz wie es ihr beliebte.

Sie ging niemand aus dem Weg, sie fürchtete sich

13*

nicht davor, gehaßt zu werden. Sie war das Merkwürdigste, was man je gesehen hatte.

Natürlich war sie keine Sizilianerin, sie war eine Engländerin. Und das erste, was sie tat, war, daß sie das ganze erste Stockwerk des Gasthauses für sich allein mietete. Was war das für sie? Ganz Diamante wäre ihr nicht genug gewesen.

Nein, ganz Diamante war ihr gewiß nicht genug. Aber sobald sie angekommen war, begann sie die ganze Stadt zu beherrschen wie eine Königin. Der Sindaco mußte ihr gehorchen. War sie es nicht, die ihn zwang, auf dem Marktplatz Steinbänke aufzustellen? Geschah es nicht auf ihren Befehl, daß die Straßen jeden Tag gekehrt wurden?

Wenn sie morgens erwachte, standen schon alle jungen Männer von Diamante vor ihrer Tür, in der Hoffnung, sie auf irgend einem Ausflug begleiten zu dürfen. Sie hatten den Schuhmacherschemel und die Steinhaue verlassen, um ihr als Führer zu dienen. Sie hatten das Seidenkleid ihrer Mutter verkauft, um für ihren Esel einen Damensattel zu erwerben, damit die fremde Signorina darauf zum Kastell oder nach Tre Castagni reiten könne. Sie hatten Haus und Hof verpfändet, um Pferd und Wagen anzuschaffen, damit sie sie nach Randazzo und Nicolisi führen könnten.

Wir waren alle ihre Sklaven. Die Kinder begannen englisch zu betteln und die blinden Weiber vor der Hoteltüre, Donna Pepa und Donna Tura, schmückten sich in blendend weiße Kopftücher, um ihr zu gefallen.

Alles drehte sich um sie; Handwerk und Gewerbe blühten ringsum. Wer nichts andres tun konnte, grub in der Erde nach Münzen und Tongefäßen, um sie ihr anzubieten. Photographen kamen zur Stadt, um für sie Bilder aufzunehmen, Korallenhändler und Schildpatt-

verkäufer schossen wie die Pilze aus der Erde heraus. Die Priester von Santa Agnese gruben um ihretwillen das alte Dionysiustheater aus, das hinter ihrer Kirche verschüttet lag, und wer eine verfallene Villa sein eigen nannte, grub in den dunkeln Kellern nach Resten von Mosaikböden und lud die Fremde unter allerlei Vorwänden ein, zu ihm zu kommen und sie anzusehen.

Es waren auch früher schon Fremde nach Diamante gekommen, aber sie waren gekommen und gegangen, und niemand hatte einen solchen Einfluß ausgeübt. Jetzt gab es bald keinen Menschen mehr in Diamante, der nicht seine ganze Hoffnung auf die englische Signorina gesetzt hätte. Es gelang ihr sogar, Ugo Favara ein wenig aufzurütteln. Ihr wißt, der Advokat Ugo Favara, aus dem ein großer Mann hätte werden können, der aber Unglück gehabt hatte und ganz gebrochen aus der Fremde heimgekehrt war. Sie stellte ihn als ihren Sachverwalter an; sie brauchte ihn, und so nahm sie ihn.

Noch nie hatte es in Diamante eine Frau gegeben, die sich so auf die Geschäfte verstanden hatte wie diese Engländerin. Sie breitete sich aus wie der Ginster im Frühling. Heute weiß noch niemand, daß er überhaupt vorhanden ist, und morgen steht schon ein großer Busch da. Bald wußte man in Diamante nicht mehr, wohin man sich wenden sollte, um nicht auf ihren Grund und Boden zu kommen. Sie kaufte Landhäuser und Stadthäuser, sie kaufte Mandelbaumwälder und Lavafelder. Die schönsten Aussichtsplätze am Ätna hinauf gehörten ihr und ebenso das wasserarme Land in der Ebene. Und in der Stadt begann sie zwei große Paläste zu bauen. In ihnen wollte sie wohnen und ihr Königreich regieren. Es wird nicht leicht wieder eine Frau geben, die ihr ähnlich wäre. Aber an dem allen hatte sie noch nicht genug. Sie wollte auch den Kampf mit der Armut

aufnehmen. O Signore, mit der sizilianischen Armut! Was verteilte sie nicht jeden Tag, und was verschenkte sie nicht alles an den Festen! Frachtwagen, von vier Ochsen gezogen, fuhren nach Catania hinab und kehrten mit allen Arten von Kleidungsstücken hoch beladen wieder zurück. Sie hatte sich vorgenommen, daß in der Stadt, wo sie regierte, jedermann ganze Anzüge haben sollte.

Aber nun hört, wie es ihr ging, wie der Kampf gegen die Armut, und das Königreich und die zwei Paläste ein Ende nahmen!

Sie gab ein Gastmahl für die Armen in Diamante und nach dem Schmause ein Schauspiel auf dem griechischen Theater. Ja, so hatte es wohl ein alter Kaiser gemacht. Aber wer hatte je gehört, daß eine Frau auf solche Gedanken gekommen war?

Sie lud alle Armen ein; die beiden Blinden von der Hoteltüre und die alte Assunta von der Domtreppe, den Mann vom Posthof, der sein krebskrankes Kinn mit einem roten Tuch verbunden hatte, und dann noch den Idioten, der die eisernen Türen des griechischen Theaters aufschließt. Alle die jungen Eseltreiber kamen, sowie die Brüder mit den verstümmelten Händen, die in ihrer Kindheit mit einer Bombe gespielt und dabei die Finger verloren hatten. Es kam auch der Invalide mit dem Stelzfuß, und es kam der alte Stuhlmacher, der zu alt geworden war, um noch arbeiten zu können.

Es war ein merkwürdiger Anblick, alle diese Armen aus ihren Löchern herauskriechen zu sehen. Die alten Spinnweiber kamen, die dort in den dunklen Gäßchen ihr Garn an der Spindel spinnen. Und der Leiermann, der einen Leierkasten hat, so groß wie eine Kirchenorgel, und ein junger umherziehender Mandolinenspieler aus Neapel, der lauter Teufeleien im Kopf hatte. Alle die Augenkranken und die Altersschwachen und die Obdachlosen, die sich zum

Mittagessen Sauerampfer am Wegrande sammelten, der Steinhauer, der eine Lira täglich verdient und sechs Kinder zu versorgen hat — alle waren eingeladen, und alle wohnten dem Feste bei.

Die Armut war es, die ihre Truppen der englischen Signorina zuführte. Wer stellt eine so große Armee wie die Armut? Aber für einen Tag konnte die englische Signorina sie besiegen.

Und sie hatte auch etwas geschaffen, das kämpfen und siegen konnte. Der ganze Marktplatz stand voll gedeckter Tische. Auf der steinernen Bank, die die Mauer der Domkirche entlang läuft, hatte sie Weinfässer aufgelegt. Sie hatte das ganze ausgestorbene Nonnenkloster in eine Küche und Speisekammer verwandelt. Sie hatte die ganze Fremdenkolonie in Diamante mit weißen Schürzen ausgestattet und sie angestellt, beim Verteilen der Gerichte zu helfen. Und ganz Diamante, das sich satt zu essen pflegte, schlenderte als Zuschauer auf und ab.

Ach, Zuschauer! Welche Zuschauer hatte sie doch! Sie hatte den großen Ätna und die strahlende Sonne. Sie hatte die roten Berge des Innenlandes und den alten Vulkantempel, der jetzt San Pasquale geweiht ist. Aber keiner von ihnen hatte je ein sattes Diamante gesehen. Keiner von ihnen hatte je daran gedacht, wie sehr es ihn selbst verschönern würde, wenn denen, die ihn betrachteten, nicht der Hunger aus den Augen sah und der Magen vor Leere knurrte.

Doch nun hört! So merkwürdig und so groß auch diese Engländerin war, hübsch war sie nicht, und trotz der großen Macht, die sie hatte, war sie weder liebenswürdig noch einnehmend. Sie befahl nicht mit Scherz und lohnte nicht mit Lachen. Sie hatte einen schwerfälligen, unbeholfenen Körper und einen schwerfälligen, unbeholfenen Sinn.

Aber an dem Tage, wo sie den Armen das Gastmahl gab, wurde sie gleichsam ein ganz andrer Mensch. Es wohnt ein ritterliches Volk auf unsrer edlen Insel. Unter allen diesen Armen war keiner, der sie fühlen ließ, daß sie eine Tat der Wohltätigkeit ausübte. Sie huldigten ihr, aber sie huldigten ihr als Weib. Sie setzten sich zu Tisch wie bei Ihresgleichen. Sie behandelten sie so, wie die Gastgeberin von ihren Gästen behandelt wird. Heute erweise ich dir die Ehre und komme zu dir, morgen erweist du mir die Ehre und kommst zu mir. So und nicht anders.

Sie stand auf der hohen steinernen Rathaustreppe und schaute über die Tische hin. Und als dem alten Stuhlmacher, der oben am Tisch saß, das Glas gefüllt worden war, stand er auf, verneigte sich vor ihr und sagte: „Ich trinke auf Euer Wohl, Signorina."

So machten es alle, sie legten die Hand aufs Herz und verneigten sich vor ihr. Es wäre vielleicht gut gewesen, wenn solche Ritterlichkeit ihr schon früher im Leben begegnet wäre. Warum hatten die Männer in ihrer Heimat sie vergessen lassen, daß die Frauen dazu da sind, daß ihnen gehuldigt werde?

Hier sahen alle aus, als ob sie in stiller Verehrung für sie erglühten. So behandelt man die Frauen auf unserer schönen Insel. Was gaben sie für die Speisen und den Wein, der ihnen geschenkt wurde? Sie gaben ihr Jugend und Frohsinn und die ganze Würde derer, die sich begehrenswert wissen. Sie hielten Reden auf sie. Hochedle Signorina, Ihr seid übers Meer zu uns gekommen, Ihr, die Ihr Sizilien liebt, und so weiter. Sie zeigte, daß sie erröten konnte. Sie verbarg nicht mehr, daß sie lächeln konnte. Als die Reden zu Ende waren, zuckte es um den Mund der englischen Signorina. Sie wurde zwanzig Jahre jünger. Das war es, was sie brauchte.

Da war der Eseltreiber, der die englischen Damen nach Tre Castagni hinaufzuführen pflegte und stets in sie verliebt ist, ehe er sich von ihnen trennt, dem gingen plötzlich die Augen auf für die große Wohltäterin. Nicht allein ein zarter, feiner Körper und eine weiche Haut sind es wert, verehrt zu werden, sondern auch Kraft und Stärke. Der Eseltreiber ließ plötzlich Messer und Gabel fallen, stützte die Ellbogen auf den Tisch und sah die Engländerin unverwandt an. Und wie er machten es alle die andern Eseltreiber auch. Es steckte an wie eine Seuche. Es wurde der englischen Signorina ganz heiß von allen den brennenden Blicken.

Doch nicht allein die Armen verehrten sie. Der Advokat Ugo Favara kam herbei und flüsterte ihr zu, sie sei als Vorsehung für sein armes Land und für ihn gekommen. „Ach, wäre ich nur früher schon einer solchen Frau begegnet, wie Ihr eine seid!“ seufzte er.

Denkt Euch einen alten Vogel, der viele Jahre lang gefangen in einem Bauer eingesperrt war, der zerzaust ist und dessen Federn allen Glanz verloren haben. Und dann tritt jemand zu ihm und streicht ihn glatt und glättet seine Federn, so daß sie den alten Glanz wieder bekommen. Denkt Euch das, Signore!

Da war der Mandolinenspieler aus Neapel. Er nahm seine Mandoline und stimmte plötzlich ein Lied an. Ihr wißt, wie das ist, wenn er singt, er reißt seinen großen Mund auf und stößt häßliche Worte hervor. Meist gleicht er einer grinsenden Maske. Aber habt Ihr gesehen, daß ein Engel in seinen Augen wohnt? Ein Engel, der über seinen Fall zu weinen scheint und daneben ganz von überschwänglicher Torheit erfüllt ist. An diesem Abend aber war er nur ein Engel. Er hob den Kopf wie ein Inspirierter, sein schlaffer Körper wurde stramm und richtete sich in stolzem Lebensmut auf. Seine todes-

blassen Wangen röteten sich. Und er sang, sang so, daß die Töne von seinen Lippen flogen wie Leuchtkäfer, die lustersüllt durch die Luft tanzen.

Als es dunkel wurde, zogen alle nach dem griechischen Theater. Das war der Höhepunkt des Festes. Was bot die englische Signorina da nicht alles?

Sie hatte eine russische Sängerin und einen deutschen Varietékünstler kommen lassen. Sie hatte die englischen Boxer und einen amerikanischen Taschenspieler. Aber was war das alles gegen den silberweißen Mondschein und den Platz und die alten Erinnerungen? Es war, als fühlten sich die Armen als Griechen und Kulturträger, in dem Augenblick, wo sie sich wieder auf die alten Felsenbänke in ihrem eignen alten Theater setzen durften und durch die geborstenen Pfeiler auf das schönste Panorama hinausschauten.

Die Armen waren nicht sparsam, sie teilten die Freude, die sie empfingen, gleich wieder aus. Sie sparten nicht an Jubelrufen, sie waren unermüdlich im Beifallklatschen.

Alle, die die Bühne bestiegen, verließen sie unter einem wahren Beifallssturm.

Jemand ersuchte die englische Signorina auch aufzutreten. Alle diese Begeisterung gelte ja nur ihr. Sie solle Aug in Auge mit ihr stehen und sie selbst empfinden. Und man sagte ihr, wie das berausche, wie es erhebe, wie es begeistere.

Der Vorschlag gefiel ihr. Sie ging sogleich darauf ein. Sie hatte in ihrer Jugend gesungen, und die Engländer fürchten sich außerdem niemals vor dem Singen. Zu einer andern Zeit würde sie es nicht getan haben, aber jetzt war sie bei sehr guter Laune, und daher wollte sie diesen Leuten, die sie so sehr liebten, etwas vorsingen.

Sie kam als letzte Nummer. Denkt Euch nun, was es heißt, auf einer so alten Bühne zu stehen! Da war Antigone lebendig begraben, da war Iphigenia geopfert

worden! Aber die englische Signorina stieg hinauf, um alle erdenkliche Ehre in Empfang zu nehmen.

Diese brauste ihr auch entgegen, sobald sie sich zeigte. Sie hätten die Erde in Stücke trampeln mögen, um sie zu ehren.

Es war auch ein stolzer Augenblick. Da stand sie, den Ätna im Hintergrund und das Mittelmeer als Seitenkulisse. Vor ihr auf den grasbewachsenen Bänken die besiegte Armut; sie fühlte, daß ganz Diamante ihr zu Füßen lag.

Sie wählte Bellini, unsern Bellini! Auch sie wollte liebenswürdig sein, und deshalb wählte sie Bellini, der am Fuße des Ätna geboren ist. Bellini, den wir Ton für Ton auswendig kennen!

Natürlich, o Signore, natürlich konnte sie nicht singen! Sie war nur auf die Bühne gestiegen, um sich huldigen zu lassen. Sie war gekommen, damit die Liebe des Volks sich Luft verschaffen könnte. Aber nun sang sie falsch und mit schwacher Stimme, und die Leute kannten jeden Ton.

Der Mandolinenspieler aus Neapel war der erste, der mit dem ganzen Gesicht grinste und einen ebenso falschen Ton anschlug wie der, den die englische Signorina eben sang. Da lachte der mit dem Gesichtskrebs so, daß er sein Halstuch herunterlachte. Dann begann der Eseltreiber in die Hände zu klatschen.

Dann brachen alle los. Es war Wahnsinn, aber sie verstanden es nicht. Auf dem Boden der alten Griechen konnte man falschsingende Barbaren nicht ertragen. Donna Pepa und Donna Tura lachten, wie sie noch nie in ihrem Leben gelacht hatten. Nicht ein reiner Ton! Bei der Madonna und San Pasquale, nicht ein einziger reiner Ton!

Sie waren einmal in ihrem Leben satt geworden. Da war es ja ganz natürlich, daß eine Art Rausch und

Tollheit über sie gekommen war. Und warum sollten sie nicht lachen? Man hatte ihnen doch wohl nicht das Festmahl gegeben, damit sie sich jetzt die Ohren mit Feilen und Sägen zermartern lassen sollten? Sollten sie sich nicht durch Lachen wehren, sollten sie deshalb nicht spotten, zischen und krähen dürfen? Sollten sie sich nicht zurücklehnen und so lachen dürfen, daß sie fast daran erstickten? Sie waren doch nicht die Sklaven der englischen Signorina!

Ihr selbst kam es ganz überraschend, ja es kam zu überraschend, als daß sie es hätte begreifen können. Zischte man sie etwa aus? Ach, es bezog sich sicher auf etwas, das da drunten vor sich ging, was sie nicht sehen konnte. Sie sang ihre Arie zu Ende. Sie war überzeugt, daß dies Lachen sie nichts anging.

Als sie fertig war, brauste ihr eine Art Beifallssturm entgegen. Aber der war derart, daß sie endlich begriff. Die Fackeln und der Mondschein erhellten die Dunkelheit, so daß sie sah, wie die Menschen sich vor Lachen krümmten. Jetzt, wo sie nicht sang, hörte sie das Hohn- und Spottgelächter. Das galt ihr. Da floh sie herab von der Bühne. Es war, als ob der große Ätna sich vor Lachen schüttelte und das Meer vor Heiterkeit glitzerte.

Aber es kam noch schlimmer. Sie waren vergnügt gewesen, die Armen, so vergnügt wie noch nie, und sie wollten sie noch einmal hören. Sie riefen sie heraus, sie schrien: „Bravo! Da capo! Da capo!“ Ein solches Vergnügen wollten sie sich nicht entgehen lassen. Die Signorina war fast besinnungslos. Es war wie das Toben eines gewaltigen Sturms um sie her. Die Leute schrien, sie brüllten, um sie wieder auf die Bühne zu zwingen. Plötzlich war das Ganze in einen antiken Zirkus verwandelt. Sie sollte herauskommen, um von den Bestien verschlungen zu werden.

Es nahm und nahm kein Ende, das Toben wurde immer wilder. Die andern Auftretenden bekamen Angst und baten sie, nachzugeben. Und sie selbst bekam auch Angst. Ihr war, als würde sie ermordet, wenn sie nicht nachgab.

Sie schleppte sich auf die Bühne und stand nun Auge in Auge mit der Volksmenge.

Sie sang, weil alle sich ergötzen wollten. Das war das schlimmste. Sie sang, weil sie sich vor ihnen fürchtete und sich ihnen nicht zu widersetzen wagte. Sie war eine einzelne Fremde, und sie hatte niemand, der sie beschützen konnte, deshalb fürchtete sie sich. Und die Zuschauer lachten und lachten.

Während der ganzen Arie tobte ein tolles Durcheinander von Johlen, Schreien, Zischen und Lachen da vor ihr. Niemand hatte Mitleid mit ihr. Vielleicht fühlte sie da zum erstenmal in ihrem Leben das Bedürfnis, einen Menschen zu haben, der Mitleid mit ihr hätte.

— — — — — — — — — — — — — —

Nun wohl, am nächsten Tag wollte sie abreisen. Sie konnte Diamante nicht mehr ausstehen. Als sie aber ihren Entschluß dem Advokat Favara mitteilte, beschwor sie dieser, doch um seinetwillen dazubleiben, und er bot ihr seine Hand an.

Er hatte die Zeit richtig gewählt. Sie gab ihm ihr Jawort, und sie wurden getraut.

Aber von da an baute sie nicht weiter an ihren Palästen. Sie kämpfte nicht mehr gegen die Armut, sie machte sich nichts mehr daraus, Königin von Diamante zu sein. Und hättet Ihr es geglaubt? Sie zeigte sich nie mehr auf der Straße, sondern lebte ganz in ihrem Hause wie eine echte Sizilianerin.

Ihr Häuschen lag hinter einer hohen Mauer verborgen, und von ihr selbst erfuhr man nichts. Man wußte

nur, daß sie sich ganz verändert hatte. Man wußte nicht, ob sie glücklich oder unglücklich war, ob sie sich einschloß, weil sie die Menschen haßte, oder weil sie so sein wollte, wie eine sizilianische Hausfrau sein soll.

Aber geht es schließlich nicht immer so mit den Frauen? Wenn sie Paläste bauen, werden sie niemals fertig. Die Frauen können nichts ausrichten, was Bestand hat.

III

Der Verstoßene

Als Donna Micaela erfuhr, wie die Armen Miß Tottenham ausgelacht hatten, eilte sie ins Hotel, um dieser ihr Beileid auszudrücken. Sie wollte sie bitten, diese Armen nicht nach dem zu beurteilen, was sie getan hatten, als sie vom Wein und von der Freude ganz berauscht gewesen waren. Sie wollte sie bitten, ihre Hand nicht von Diamante abzuziehen. Sie selbst liebte Miß Tottenham nicht besonders, aber um der Armen willen . . . Sie wollte ihr alles mögliche Angenehme sagen, um sie zu versöhnen.

Als sie in die Nähe des Hotel Ätna kam, stand die ganze Straße voller Lastwagen. Es war also wohl nichts mehr zu machen, die große Wohltäterin wollte abreisen.

Vor dem Hotel herrschte viel Betrübnis und Reue. Die beiden blinden Weiber, Donna Pepa und Donna Tura, die bisher immer auf dem Hotelhof gesessen hatten, waren nun ausgeschlossen und knieten vor dem Tor. Und der junge Eseltreiber, der alle englischen Signorinen liebte, stand vor dem Hause, drückte das Gesicht an die Mauer und weinte.

Aber drinnen im Hotel ging der Wirt in den langen Korridoren auf und ab und haderte mit dem Schicksal,

das ihm ein solches Unglück geschickt hatte. Signor Dio, ich bin ein ruinierter Mann. Wenn du dies geschehen lässest, nehme ich meine Frau an der Hand und meine Kinder auf den Arm und stürze mich mit ihnen den Ätna hinab. Die Hotelwirtin war sehr bleich und sehr demütig. Sie wagte kaum ihre Augen vom Boden aufzuschlagen und wäre gerne auf den Knien gerutscht, wenn sie dadurch die Signorina zum Bleiben gebracht hätte.

„Wagt Ihr es, mit ihr zu sprechen, Signora?" fragte sie. „Gott helfe Euch, daß Ihr das rechte Wort findet. Ach, sagt ihr, daß der neapolitanische Bursche, der das Unglück verschuldet hat, schon aus der Stadt ausgewiesen sei. Sagt ihr, daß alle bereit seien, ihr Abbitte zu leisten. Sprecht mit ihr, Signora!"

Die Wirtin führte Donna Micaela ins Vorzimmer der Engländerin und trug ihre Karte hinein. Sie kam sogleich wieder heraus und bat Donna Micaela, sich nur ein paar Minuten zu gedulden. Signorina Tottenham bespreche eben mit Signor Favara Geschäftsangelegenheiten.

Dies war gerade der Augenblick, wo Advokat Favara um Miß Tottenhams Hand warb. Und während Donna Micaela wartete, hörte sie ihn ganz laut sagen:

„Ihr dürft nicht abreisen, Signorina. Was soll aus mir werden, wenn Ihr uns verlasset? Ich liebe Euch, ich kann Euch nicht abreisen lassen. Ich hätte nicht gewagt, es Euch zu gestehen, wenn Ihr nicht mit Eurer Abreise gedroht hättet. Aber jetzt ..."

Er senkte die Stimme wieder; Donna Micaela wollte nichts mehr hören, sondern entfernte sich. Sie begriff, daß sie hier überflüssig war. Wenn es Signor Favara nicht gelang, die große Wohltäterin zurückzuhalten, dann gelang es niemand.

Als sie wieder durch die Tür hinausging, schalt eben der Wirt mit dem alten Franziskaner Fra Felice, und

er war so erregt, daß er ihn nicht allein ausschalt, sondern auch aus dem Hause jagte.

„Fra Felice," rief er, „Ihr kommt, um mit der großen Wohltäterin zu streiten! Ihr werdet sie nur noch mehr aufreizen. Geht Eurer Wege, sage ich, geht, Ihr Menschenfresser, Ihr Wolf, macht, daß Ihr fortkommt!"

Fra Felice war ebenso zornig wie der Wirt und wollte sich an diesem vorbeidrängen. Aber da wurde er von ihm am Arm gepackt und ohne weiteres aus dem Hause hinausgeführt.

Fra Felice war ein Mann, der von seinem Schöpfer eine große Gabe empfangen hatte. Auf Sizilien, wo jedermann in der Lotterie spielt, gibt es Leute, die die Fähigkeit haben, vorauszusagen, welche Nummern in der nächsten Ziehung herauskommen werden. Wer diese Wahrsagergabe hat, wird „Polacco" genannt, und man trifft sie sehr häufig bei alten Bettelmönchen. Ein solcher Mönch war auch Fra Felice. Er war der größte Polacco in der Ätnagegend.

Da er allen eine gewinnende Tern oder Quatern sagen sollte, wurde ihm überall mit großer Achtung begegnet, und Fra Felice war daher nicht gewöhnt, am Arme gefaßt und auf die Straße hinausgeworfen zu werden.

Er war gegen achtzig Jahre alt und ganz vertrocknet und gebrechlich. Als er nun zwischen den Wagen dahin wankte, stolperte er, trat auf seine Kutte und wäre beinahe gefallen. Aber keiner der Knechte und Kutscher, die vor der Tür standen und durcheinander redeten und jammerten, hatte heute Zeit, an Fra Felice zu denken.

Der Alte schwankte hin und her in seiner großen Frieskutte. Er war so klein und mager geworden, daß seine Kutte mehr Halt durch sich selbst zu haben schien, als durch den darinsteckenden Mönch. Es war, als halte die alte Kutte diesen aufrecht.

Donna Micaela holte Fra Felice ein und zog seinen Arm durch den ihrigen. Sie konnte es nicht mitansehen, wie er sich an den Laternenpfählen hielt und über Häuserstaffeln fiel. Aber Fra Felice merkte gar nicht, daß sie sich seiner annahm. Er brummte und fluchte und glaubte nicht anders, als daß er eben so allein sei wie daheim in seiner Zelle.

Donna Micaela aber wunderte sich, warum Fra Felice nur so böse auf Miß Tottenham sei. War sie am Ende draußen im Kloster gewesen und hatte Fresken von den Wänden herabgenommen, oder was mochte sie sonst getan haben?

Denn Fra Felice wohnte seit sechzig Jahren in dem großen Franziskanerkloster, das draußen vor der Porta Ätna liegt, Wand an Wand mit der alten Kirche San Pasquale.

Fra Felice war dort schon dreißig Jahre lang Mönch gewesen, als das Kloster eingezogen und an einen Laien verkauft wurde. Die andern Mönche zogen fort, aber Fra Felice blieb da, weil er nicht begriff, daß San Franziskos Haus verkauft werden könnte.

Wenn nun ein Laie einzog, hielt es Fra Felice für um so notwendiger, daß wenigstens ein Mönch auf dem Platz blieb. Wer würde sonst das Glockenläuten besorgen, oder Heilmittel für die Bauernweiber herstellen, oder den Armen des Klosters Brot darreichen? So wählte sich Fra Felice eine Zelle in einem verborgenen Winkel und ging auch ferner im Kloster ein und aus, wie er es von jeher getan hatte.

Der Kaufmann, dem das Kloster gehörte, besuchte es niemals. Er machte sich nichts aus den alten Gebäuden, ihm lag nur an den Weinbergen, die dazu gehörten. So schaltete und waltete Fra Felice noch immer in dem alten Kloster. Er mauerte herabgestürzte Gesimse wieder fest und bewarf die Wände mit Kalk. Ebensoviele

Arme, als früher im Kloster Essen bekommen hatten, erhielten dies auch jetzt noch. Wenn Fra Felice durch die Ätnastädte wanderte, bekam er für seine Wahrsagerkunst so bedeutende Almosen, daß er ein reicher Mann hätte sein können; aber er gab alles dem Kloster.

Aber noch mehr als um das Kloster trauerte Fra Felice um die Kirche. Während der Kriegszeit war diese durch blutige Schlägereien und andre Schändlichkeiten entheiligt worden, so daß keine Messe mehr darin gelesen werden durfte. Aber auch das konnte Fra Felice nicht begreifen. Die Kirche, in der er sein Gelübde abgelegt hatte, war und blieb für ihn gleich heilig.

Das war sein größter Schmerz, daß die Kirche ganz in Verfall geriet. Er hatte mitansehen müssen, wie Engländer die Kanzel, das Lesepult und die Chorstühle kauften. Und er hatte es nicht hindern können, daß Herren vom Museum in Palermo dahergekommen waren und Kronleuchter und Bilder und Meßgewänder mitgenommen hatten. So sehr er es auch gewünscht hatte, er hatte nichts tun können, um seine Kirche zu retten. Aber er haßte diese Kirchenräuber, und als Donna Micaela ihn so erzürnt sah, glaubte sie, Miß Tottenham habe ihm wohl auch einige seiner Schätze entreißen wollen.

Aber dem war nicht so. Im Gegenteil, jetzt wo die Kirche ganz ausgeplündert war und niemand mehr etwas darin suchte, dachte Fra Felice daran, für eine neue Ausschmückung zu sorgen, und er hatte seine Augen auf die Sammlung der Heiligenbilder geworfen, die im Besitz der reichen englischen Dame war. Bei ihrem Fest, wo sie so gut und freundlich gegen alle gewesen war, hatte er es gewagt, sie um ihre schöne Madonna zu bitten, die ein Gewand aus Samt trug und Augen wie der Himmel hatte. Und Miß Tottenham hatte ihm versprochen, seine Bitte zu erfüllen.

An diesem Morgen nun hatte Fra Felice die Kirche

gefegt, den Staub abgewischt und Blumen auf den Altar gestellt, ehe er zu ihr gegangen war, um das Bild zu holen. Als er aber zum Hotel kam, hatte die Engländerin ihren Entschluß geändert und ihm die kostbare Madonna durchaus nicht überlassen wollen. Statt dessen hatte sie ihm ein kleines zerlumptes, schmutziges Christuskind gegeben, das sie ihm ihrer Meinung nach ohne Bedauern überlassen könnte.

Ach, in welcher frohen Erwartung war der alte Fra Felice zu ihr gekommen, und nun war er so enttäuscht worden! Er hatte sich aber nicht gleich zufrieden gegeben, sondern war einmal ums andre wieder zurückgekommen, um auch noch um das andre Bild zu bitten. Das war ein so kostbares Bild, daß er es nicht um alles, was er in einem ganzen Jahre zusammenzubetteln pflegte, hätte kaufen können.

Schließlich hatte die große Wohltäterin ihn hinausweisen lassen, und nach diesem Erlebnis war Donna Micaela mit ihm zusammengetroffen.

Während sie die Straße miteinander hinuntergingen, redete sie mit dem Alten und entlockte ihm bald seine ganze Geschichte. Er hatte das Christuskind bei sich; mitten auf der Straße hielt er an, zeigte es ihr und fragte sie, ob sie wohl schon etwas Erbärmlicheres gesehen habe.

Donna Micaela sah das Bild einen Augenblick bestürzt an. Dann lächelte sie und sagte: „Leiht mir das Bild auf ein paar Tage, Fra Felice."

„Nehmt und behaltet es," erwiderte der Greis. „Ich will es nie wieder sehen."

Donna Micaela nahm das Bild mit sich nach Hause und arbeitete zwei Tage daran. Als sie es dann Fra Felice sandte, war es strahlend schön mit dem blankgeputzten Schmuck und mit einem neuen, reinen Wickelband; es

14*

war frisch bemalt, und in der Krone glänzten durchsichtige bunte Steine.

Er war jetzt so schön, der Verstoßene, daß Fra Felice ihn auf den leeren Hochaltar seiner Kirche stellte.

* * *

Es war sehr früh am Morgen. Die Sonne war noch nicht aufgegangen und das weite Meer kaum sichtbar. Es war wirklich noch sehr früh. Die Katzen wanderten noch auf den Dächern umher, noch stieg kein Rauch aus den Schornsteinen, und unten im Tal wogte der Nebel um den steilen Monte Chiaro.

Da kam der alte Fra Felice im Sturmschritt in die Stadt herein gewandert. Er lief so schnell, daß er das Gefühl hatte, der Berg schwanke unter ihm. Er lief so schnell, daß die Grashalme am Wege nicht einmal seine Kutte mit Tau benetzen konnten, so schnell, daß die Skorpionen nicht Zeit hatten, den Schwanz aufzuheben, um ihn zu stechen.

Während der Alte so dahineilte, flatterte seine Kutte, und der nicht zusammengeknüpfte Strick flog um ihn her. Die weiten Ärmel bewegten sich wie Flügel, und die schwere Kapuze schlug ihm auf den Rücken, als wolle sie ihn zur Eile antreiben.

Der Zolleinnehmer am Stadttor, der noch schlief, erwachte, als Fra Felice vorbeirannte; er rieb sich die Augen, konnte ihn aber nicht mehr erkennen. Das Straßenpflaster war schlüpfrig von der Nachtfeuchtigkeit, die Bettler schliefen auf den hohen steinernen Häusertreppen und ließen die Beine nachlässig auf die Straße baumeln, übernächtige Dominospieler gingen vom Café nach Hause, aber Fra Felice eilte weiter, ungeachtet aller Hindernisse.

Und Häuser und Portale, der Markt und die überwölbten Gasseneingänge verschwanden hinter dem alten Fra Felice. Er eilte noch über den halben Korso, ehe er Halt machte.

Jetzt hielt der Alte vor einem langen Hause mit vielen mächtigen Balkonen. Er ergriff einen Türklopfer und klopfte, bis einer vom Gesinde erwachte. Dann beruhigte er sich nicht, bis der Knecht eine Magd rief und diese die Signora weckte.

„Donna Micaela, Fra Felice ist drunten. Er behauptet, er müsse Euch durchaus sprechen."

Als Donna Micaela zu Fra Felice hinunterkam, war er noch immer atemlos und keuchte, aber seine Augen glänzten, und kleine bleiche Rosen brannten auf seinen Wangen.

Es war das Bild, das Bild! Nachdem Fra Felice die Vieruhrmesse geläutet hatte, war er in die Kirche gegangen, um das Bild zu betrachten.

Da hatte er gesehen, daß sich gerade über dem Bild zwei große Steine aus der gewölbten Decke gelöst hatten. Sie waren auf den Altar gefallen und hatten die Altarplatte zertrümmert, aber das Bild war unversehrt geblieben. Und von dem Schutt und Staub, der herabgefallen war, hatte nichts das Bild getroffen; es war ganz und gar unbeschädigt geblieben.

Fra Felice ergriff Donna Micaelas Hand und sagte, sie müsse ihn sogleich ins Kloster begleiten, um das Wunder zu sehen. Sie dürfe es vor allen andern sehen, weil sie sich des Bildes angenommen habe.

Und Donna Micaela ging in der grauen Morgenkühle mit Fra Felice hinaus zum Kloster, während ihr Herz vor Ungeduld und Erwartung heftig klopfte.

Als sie das Kloster erreichte und sah, daß Fra Felice die Wahrheit gesprochen hatte, sagte sie ihm, daß sie das

Bild auf den ersten Blick wiedererkannt habe, und sie wisse, daß es ein wundertätiges Bild sei. „Es ist der größte und gütigste Wundertäter, den es gibt,“ sagte sie.

Fra Felice ging zu dem Bild hin und sah ihm in die Augen. Denn es ist ein großer Unterschied zwischen Bild und Bild. Und es gehört die Klugheit eines alten Mönches dazu, um unterscheiden zu können, welches Bild Macht hat und welches nicht. Jetzt sah Fra Felice, daß die Augen des Christusbildes tief und strahlend waren, als ob sie lebendig seien, und daß ein geheimnisvolles Lächeln um seine Lippen schwebte.

Da sank der alte Fra Felice vor ihm auf die Knie nieder und hob die gefalteten Hände zu ihm auf. Und sein altes verschrumpftes Gesicht ward von einer großen Freude verklärt.

Fra Felice war es plötzlich, als seien die Wände seiner Kirche mit Bildern und Purpurteppichen bedeckt, als strahlten Lichter auf dem Altar, als ertöne Gesang vom Chor her und als knieten ringsumher anbetende Menschen.

Alle nur erdenkliche Herrlichkeit würde seiner armen alten Kirche zuteil werden, jetzt, wo sie eines der großen wundertätigen Bilder besaß.

IV

Das alte Martyrium

Vom Sommerpalast in Diamante gingen in dieser Zeit viele Briefe an Gaetano Alagona ab, der im Gefängnis zu Como saß. Aber der Briefträger hatte nie einen Brief von Gaetano, der nach dem Sommerpalast adressiert gewesen wäre. Denn Gaetano war in sein lebenslängliches Gefängnis gegangen, als sei es ein Grab.

Und das einzige, was er begehrte und wünschte, war, daß es ihm die Vergessenheit und Ruhe des Grabes schenken möge. Er fühlte sich als Toter und sagte zu sich selbst, er wolle die Klagen und den Jammer der Überlebenden nicht hören. Er wollte sich auch weder falschen Hoffnungen hingeben, noch durch zärtliche Worte verlocken lassen, sich nach Freunden und Verwandten zu sehnen. Ebensowenig wollte er hören, was in der Welt draußen vorging, da er nicht die Macht hatte, einzugreifen.

Er verschaffte sich Arbeitsmaterial und schnitzte nun im Gefängnis ebenso schöne Kunstwerke wie vorher. Aber er nahm weder einen Brief noch einen Besuch an. Er glaubte, er werde auf diese Weise am ehesten das Gefühl der Bitterkeit über sein Unglück los werden. Er glaubte, er werde sich soweit bringen, sein Leben lang zwischen vier engen Wänden auszuhalten.

Daher kam es, daß Donna Micaela nie eine Antwort auf ihre Briefe erhielt.

Schließlich schrieb sie an den Gefängnisdirektor und fragte bei ihm an, ob Gaetano noch lebe. Und dieser antwortete ihr, daß der Gefangene, nach dem sie gefragt habe, niemals einen Brief lese. Er habe gebeten, mit allen Nachrichten von der Außenwelt verschont zu werden.

Da schrieb sie nicht mehr. Statt dessen arbeitete sie weiter für ihre Eisenbahn. In Diamante wagte sie zwar kaum mehr davon zu reden, trotzdem aber dachte sie an nichts andres. Sie selbst nähte und stickte, und sie ließ auch ihre Dienerschaft kleine billige Sachen anfertigen, die auf dem Bazar verkauft werden sollten. Im Laden suchte sie allerlei alten Kram für die Tombola aus. Sie ließ den Türhüter Pietro bunte Laternen verfertigen, sie überredete ihren Vater, Schilder und Plakate

zu malen, und sie veranlaßte ihre Kammerjungfer Lucia, die von Capri war, Korallenhalsbänder und Schneckenkästchen herzustellen.

Sie war allerdings gar nicht sicher, ob überhaupt ein Mensch zu ihrem Fest kommen werde. Alle waren gegen sie; niemand wollte ihr helfen. Es gefiel den Leuten nicht einmal, daß sie sich auf der Straße sehen ließ, daß sie von Geschäften redete. Das war unpassend für eine feine Dame.

Nur der alte Fra Felice versuchte ihr beizustehen, denn er war ihr sehr zugetan, weil sie ihm mit dem Bilde geholfen hatte.

Eines Tages, als Donna Micaela ihm klagte, daß sie niemand von der Notwendigkeit einer Eisenbahn überzeugen könne, nahm er sein Käppchen ab und deutete auf seinen kahlen Schädel.

„Seht mich an, Donna Micaela," sagte er, „so kahl wird diese Eisenbahn Euer Haupt machen, wenn Ihr fortfahrt, wie Ihr angefangen habt."

„Wie meint Ihr das, Fra Felice?"

„Donna Micaela," sagte der Greis, „wäre es nicht eine Torheit, wenn sich jemand auf ein gefährliches Abenteuer einlassen würde, ohne einen Freund oder Helfer zu haben?"

„Ich habe wohl versucht, Freunde zu finden, Fra Felice."

„Ja, Menschen," sagte der Alte, „aber was können Menschen helfen? Wenn jemand auf den Fischfang hinausfährt, weiß er, daß er San Pietro anrufen muß, wenn jemand ein Pferd kaufen will, muß er zu San Antonio Abbate beten. Aber an wen ich mich für Eure Eisenbahn wenden soll, das weiß ich nicht."

Damit wollte Fra Felice ihr sagen, daß sie einen Fehler gemacht habe, als sie sich keinen Schutzpatron für ihre Eisenbahn gewählt habe. Er wollte, sie solle das

gekrönte Kind, das in seiner Kirche stand, zum ersten Freund und Schutzpatron der Eisenbahn wählen. Er sagte, wenn sie das tue, werde ihr sicherlich geholfen werden.

Donna Micaela war so gerührt über Fra Felices guten Willen, ihr zu helfen, daß sie sogleich versprach, das Kind in San Pasquale für ihre Eisenbahn um Hilfe zu bitten.

Fra Felice aber ging hin und kaufte eine große Sammelbüchse, auf die er mit schönen deutlichen Buchstaben malen ließ: Gaben für die Ätnaeisenbahn. Und er hängte die Büchse in seiner Kirche neben dem Christusbild auf.

Gleich am nächsten Tag kam Signor Antonios Frau, Donna Emilia, zu dem alten verlassenen Kirchlein, um San Pasquale, der der klügste von allen Heiligen ist, um Rat zu fragen. Seit dem Herbst war nämlich Don Antonios Theater schlecht gegangen, was ja auch zu einer Zeit, wo es bei allen Leuten mit dem Geld spärlich bestellt ist, nicht anders zu erwarten war.

Don Antonio hatte es dann versucht, den Betrieb des Theaters etwas billiger einzurichten. Er hatte ein paar Lampen weniger angezündet und es unterlassen, große und prächtig gemalte Maueranschläge aufkleben zu lassen.

Aber das war eine große Torheit gewesen. Der Augenblick, wo die Leute die Lust am Theater verlieren, ist nicht die richtige Zeit, um die seidenen Schleppen der Prinzessinnen zu kürzen und an der Vergoldung der Königskronen zu sparen.

Vielleicht ist das bei einem andern Theater nicht so gefährlich, aber bei einem Marionettentheater ist es mehr als gewagt, Veränderungen einzuführen. Und das kommt daher, daß der Zuschauerkreis eines Marionettentheaters hauptsächlich aus halberwachsener Jugend besteht. Er-

wachsene Leute können begreifen, daß man manchmal sparen muß, aber Kinder wollen immer alles gleich haben.

Immer weniger Zuschauer stellten sich bei Don Antonio ein, und er sparte immer mehr. So fiel ihm ein, er könne die beiden Geigenspieler, Vater Elia und Bruder Tomaso, entbehren, die sonst in den Zwischenakten und bei den Kriegsszenen gespielt hatten.

Diese Blinden, die sich dadurch, daß sie in den Trauerhäusern sangen, sehr viel Geld verdienten, und die den ganzen Sommer hindurch während der Festtage sichere Einnahmen hatten, verlangten nämlich eine sehr hohe Bezahlung. Deshalb verabschiedete sie Don Antonio und schaffte einen Leierkasten an.

Aber dies wurde ihm verhängnisvoll. Alle Lehrlinge und Laufburschen von ganz Diamante hörten auf, ins Theater zu gehen. Sie wollten keinen Leierkasten hören. Sie verabredeten untereinander, so lange vom Theater wegzubleiben, bis Antonio die blinden Spielleute wieder angenommen habe. Und sie hielten ihr Wort. Don Antonios Puppen mußten vor leeren Bänken auftreten.

Diese jungen Burschen, die sonst lieber auf ihr Abendbrot als aufs Theater verzichteten, hielten sich nun Abend für Abend vom Theater fern. Sie waren überzeugt, daß sie Don Antonio schließlich zwingen würden, alles wieder wie früher einzurichten.

Aber Don Antonio stammt aus einer Künstlerfamilie. Sein Vater und sein Bruder haben Marionettentheater, sein Schwager, alle seine Verwandten sind Männer vom Fach. Und Don Antonio versteht seine Kunst. Er kann seine Stimme ins Unendliche verändern, er kann ein ganzes Heer Puppen gleichzeitig in Bewegung setzen, und er kann den Text zu einem ganzen Schauspielzyklus auswendig, der auf der Chronik von Carolus Magnus aufgebaut ist.

Und nun fühlte sich Don Antonio in seinem Künstlerstolz gekränkt. Er wollte sich nicht zwingen lassen, die Blinden wieder anzustellen. Er verlangte, daß man seinetwegen und nicht der Blinden wegen in sein Theater komme.

Er änderte seinen Spielplan und gab große Stücke mit glänzender Ausstattung; aber es war vergeblich.

Es gibt ein Schauspiel, das heißt „Der Tod des Paladins", das von dem Kampf Rolands bei Ronceval handelt. Dieses Stück erfordert eine so verwickelte Maschinerie, daß ein Puppentheater zwei Tage vorher geschlossen bleiben muß, wenn es aufgeführt werden soll. Das Publikum hat das Stück so gern, daß man es gewöhnlich zu erhöhten Preisen und bei vollem Hause einen ganzen Monat lang spielen kann. Don Antonio ließ nun dieses Schauspiel vorbereiten; aber er hätte sich die Mühe sparen können, denn es kamen keine Zuschauer.

Danach war Antonios Widerstand gebrochen. Er versuchte Vater Elia und Bruder Tommaso wieder anzuwerben; aber diese beiden wußten nun, was sie für ihn wert waren und stellten so große Forderungen, daß Don Antonio sich ruiniert hätte, wenn er darauf eingegangen wäre. Man konnte zu keiner Verständigung kommen.

Und nun lebte das Künstlerpaar in der kleinen Wohnung hinter dem Marionettentheater wie in einer belagerten Festung. Es blieb ihnen nichts andres übrig, als zu hungern.

Donna Emilia und Don Antonio waren alle beide junge frohe Menschen, aber jetzt lachten sie niemals mehr. Es war nicht so sehr die Not, die sie so herunter stimmte, aber Don Antonio war ein stolzer Mann, und er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß seine Kunst die Zuschauer nicht mehr anzulocken vermochte.

Da ging, wie schon gesagt, Donna Emilia in die Kirche San Pasquale, um den Heiligen um einen guten

Rat zu bitten. Es war ihre Absicht gewesen, vor dem großen Steinbild an der Kirche neun Vaterunser zu sprechen und dann wieder nach Hause zu gehen; aber ehe sie zu beten begann, bemerkte sie, daß die Kirchentür offen stand.

„Warum steht denn San Pasquales Kirchentür offen?" sagte Donna Emilia. „Das habe ich doch noch nie erlebt."

Und sie trat in die Kirche.

Das einzige, was sie darin sah, war Fra Felices geliebtes Christusbild und die große Sammelbüchse. Und das Bild glänzte so schön in seiner Krone und mit seinen Ringen, daß Donna Emilia zu ihm hingelockt wurde. Als sie ihm dann aber in die Augen sah, erschien es ihr so hold und trostreich, daß sie vor ihm niederkniete und betete. Und sie gelobte ihm, wenn es ihr und Don Antonio aus ihrer Not helfe, wolle sie die Einnahme eines ganzen Abends in die Opferbüchse, die neben dem Bild hing, legen.

Als sie ihr Gebet vollendet hatte, verbarg sich Donna Emilia hinter der Kirchentür und versuchte zu erlauschen, was die Vorübergehenden sagten. Denn wenn das Bild da drinnen ihr helfen wollte, würde es sie nun ein Wort hören lassen, das ihr mitteilte, was sie tun müsse.

Sie hatte noch keine zwei Minuten dagestanden, als die alte Assunta von der Treppe der Domkirche mit Donna Pepa und Donna Tura vorüberkam. Und sie hörte Assunta in feierlichem Ton sagen: „Es war in jenem Jahre, als ich zum erstenmal das alte Martyrium hörte." Donna Emilia hörte es ganz deutlich, Assunta sagte wirklich „das alte Martyrium".

Donna Emilia war es, als komme sie heute nie mehr nach Hause. Ihre Beine schienen sie nicht schnell genug tragen zu können. Der Weg schien sich verlängert zu haben. Als sie endlich die Theaterecke mit der roten

Laterne unter dem Dach und den großen bilderreichen Maueranschlägen sah, war es ihr, als habe sie viele Meilen zurückgelegt.

Als sie zu Don Antonio hineinkam, saß er unbeweglich da, den Kopf in die Hände gestützt und den Blick starr auf die Tischplatte gerichtet. Das Herz tat einem weh, wenn man Don Antonio nur ansah. In diesen letzten Wochen hatte sich sein Haar bedenklich gelichtet. Auf dem Scheitel war es so dünn geworden, daß die Haut durchschimmerte. Aber war das zu verwundern, wenn er so schwere Sorgen hatte? Während Donna Emilia fortgewesen war, hatte er alle seine Puppen herausgenommen und durchgesehen. Das tat er jetzt alle Tage. Dann betrachtete er die Puppe, die die Armida spielte. War sie etwa nicht mehr schön und verführerisch? fragte er dann wohl. Und er versuchte Rolands Schwert oder die Krone Karls des Großen auszubessern. Donna Emilia sah, daß er jetzt wieder die Kaiserkrone neu vergoldet hatte, wohl schon zum fünften Male. Aber dann hatte er mitten in der Arbeit aufgehört und war in Grübeleien versunken.

Er hatte selbst eingesehen, die Vergoldung war es nicht, die mangelte, es fehlte ihm an einer Idee.

Als Donna Emilia ins Zimmer trat, streckte sie ihrem Mann beide Hände entgegen.

„Sieh mich an, Don Antonio Greco," sagte sie, „ich trage in meinen Händen goldene Schalen voller Königsfeigen."

Und sie erzählte, wie sie gebetet hätte, was sie gelobt hätte und was für ein Rat ihr gegeben worden wäre.

Als sie Antonio alles das sagte, sprang er auf. Die Arme fielen ihm steif an der Seite herab, und das Haar sträubte sich auf seinem Kopfe. Ein unbeschreiblicher Schrecken bemächtigte sich seiner. „Das alte Martyrium!" schrie er. „Das alte Martyrium!"

Denn das alte Martyrium ist ein Mysterienspiel, das seiner Zeit auf ganz Sizilien gespielt wurde. Es verdrängte damals alle andern Oratorien und Mysterienspiele und wurde ein paar Jahrhunderte lang jedes Jahr in jeder Stadt gespielt. Aber jetzt wird es nicht mehr gespielt. Jetzt lebt es nur noch als Sage in der Erinnerung des Volks.

In früheren Zeiten wurde es wohl auch auf den Marionettentheatern aufgeführt. Aber dann war es für alt und unmodern erklärt worden, und nun hatte man es vielleicht schon seit dreißig Jahren nicht mehr gespielt.

Don Antonio begann zu schelten und zu schreien, Donna Emilia wolle ihn nur mit Torheiten plagen. Er wehrte sich gegen sie wie gegen einen Dämon, der sich seiner bemächtigen wollte. Es sei entsetzlich, es sei herzzerreißend, sagte er. Wie sie nur ein solches Wort habe auffangen können.

Aber Donna Emilia stand ganz ruhig da und ließ ihn toben. Sie sagte nur, was sie gehört habe, sei sicherlich Gottes Wille.

Don Antonio begann auch bald unsicher zu werden. Der große Gedanke gewann allmählich Gewalt über ihn. Kein andres Stück war in Sizilien so beliebt gewesen und so oft gespielt worden. Wohnte denn nicht auch jetzt noch dasselbe Volk auf der edlen Insel? Liebten sie nicht noch immer dieselbe Erde, denselben Berg, denselben Himmel, die ihre Väter geliebt hatten? Warum sollten sie nicht auch das alte Martyrium noch lieben können?

Er wehrte sich dagegen, so lange er konnte. Er hielt Donna Emilia vor, daß es zu teuer sei. Woher solle er Apostel mit langem Haar und Bart nehmen? Er habe keinen Tisch für das Abendmahl, und er habe die Maschinerie nicht, die zum Einzug in Jerusalem und zum Zug nach Golgatha, wo Jesus sein Kreuz trägt, nötig sei.

Aber Donna Emilia sah, daß er nachgeben würde, und ehe der Abend anbrach, ging er auch wirklich zu Fra Felice und erneuerte das Gelübde seiner Frau, die Einnahme eines ganzen Abends in die Sammelbüchse des Christusbildes zu legen, wenn es sich zeige, daß es ein guter Rat gewesen war.

Fra Felice erzählte Donna Micaela von dem Gelübde, und sie wurde sehr froh, aber zugleich auch ängstlich, wie die Sache wohl ablaufen werde.

In der Stadt verbreitete sich die Nachricht, daß Antonio das alte Martyrium aufzuführen im Sinne habe, und da lachte man über ihn. Don Antonio mußte den Verstand verloren haben. Ja, man hätte wohl gern wieder einmal das alte Martyrium gesehen, wenn man es so zu sehen bekäme, wie es früher gespielt worden war. Man hätte es wohl gerne so gesehen, wie es damals in Aci gespielt wurde, wo die Edelleute der Stadt die Könige und Kriegsknechte, und die Handwerker die Rollen der Juden und der Apostel darstellten, und wo so viele Szenen aus dem alten Testament eingeschaltet waren, daß das Schauspiel einen ganzen Tag dauerte.

Man hätte auch gerne die herrlichen Tage in Castelbuoco wieder erlebt, wo die ganze Stadt sich in ein Jerusalem verwandelte. Dort wurde das Mysterienspiel so aufgeführt, daß Jesus in die Stadt geritten kam und am Stadttor mit Palmen empfangen wurde. Dort war die Kirche der Tempel in Jerusalem, und das Rathaus der Palast des Pilatus. Petrus wärmte sich an einem Feuer im Hofe des Pfarrhauses, die Kreuzigung geschah auf einem Berge über der Stadt, und Maria suchte die Leiche ihres Sohnes in einer Grotte im Garten des Sindaco.

Wenn man solche Erinnerungen hatte, wie hätte man sich da mit einer Darstellung des alten Mysteriums auf Don Antonios Theater begnügen können?

Trotz alledem arbeitete Don Antonio mit dem größten Eifer an der Herstellung der Figuren und an der Instandsetzung der großen Maschinerie.

Und siehe da, nach einigen Tagen kam Meister Battista, der die Schilder malte, und schenkte ihm ein Plakat. Er habe sich so sehr gefreut, daß Don Antonio „Das alte Martyrium" spielen wolle, sagte er. Er habe es in seiner Jugend gesehen und sich daran erbaut.

Nun stand mit großen Buchstaben an der Theaterecke zu lesen: „Das alte Martyrium oder Der auferstandene Adam, Tragödie in drei Akten von Cavaliere Filippo Orioles."

Don Antonio fragte sich Tag und Nacht, wie wohl die Volksstimmung sein würde. Aber die Eseltreiber und Lehrlinge, die an seinem Theater vorbeikamen, lasen die Aufschrift mit lautem Hohnlachen. Es sah sehr düster aus für Antonio; er arbeitete aber doch getrost weiter.

Als der Abend herankam und das Martyrium seinen Anfang nehmen sollte, war niemand unruhiger als Donna Micaela. „Wird mir das kleine Bild helfen?" fragte sie sich wieder und wieder.

Sie schickte ihre Jungfer Lucia aus, um aufzupassen. Ständen Gruppen vor dem Theater? Sähe es aus, als ob Leute kommen würden? Lucia solle ruhig hineingehen zu Donna Emilia, die an der Kasse saß und sie fragen, wie die Aussichten seien.

Als aber Lucia zurückkam, brachte sie keine hoffnungsvollen Nachrichten. Kein Mensch stand vor dem Theater. Die Jungen hatten Don Antonios Untergang beschlossen.

Gegen acht Uhr konnte es Donna Micaela vor lauter Spannung nicht mehr daheim aushalten. Sie überredete ihren Vater, mit ihr ins Theater zu gehen. Sie wußte zwar, daß noch nie eine Signora ihren Fuß in Don Antonios Theater gesetzt hatte, aber sie mußte sehen, wie die Sache

ablief. Es wäre ein schwindelnd großer Fortschritt für ihre Eisenbahn, wenn es Don Antonio glückte.

Als Donna Micaela vor dem Theater ankam, fehlten nur noch ein paar Minuten bis acht Uhr, und Donna Emilia hatte noch nicht ein einziges Billet verkauft.

Aber sie war nicht niedergeschlagen. „Geht nur hinein, Donna Micaela!" sagte sie. „Wir spielen jedenfalls. Es ist so schön. Don Antonio wird für Euch und Euren Vater und für mich spielen. Es ist das Schönste, was er je aufgeführt hat."

Donna Micaela kam in ein kleines Theater hinein. Es war schwarz ausgeschlagen, wie das bei großen Theatern früher immer war, wenn das alte Martyrium aufgeführt wurde. Schwarze Vorhänge mit silbernen Franzen umgaben die Bühne. Auch die kleinen Bänke waren schwarz überzogen.

Gleich nachdem Donna Micaela eingetreten war, erschienen Don Antonios buschige Augenbrauen an einer kleinen Öffnung in den Kulissen.

„Donna Micaela!" rief er, gerade wie vorhin Donna Emilia. „Wir werden doch spielen. Es ist so schön. Wir brauchen keine Zuschauer."

In demselben Augenblick öffnete Donna Emilia die Tür und sperrte sie, sich verneigend, weit auf. Don Matteo, der Pfarrer, trat ein.

„Was denkt Ihr von mir, Donna Micaela?" sagte er lachend. „Aber bedenkt, es ist das alte Martyrium. Ich habe es in meiner Jugend auf der großen Oper zu Palermo gesehen, und ich glaube fast, dies alte Stück hat mich zum Priester gemacht."

Als die Tür wieder aufging, erschienen Vater Elia und Bruder Tomaso, die sich mit der Geige unter dem Arm so ruhig auf ihre gewohnten Plätze setzten, als hätten sie nie einen Streit mit Don Antonio gehabt.

Wieder ging die Tür auf. Ein altes Mütterchen aus dem Berggäßchen am Hause des kleinen Mauren kam herein. Sie war schwarz gekleidet und machte das Zeichen des Kreuzes, als sie eintrat.

Nach ihr kamen vier bis fünf alte Frauen, und Donna Micaela sah sie ganz ärgerlich an, während sie allmählich das Theater füllten. Sie wußte, daß Don Antonio nicht zufrieden sein würde, bis er sein eignes Publikum wieder gewonnen hatte, bis er seinen eigensinnigen geliebten Jungen wieder vorspielen konnte.

Plötzlich hörte sie einen Lärm wie von einem Sturm oder Donnerwetter. Die Türen gingen weit auf, und alle auf einmal kamen herein! Es waren die Jungen. Sie setzten sich auf ihre gewohnten Plätze mit einer Sicherheit, als seien sie in ihrer Heimat eingezogen. Sie sahen einander ein wenig beschämt an. Aber es war ihnen unmöglich gewesen, mitanzusehen, wie ein altes Weib nach dem andern ins Theater hineinhumpelte, um das zu sehen, was doch für sie gespielt wurde. Es war ihnen ganz unmöglich gewesen, die ganze Straße voll alter Spinnweiber zu sehen, die in gemächlichem Zuge auf das Theater zusteuerten. Und da waren sie hineingestürmt.

Aber kaum hatte die Jugend ihre Plätze eingenommen, da merkte sie auch, daß sie einen Zuchtmeister bekommen hatte. Ach, das alte Martyrium, das alte Martyrium!

Es wurde nicht so aufgeführt wie in Aci und Castelbuoco. Es wurde nicht wie in der Oper zu Palermo gespielt. Es wurde nur von ärmlichen Marionetten mit unbeweglichen Gesichtern und steifen Körpern dargestellt, aber das alte Schauspiel hatte seine Kraft noch nicht verloren.

Donna Micaela erkannte das schon im zweiten Akt beim Abendmahl. Die Jungen begannen den Judas zu hassen. Sie riefen ihm Drohungen und Schimpfworte zu.

Als die Leidensgeschichte ihren Fortgang nahm, legten sie die Hüte weg und falteten die Hände. Sie saßen ganz still da, die schönen braunen Augen auf die Bühne gerichtet. Hie und da perlten ein paar Tränen hervor. Ab und zu ballte sich eine Faust im Zorn.

Don Antonio sprach mit tränenerstickter Stimme. Donna Emilia kniete an der Ausgangstür. Don Matteo betrachtete mit mildem Lächeln die kleinen Puppen, und vor ihm stieg jenes herrliche Schauspiel in Palermo auf, das ihn zum Priester gemacht hatte.

Als aber Jesus gefesselt und gepeinigt wurde, schämten sich die Jungen über sich selbst. Auch sie hatten gehaßt und verfolgt. Sie waren wie diese Pharisäer, wie diese Römer. Es war eine Schande, nur daran zu denken. Wenn Don Antonio ihnen das nur auch verzieh!

V

Das Mädchen mit dem eisernen Ring

Donna Micaela mußte oft an eine arme kleine Näherin denken, die sie in ihrer Jugend in Catania gesehen hatte. Sie wohnte in einem Hause neben dem Palazzo Palmeri und saß da mit ihrer Arbeit immer im Torweg, sodaß Donna Micaela sie unzählige Male gesehen hatte. Sie sang immer bei ihrer Arbeit und hatte sicher nur eine einzige Kanzone gekonnt, denn sie sang immer nur ein und dasselbe Lied.

„Ich schnitt eine Locke von meinem schwarzen Haar," hatte sie gesungen. „Ich habe gelöst meine schwarzen glänzenden Flechten und eine Locke abgeschnitten. Ich tat es, um meinen Freund zu erfreuen, der so betrübt ist. Ach, mein Geliebter sitzt im Gefängnis, mein Ge-

15*

liebter wird nie wieder mein Haar durch seine Finger gleiten lassen! Ich habe ihm gesandt eine Locke von meinem schwarzen Haar, um ihn an die weichen Ketten zu erinnern, die ihn nie wieder umschließen werden."

Donna Micaela entsann sich dieses Liedes sehr wohl. Es hatte gleichsam durch ihre ganze Kindheit hindurch geklungen, gleich als wolle es ihr das Leid verkündigen, das ihrer harrte.

* * *

Donna Micaela saß in jener Zeit oft auf den steinernen Stufen der Kirche San Pasquale. Von dort aus sah sie, wie sich wunderbare Ereignisse auf dem sagenreichen Ätna zutrugen.

Ueber das schwarze Lavafeld kam ein Eisenbahnzug auf neugelegten glänzenden Schienen dahergefahren. Es war ein Festzug. Der ganze Weg war mit Flaggen geschmückt, Kränze hingen an den Wagen, auf den Sitzplätzen lagen purpurrote Kissen. An den Haltestellen standen viele Leute und riefen jubelnd: „Es lebe der König! Es lebe die Königin! Es lebe die neue Eisenbahn!"

Sie hörte es ganz deutlich, sie selbst war mit im Zuge. Ach, wie geehrt, wie geehrt sie war! Sie wurde vor den König und die Königin geführt, und sie dankten ihr für die neue Eisenbahn. „Erbittet Euch eine Gnade, Fürstin!" sagte der König, indem er ihr den Titel gab, den die Frauen aus dem Hause der Alagonas ehemals geführt hatten.

„Herr König," sagte sie, wie man in den Märchen sagte, „schenkt dem letzten Alagona die Freiheit!"

Und es wurde ihr gewährt. Der König konnte ihr diese Bitte nicht abschlagen, sie hatte ja die gute Eisenbahn gebaut, die dem ganzen Ätna Reichtum bringen sollte.

* * *

Wenn Donna Micaela den Arm aufhob und der Ärmel ihres Kleides zurückfiel, sah man, daß sie einen alten verrosteten eisernen Ring als Armband trug. Sie hatte ihn auf der Straße gefunden, ihn über die Hand gezwängt und trug ihn nun immer. Sobald sie ihn sah oder berührte, erbleichte sie, und ihre Augen gewahrten nichts mehr von der Welt um sie her.

Dagegen sah sie ein Gefängnis, ähnlich dem der beiden Foscari im Dogenpalast zu Venedig. Es war ein enges, dunkles Kellerloch, das Licht drang nur spärlich durch eine kleine vergitterte Mauerluke, und von der Mauer her zogen sich Ketten, die sich wie Schlangen um die Beine und die Arme und den Hals des Gefangenen wanden.

Ach, wenn doch der Heilige ein Wunder täte! Wenn doch die Menschen arbeiten wollten! Wenn sie doch selbst bald so berühmt würde, daß sie für ihren Gefangenen die Freiheit erbitten könnte! Ach, er wird sterben, wenn sie die Sache nicht beschleunigt. Der eiserne Ring soll nur ihren Arm wund reiben, damit sie ihn keinen Augenblick vergißt.

VI

Fra Felices Testament

Als Donna Emilia die Kasse öffnete, um die Eintrittskarten zu der zweiten Vorstellung des alten Martyriums zu verkaufen, stand die Menge schon in langen Reihen wartend da, um Plätze zu bekommen; und am Abend war das Theater so überfüllt, daß manche im Gedränge ohnmächtig wurden. Am dritten Abend aber kamen Leute sogar von Aderno und Paterno, um die geliebte Tragödie zu sehen. Don Antonio sah voraus, daß er sie bei er=

höhten Preisen und zwei Vorstellungen am Abend einen ganzen Monat lang würde spielen können.

Wie glücklich waren sie doch, er und Donna Emilia, und mit welcher Freude und Dankbarkeit legten sie ihre fünfundzwanzig Lire in die Sammelbüchse des kleinen Christusbildes.

In Diamante weckte dieses Ereignis großes Erstaunen, und viele Leute gingen zu Donna Elisa, um sie zu fragen, ob sie glaube, es sei der Wunsch des Heiligen, daß man Donna Micaela beistehe.

„Habt Ihr gehört, Donna Elisa," sagte man, „daß das Christuskind in San Pasquale Don Antonio Greco geholfen haben soll, weil er ihm die Einnahme eines ganzen Abends für Donna Micaelas Eisenbahn versprochen hatte?"

Aber wenn man Donna Elisa danach fragte, preßte sie die Lippen zusammen und sah aus, als denke sie an nichts andres als an ihre Stickerei.

Eines Tages kam Fra Felice selbst zu ihr und erzählte ihr von den beiden Wundern, die das Bild schon vollbracht hatte.

„Signorina Tottenham muß doch recht dumm gewesen sein, daß sie das Bild weggab, wenn es ein solcher Wundertäter ist," sagte Donna Elisa.

Und wie Donna Elisa dachten die andern Leute auch. Signorina Tottenham habe ja das Bild so viele Jahre gehabt und nichts bemerkt. Es konnte also keine Wunder tun. Dies war wohl nur ein Zufall.

Es war ein Unglück, daß Donna Elisa nicht daran glauben wollte. Sie war die einzige aus dem Hause der alten Alagonas, die sich noch in Diamante befand, und die Bewohner richteten sich mehr nach ihr, als ihnen selbst bewußt war. Wenn Donna Elisa an das Christuskind geglaubt hätte, würde die ganze Stadt Donna Micaela geholfen haben.

Aber der Fehler war gerade der, daß Donna Elisa nicht glauben konnte, daß Gott und die Heiligen ihrer Schwägerin beistehen würden.

Seit dem Fest des heiligen Sebastian hatte sie Donna Micaela scharf beobachtet. Sobald jemand von Gaetano sprach, erbleichte diese und sah ganz verstört aus. Ihr Gesicht nahm dann den Ausdruck eines Sünders an, der von Gewissensqualen gefoltert wird.

Donna Elisa hing eines Morgens eben wieder diesen Gedanken nach und war so darein vertieft, daß sie die Nadel ruhen ließ. „Donna Micaela ist keine Ätnabewohnerin," sagte sie zu sich selbst. „Sie hält es mit der Regierung und ist froh, daß Gaetano im Gefängnis sitzt."

In diesem Augenblick wurde draußen auf der Straße eine große Bahre vorbeigetragen. Auf der Bahre lag eine Menge kirchlichen Zierats: Kronleuchter, Altarschreine und Reliquien. Donna Elisa schaute nur einen Augenblick hinaus und versank dann wieder in ihre Gedanken.

„Beim Fest San Sebastiani wollte sie das Haus der Alagonas nicht schmücken lassen," dachte sie weiter. „Sie wollte wohl nicht, daß der Heilige Gaetano helfe."

Nun zogen zwei Männer einen rasselnden Karren vorüber, worauf ein ganzer Berg roter Wandverkleidungen, reicher gestickter Antipendien und Altarbilder mit breiten vergoldeten Rahmen lag.

Donna Elisa fuhr sich mit der Hand über die Stirne, als wolle sie alle Zweifel verscheuchen. Es konnte kein wirkliches Wunder geschehen sein. Die Heiligen mußten doch wissen, daß Diamante nicht reich genug war, um eine Eisenbahn zu bauen.

Jetzt kamen Leute mit einem gelben Arbeitskarren daher, der ganz vollbepackt war mit Notenständern, Meßbüchern, Gebetsschemeln und Beichtstühlen.

Donna Elisa fuhr auf. Sie sah zwischen ihren Rosenkränzen, die in Girlanden über die Fensterscheiben hingen, hinaus. Dies war schon die dritte Ladung Kirchensachen, die man vorüberfuhr. Wurde denn in Diamante geplündert? Waren die Sarazenen in die Stadt eingedrungen?

Sie stellte sich unter die Tür, um besser sehen zu können. Wieder kam eine Bahre daher, worauf Trauerkränze aus Blech und Platten mit langen Inschriften und Wappenschildern lagen, wie man sie in den Kirchen zum Andenken an die Verstorbenen aufhängt.

Donna Elisa erkundigte sich bei den Trägern und erfuhr nun, was da vor sich ging. Man war dabei, die Kirche Santa Lucia in Gesu auszuräumen. Der Sindaco und der Stadtrat hatten befohlen, sie in ein Theater zu verwandeln. Nach dem Aufruhr hatte man in Diamante einen neuen Sindaco bekommen, einen jungen Mann aus Rom. Er kannte die Stadt nicht, wollte aber etwas für sie tun. Nun hatte er im Stadtrat den Vorschlag gemacht, in Diamante auch ein Theater einzurichten wie in Taormina und an andern Orten. Man solle ganz einfach eine der Kirchen in ein Theater umwandeln. Man habe doch wohl mehr als genug an fünf Stadtkirchen und sieben Klosterkirchen und könne eine davon gut entbehren. Da sei zum Beispiel die Jesuitenkirche Santa Lucia in Gesu. Das Kloster, das sie umgebe, sei schon zu einer Kaserne verwendet worden, und die Kirche sei so gut wie verlassen. Aus ihr könnte ein vortreffliches Theater gemacht werden.

So hatte der neue Sindaco gesprochen, und der Stadtrat hatte sich damit einverstanden erklärt.

Als Donna Elisa erfahren hatte, was vor sich ging, warf sie ihren Schleier und ihre Mantille um und eilte mit derselben Hast in die Luciakirche, wie man in ein Haus eilt, wo ein Liebes im Sterben liegt.

„Was wird aus den Blinden werden?“ dachte Donna Elisa. „Wie sollen sie ohne Santa Lucia in Gesu leben können?“

Als Donna Elisa den kleinen stillen Platz erreichte, der ringsum von den langen, häßlichen Gebäuden des Jesuitenklosters umgeben ist, sah sie auf der breiten, steinernen Treppe, die die ganze Kirchenfront entlang läuft, eine Reihe schmutziger Kinder und zottiger Hunde liegen. Es waren lauter Blindenführer, und sie weinten und bellten aus Leibeskräften.

„Was ist denn mit euch los?“ fragte Donna Elisa.

„Sie wollen uns unsre Kirche nehmen,“ jammerten die Kinder. Und alle Hunde heulten noch kläglicher als vorher, denn diese Hunde der Blinden sind fast wie Menschen.

An der Kirchentür traf Donna Elisa mit Don Pamphilios Frau, Donna Concetta, zusammen.

„Ach, Donna Elisa,“ sagte diese, „in Eurem ganzen Leben habt Ihr nichts so Schreckliches gesehen. Geht lieber nicht hinein!“

Aber Donna Elisa ging doch hinein.

In der Kirche sah sie zuerst nichts als weiße Staubwolken. Aber durch diese hindurch dröhnten Hammerschläge, denn einige Arbeiter waren eben dabei, einen großen steinernen Ritter loszubrechen, der drüben in einer Fensternische lag.

„Lieber Gott!“ sagte Donna Elisa und faltete die Hände. „Sie reißen Don Arrigo heraus.“ Unwillkürlich dachte sie daran, wie sicher dieser bis jetzt in seiner Nische gelegen hatte. So oft sie ihn gesehen hatte, war der Wunsch in ihr aufgestiegen, auch so vor aller Unruhe und Veränderung bewahrt zu sein wie der alte Don Arrigo.

In der Luciakirche war außerdem noch ein andres

großes Grabmahl. Es stellte einen alten Jesuiten dar, der auf einem schwarzen Marmorsarkophag liegt, die Geißel in der Hand und die Kapuze tief über die Stirn hereingezogen. Man nannte ihn Pater Succi und pflegte die Kinder von Diamante mit ihm zu schrecken.

„Ob sie es wohl auch wagen, Pater Succi anzurühren?" dachte Donna Elisa. Sie tastete sich durch den Kalkstaub durch bis zum Chor, wo der Sarkophag stand, um zu sehen, ob man gewagt hatte, den alten Jesuiten fortzuschaffen.

Aber Pater Succi lag noch ruhig auf seinem steinernen Lager. Ebenso finster und hart, wie er im Leben gewesen war, lag er da, man hätte beinahe glauben können, er lebe noch. Wäre ein Arzt dagewesen und hätte ein Tisch mit Arzneiflaschen und brennenden Lichtern neben dem Lager gestanden, hätte man sich einbilden können, Pater Succi liege da krank im Chor seiner Kirche und warte auf sein letztes Stündlein.

Die Blinden saßen ringsum wie Verwandte, die sich um einen Sterbenden versammeln, und wiegten sich in stillem Gram hin und her. Da waren die beiden Frauen vom Hotelhof, Donna Pepa und Donna Tura, da war auch die alte Mutter Saraedda, die das Gnadenbrot bei Sindaco Voltaro aß, da waren blinde Bettler, blinde Sänger, Blinde jeden Alters und jeden Standes. Alle Blinden von Diamante waren da, und es gibt in Diamante unglaublich viele Menschen, die das Licht der Sonne nicht mehr sehen.

Alle saßen meist still da, aber bisweilen brach einer in ein Jammergeheul aus. Ab und zu tastete sich auch einer bis zu dem Mönch Pater Succi hin und warf sich laut weinend über ihn.

Und der Eindruck, daß hier ein Sterbender liege, vermehrte sich noch mehr, weil der Pfarrer und Pater

Rossi vom Franziskanerkloster umhergingen und die Betrübten zu trösten suchten.

Donna Elisa wurde sehr gerührt. Ach, wie oft hatte sie diese Menschen vergnügt auf dem Klosterhof gesehen, und jetzt mußte sie sie in einem solchen Elend wiederfinden! Die hellen Tränen waren ihr herabgerollt, als sie damals für ihren Mann, den Signor Antonelli, und für ihren Bruder, Don Ferrante, Trauerlieder angestimmt hatten. Es war ihr schrecklich, sie in solcher Not zu sehen.

Die alte Mutter Saraedda wandte sich an Donna Elisa.

„Ich wußte von gar nichts, als ich kam, Donna Elisa," sagte die Alte. „Ich ließ meinen Hund draußen auf den Stufen und ging durch die Kirchtür herein. Ich hob den Arm, um den Türvorhang aufzuheben, aber es war kein Vorhang mehr da. Ich hob den Fuß, wie wenn eine Stufe nach der Schwelle käme, aber es war keine Stufe da. Ich streckte die Hand aus, um sie ins Weihwasser zu tauchen, ich beugte die Knie, als ich am Hochaltar vorüberging, und ich wartete auf das Glöckchen, das man zu läuten pflegte, wenn Pater Rossi zur Messe kam. Donna Elisa, es war kein Weihwasser da, kein Altar, kein Glockenklang, nichts — nichts."

„Ihr Armen, ihr Armen," sagte Donna Elisa.

„Da höre ich, daß es droben an einem Fenster poltert und hämmert. ‚Was macht ihr denn mit Don Arrigo?' rufe ich, denn ich höre sogleich, daß das Geräusch von Don Arrigos Fenster herkommt."

„Wir müssen ihn fortschaffen," antwortet man mir.

„Aber in diesem Augenblick kommt der Herr Pfarrer, Don Matteo, zu mir her. Er nimmt mich bei der Hand und erklärt mir alles. Und ich werde fast böse über den Herrn Pfarrer, als er sagt, daß das alles um eines Theaters willen geschehe. Man braucht unsre Kirche zu einem Theater!

‚Wo ist Pater Succi?‘ ist alles, was ich erwidere. ‚Ist Pater Succi noch da?‘ Und er führt mich zu Pater Succi hin. Er muß mich führen, denn ich kann mich nicht mehr zurechtfinden. Nachdem man alle Stühle und Betschemel und Teppiche und Altarstufen weggenommen hat, finde ich meinen Weg nicht mehr. Früher fand ich mich hier so gut zurecht wie Ihr."

„Der Herr Pfarrer wird Euch eine andre Kirche verschaffen," sagte Donna Elisa.

„Donna Elisa," erwiderte die Alte, „was sagt Ihr da. Sagt lieber gleich, der Herr Pfarrer werde uns unser Augenlicht wiedergeben. Kann Don Matteo uns eine Kirche geben, in der wir so sehen, wie wir in dieser gesehen haben? Keines von uns brauchte einen Führer mit hereinzunehmen. Dort drüben, Donna Elisa, dort stand ein Altar, die Blumen darauf waren so rot wie der Ätna beim Sonnenuntergang, und das sahen wir. Wir zählten sechzehn Wachslichter über dem Hochaltar am Sonntag und dreißig an den Festtagen. Wir konnten es sehen, wenn Pater Rossi da drinnen die Messe las. Was sollen wir in einer andern Kirche anfangen, Donna Elisa? Da sehen wir gar nichts. Man hat uns noch einmal des Augenlichts beraubt."

Donna Elisas Herz brannte, als ob glühende Lava darüber hinflösse. Sicherlich hatte man den Blinden großes Unrecht getan.

Dann ging Donna Elisa zu Don Matteo hin.

„Hochwürden," sagte sie, „habt Ihr mit dem Sindaco gesprochen?"

„Ach, ach, Donna Elisa," sagte Don Matteo, „macht doch Ihr einen Versuch, vielleicht würde es etwas nützen."

„Hochwürden, der Sindaco ist ein Fremder, er hat vielleicht nie von den Blinden gehört."

„Signor Voltaro ist bei ihm gewesen, Pater Rossi

ist bei ihm gewesen, und auch ich, auch ich. Er sagt nur immer, er könne die Beschlüsse des Stadtrats nicht ändern. Ihr wißt doch, Donna Elisa, daß der Stadtrat nichts zurücknehmen kann. Wenn er bestimmt, daß Eure Katze in der Domkirche die Messe lesen soll, kann nichts mehr daran geändert werden."

Plötzlich entstand eine Bewegung in der Kirche. Ein großer blinder Mann war hereingekommen. „Vater Elia," flüsterte man, „Vater Elia!"

Vater Elia war der Altmeister der Zunft der blinden Sänger, die sich hier zu versammeln pflegte. Er hatte langes, weißes Haar, einen ebensolchen Bart, und er war schön wie einer der heiligen Patriarchen.

Wie alle andern ging auch er zu Pater Succi hin. Er ließ sich neben ihm nieder und lehnte die Stirn an den Sarg.

Donna Elisa trat zu Vater Elia und drückte ihm die Hand.

„Vater Elia," sagte sie, „Ihr solltet zum Sindaco gehen."

Der Greis erkannte Donna Elisas Stimme und antwortete mit dem rauhen Tonfall eines alten Mannes.

„Ihr meint also, ich hätte so lange gewartet, bis Ihr mir das sagen würdet? Meint Ihr denn, es sei nicht mein erster Gedanke gewesen, zum Sindaco zu gehen?"

Er sprach hart und deutlich, sodaß die Arbeiter mit dem Hämmern innehielten und lauschten, denn sie glaubten, es habe jemand zu predigen angefangen.

„Ich habe ihm gesagt, daß wir blinden Sänger eine Zunft bilden, daß die Jesuiten uns ihre Kirche schon vor dreihundert Jahren geöffnet haben und uns das Recht gaben, uns hier zu versammeln, wenn wir neue Mitglieder wählen und neue Lieder einlernen.

Und ich sagte ihm auch, daß unsre Zunft dreißig

Mitglieder zählt, daß die heilige Lucia unsre Schutzpatronin ist und daß wir nie auf der Straße singen, sondern nur in den Höfen, und überdies nur Legenden und Trauerlieder, aber niemals ein leichtfertiges Lied und daß der Jesuit Pater Succi uns die Kirche geöffnet hat, weil die Blinden die Sänger Unsres Herrn sind.

Ich sagte ihm, daß einige von uns Rezitatoren sind, die die alten Lieder vortragen, andre aber Trovatores, die neue dichten. Ich sagte ihm, daß wir viele Menschen auf der edlen Insel damit erfreuen. Ich fragte ihn, warum er uns nicht leben lassen wolle? Denn der Heimatlose kann nicht leben. Ich sagte ihm, daß wir von Stadt zu Stadt auf dem großen Ätna umherwandern, aber die Luciakirche in Diamante sei unsre Heimat, und da werde jeden Morgen eine Messe für uns gelesen. Warum er uns also den Trost des Wortes Gottes verweigern wolle?

Ich sagte ihm, daß die Jesuiten einstmals ihre Gesinnung gegen uns geändert hatten und uns aus ihrer Kirche vertreiben wollten, daß ihnen dies aber nicht gelungen ist, sondern daß wir vom Vizekönig einen Brief bekamen, demnach wir „für ewige Zeiten“ unsre Versammlungen in Santa Lucia in Gesu abhalten dürfen. Und ich zeigte ihm den Brief.“

„Was antwortete er darauf?“

„Er lachte mich aus.“

„Kann keiner der andern Herrn euch helfen?“

„Ich bin bei allen gewesen, Donna Elisa. Den ganzen Vormittag hat man mich von Pontius zu Pilatus geschickt.“

„Vater Elia,“ sagte Donna Elisa mit gedämpfter Stimme, „habt Ihr vergessen, die Heiligen anzurufen?“

„Ich habe die schwarze Madonna, San Sebastiano und Santa Lucia angerufen. Ich habe alle angerufen, die ich dem Namen nach kannte.“

„Glaubt Ihr, Vater Elia," sagte Donna Elisa mit noch leiserer Stimme, „daß Don Antonio Greco geholfen wurde, weil er Donna Micaelas Eisenbahn einen Beitrag gelobt hatte?"

„Ich kann kein Geld geben," sagte der Alte trostlos.

„Ihr müßtet doch daran denken, Vater Elia," sagte Donna Elisa, „weil Ihr jetzt in so großer Not seid. Versucht es und versprecht dem Christusbilde, daß Ihr und alle, die zu Eurer Zunft gehören, für die Eisenbahn reden und singen werdet, wenn Ihr Eure Kirche behalten dürfet, und auch die Menschen überreden werdet, Beiträge dazu zu geben. Wir wissen nicht, ob es helfen wird, aber man muß alles versuchen, Vater Elia. Es kostet ja nichts, es zu geloben."

„Ich will um Euretwillen tun, was Ihr verlangt," sagte der Alte.

Er lehnte wieder sein blindes Haupt an den schwarzen Sarg, und Donna Elisa fühlte, daß er das Versprechen nur gegeben hatte, um ungestört seinem Leid nachhängen zu können.

„Soll ich Euer Gelübde dem Christusbilde überbringen?" fragte sie.

„Tut, was Ihr wollt, Donna Elisa," sagte der Greis.

* * *

An demselben Tage war Fra Felice um fünf Uhr morgens aufgestanden und hatte gleich seine Kirche zu reinigen angefangen. Er fühlte sich vollständig frisch und kräftig, aber mitten in seiner Arbeit war es ihm plötzlich, als wolle ihm San Pasquale mit dem Steinsack, der da draußen vor der Kirche stand, etwas sagen. Er ging also zu ihm hinaus, aber es war nichts. San Pasquale stand da wie immer. In diesem Augenblick glitt die

Sonne hinter dem Gipfel des Ätna hervor und spannte ihre glänzenden Strahlen bis zur Erde herab wie Harfensaiten.

Als die Sonnenstrahlen San Felices altes Kirchlein erreicht hatten, färbten sie es rosenrot, desgleichen die altertümlichen Pfeiler, die den Baldachin über der Bildsäule trugen, und auch San Pasquale mit seinem Steinsack und Fra Felice selbst.

„Wir sehen aus wie junge Burschen," dachte der Alte, „wir haben noch eine lange Reihe von Jahren vor uns."

Als er aber wieder in die Kirche hineingehen wollte, fühlte er eine heftige Beklemmung am Herzen, und es kam ihm der Gedanke, San Pasquale habe ihn wohl gerufen, um ihm Lebewohl zu sagen. Gleichzeitig wurden ihm die Füße so schwer, daß er sie kaum von der Stelle bewegen konnte. Er fühlte keine Schmerzen, aber eine Müdigkeit, die nichts andres als den Tod bedeuten konnte. Er vermochte gerade noch den Besen hinter die Sakristeitüre zu stellen, dann schleppte er sich bis zum Chor, legte sich auf die Erhöhung vor dem Hochaltar und hüllte sich in seine Kutte.

Es war ihm, als habe das Christusbild ihm zugenickt und gesagt: „Jetzt brauche ich dich, Fra Felice." Und er nickte wieder und sagte: „Ich bin bereit, ich bleibe dir treu."

Er konnte nichts weiter tun als warten, und dies däuchte ihn sehr schön. Noch nie in seinem Leben hatte er Zeit gehabt, dem Gefühl der Müdigkeit nachzugeben. Nun endlich durfte er ausruhen. Das Bild würde die Kirche und das Kloster nun wohl auch ohne ihn in Ansehen erhalten.

Er lächelte darüber, daß der alte Pasquale ihn hinausgerufen hatte, um ihm buon giorno zu sagen.

Fra Felice lag ganz ruhig bis weit in den Tag hinein, meistens schlummerte er. Es war niemand bei ihm, und allmählich überkam ihn das Gefühl, daß es eigentlich doch nicht angehe, nur so aus dem Leben zu verschwinden. Es war ihm, als betrüge er jemand um etwas. Das weckte ihn ein Mal ums andre wieder auf. Er hätte wohl auch einen Priester bei sich haben sollen; aber es war ja niemand da, der ihm einen hätte holen können.

Während er so dalag, war es ihm, als schrumpfe er immer mehr zusammen. So oft er erwachte, kam er sich wieder kleiner geworden vor. Es war gerade, als solle er ganz dahinschwinden. Nun wäre gewiß seine Kutte viermal um ihn herumgegangen.

Er wäre wohl auch ganz allein gestorben, wenn nicht Donna Elisa gekommen wäre, um das kleine Bild für die Blinden um Hilfe anzuflehen. Es war ihr ganz sonderbar zu Mut, als sie ankam, denn sie hätte ja wohl gerne Hilfe für die Blinden gehabt, aber sie wünschte doch nicht, daß Donna Micaelas Sache gefördert werde.

Als sie in die Kirche trat, sah sie Fra Felice auf den Altarstufen liegen; sie ging zu ihm hin und kniete neben ihm nieder.

Fra Felice richtete seine Augen auf sie, und ein Lächeln zog über sein Gesicht. „Ich muß sterben," sagte er heiser; aber dann verbesserte er sich und sagte: „Ich darf sterben."

Donna Elisa fragte, was ihm fehle, und sagte, sie werde gleich Hilfe herbeiholen.

„Setzt Euch zu mir," sagte er und machte einen schwachen Versuch, mit seinem Ärmelzipfel den Staub von den Stufen abzuwischen.

Donna Elisa sagte, sie wolle Priester und barmherzige Schwestern holen.

Er aber griff nach ihrem Kleid und hielt sie fest. „Ich will zuerst mit Euch sprechen, Donna Elisa."

Das Sprechen fiel ihm schwer, und er mußte nach jedem Wort tief Atem holen. Donna Elisa setzte sich neben ihn und wartete.

Ein Weilchen lag er keuchend da, dann röteten sich seine Wangen ein wenig, seine Augen begannen zu glänzen, und er sprach nun leicht und schnell.

„Donna Elisa," sagte Fra Felice, „ich habe ein Erbe zu vergeben. Das hat mir schon den ganzen Tag über Sorge gemacht, denn ich weiß nicht, wem ich es geben soll."

„Fra Felice," sagte Donna Elisa, „macht Euch darüber keine Sorgen. Es gibt niemand, der nicht eine gute Gabe brauchen könnte."

Da aber Fra Felice jetzt wieder etwas besser bei Kräften war, wollte er, ehe er über das Erbe entschied, Donna Elisa erzählen, wie gut Gott gegen ihn gewesen sei.

„Hat nicht Gott mir eine sehr große Gnade erzeigt, als er mich zu seinem Polacco gemacht hat?" sagte er.

„Ja, das ist eine große Gnade," bestätigte Donna Elisa.

„Wenn man auch nur ein kleiner Polacco ist, so ist das schon eine große Gabe," sagte Fra Felice, „und besonders nützlich ist sie mir gewesen, seit das Kloster aufgehoben worden ist und die Brüder fortgezogen oder gestorben sind. Ich habe immer den Sack voll Brot gehabt, ehe ich die Hand ausstreckte, um zu betteln. Ich habe immer freundliche Gesichter gesehen und bin mit tiefer Verbeugung begrüßt worden. Ich kenne keine größere Gabe für einen armen Mönch, Donna Elisa."

Donna Elisa dachte daran, wie geehrt und geliebt Fra Felice gewesen war, weil er die Nummern hatte voraussagen können, die in der Lotterie gezogen wurden. Und sie konnte nicht anders, als ihm recht geben.

„Wenn ich in der Sonnenhitze auf der Landstraße

wanderte, kam der Hirt zu mir her und begleitete mich große Strecken weit. Er hielt seinen Schirm über mich zum Schutz gegen die Sonne. Und wenn ich zu den Arbeitern in den kühlen Steinbrüchen kam, teilten sie ihr Brot und ihre Bohnensuppe mit mir. Ich habe mich nie vor Räubern und Karabinieri zu fürchten brauchen. Der Zolleinnehmer am Stadttor war eingenickt, wenn ich mit meinem Beutel vorüberkam. Das ist eine gute Gabe gewesen, Donna Elisa."

„Das ist wahr, das ist wahr," bestätigte Donna Elisa.

„Es ist kein schweres Amt gewesen," sagte Fra Felice. „Die Leute redeten mich an, und ich antwortete ihnen, das war alles. Sie wußten, daß jedes Wort seine Nummer hat, und sie hielten sich an das, was ich sagte, und spielten darnach. Ich wußte nicht, wie es zuging, Donna Elisa, es war eine Gabe Gottes."

„Die armen Leute werden Euch sehr vermissen, Fra Felice," sagte Donna Elisa.

Fra Felice kicherte ein wenig. „Am Sonntag und Montag, wenn eben erst Ziehung gewesen war, kümmerten sie sich nicht um mich. Aber am Donnerstag, am Freitag und am Samstag Morgen, da kamen sie — denn an jedem Samstag ist ja Ziehung."

Donna Elisa wurde allmählich unruhig, weil der Sterbende an nichts andres dachte. Plötzlich tauchte vor ihrer Seele dieser und jener auf, der in der Lotterie verloren hatte. Sie erinnerte sich auch mancher, die ihren ganzen Wohlstand dabei verspielt hatten, und sie wollte Fra Felices Gedanken von dem sündhaften Lotteriewesen ablenken.

„Ihr sagtet vorhin, Ihr wollet von Eurem Testament sprechen, Fra Felice."

„Ach freilich, aber gerade weil ich so viele Freunde habe, weiß ich nicht, wem ich mein Erbe geben soll. Soll

16*

ich es denen hinterlassen, die süße Kuchen für mich gebacken haben, die mir in frischem Öl gebratene Artischocken gegeben haben? Oder soll ich es den barmherzigen Schwestern schenken, die mich pflegten, als ich krank lag?"

„Habt Ihr viel zu vergeben, Fra Felice?"

„Genügend, Donna Elisa, genügend!"

Fra Felice schien wieder schwächer zu werden. Er lag still und atmete schwer.

„Ich habe auch daran gedacht, es den armen Wandermönchen zu geben, die ihre Klöster verloren haben," flüsterte er.

Und nach einiger Überlegung fügte er hinzu. „Ich hätte es auch gerne dem guten alten Mann in Rom gegeben. Ihr wißt, dem, der über uns alle wacht."

„Seid Ihr denn so reich, Fra Felice?" fragte Donna Elisa.

„Genügend, genügend, Donna Elisa."

Er schloß die Augen und ruhte eine Weile, dann sagte er:

„Ich will es allen Menschen miteinander geben, Donna Elisa."

Dieser Gedanke gab ihm neue Kraft; wieder zeigte sich eine schwache Röte auf seinen Wangen, und er richtete sich auf den Ellenbogen auf.

„Seht hier, Donna Elisa," sagte er, indem er die Hand in die Kutte steckte und ein versiegeltes Kuvert herauszog, das er ihr reichte. „Dies sollt Ihr dem Sindaco geben, dem Sindaco von Diamante."

„Das Kuvert, Donna Elisa," sagte Fra Felice, „enthält die fünf Nummern, die am nächsten Samstag gewinnen werden. Sie sind mir geoffenbart worden, und ich habe sie aufgeschrieben. Der Sindaco soll diese fünf Nummern an der römischen Pforte, wo alles Wichtige kund getan wird, anschlagen lassen. Und er soll die

Leute wissen lassen, daß dies mein Testament ist. Fünf Gewinnnummern, eine ganze Quintern, Donna Elisa."

Donna Elisa nahm das Kuvert und versprach, es dem Sindaco zu übergeben. Sie konnte nichts andres tun, denn der arme Fra Felice hatte nicht mehr viele Augenblicke zu leben.

„Wenn dann der Samstag kommt, werden viele an Fra Felice denken," sagte der Mönch. „Viele werden fragen: ‚Hat der alte Fra Felice uns nicht am Ende betrogen! Ist es möglich, daß wir eine ganze Quintern gewinnen?'

Am Samstagabend ist Ziehung auf dem Rathausbalkon in Catania, Donna Elisa. Man trägt das Lotterierad und den Tisch heraus, die Lotterieherren stellen sich ein und auch das hübsche kleine Waisenkind. Und eine Nummer nach der andern wird in das Glücksrad gelegt, bis alle darin sind, alle neunzig.

Und alles Volk steht drunten auf der Straße und zittert vor Aufregung, wie das Meer vor dem Sturmwind.

Alle Bewohner von Diamante werden da sein; sie werden alle ganz blaß aussehen, und der eine wagt dem andern kaum ins Gesicht zu sehen. Vorher hatten sie geglaubt, jetzt nicht mehr. Jetzt denken sie, der alte Fra Felice habe sie betrogen. Niemand wagt die geringste Hoffnung zu hegen.

Die erste meiner Nummern wird gezogen. Ach, Donna Elisa, sie werden alle so bestürzt sein, daß sie kaum jubeln können. Denn alle haben erwartet, daß sie enttäuscht sein würden. Die zweite Nummer wird gezogen — und nun wird es totenstill ringsum. Dann kommt die dritte heraus. Die Lotterieherren werden sich verwundern, daß alles so still ist. ‚Heute gewinnen die Leute nichts,' werden sie sagen. ‚Heute macht der Staat einen großen Profit.' Dann kommt die vierte Nummer.

Das Waisenkind nimmt sie aus dem Rade, der Ausrufer rollt sie auf und hebt die Nummer empor. Unter dem Volk drunten ist es fast unheimlich still, man vermag kaum ein Wort zu sagen bei so viel Glück. Nun kommt die letzte Nummer. Donna Elisa, man schreit, man ruft, man fällt sich in die Arme, man schluchzt. Man ist reich. Ganz Diamante ist reich ..."

Donna Elisa hat ihren Arm unter Fra Felices Kopf geschoben und ihn gestützt, während er alles dies keuchend hervorstößt. Nun sinkt sein Kopf plötzlich schwer zurück.

Der alte Fra Felice ist tot.

* * *

Während Donna Elisa draußen bei dem alten Fra Felice weilte, hatten viele Leute von Diamante versucht, sich der Blinden anzunehmen. Nicht gerade die Männer, die meisten waren bei ihrer Arbeit draußen, aber die Frauen. Sie kamen in großen Scharen nach der Luciakirche, um den Blinden Trost zuzusprechen. Als schließlich etwa vierhundert Frauen da versammelt waren, kam ihnen der Gedanke, zum Sindaco zu gehen und selbst mit ihm zu sprechen.

So waren sie nach dem Markte gezogen und hatten den Sindaco herausgerufen. Er war auf den Rathausbalkon getreten, und sie hatten für die Blinden gebeten. Der Sindaco war ein freundlicher und schöner Mann. Er hatte ihnen wohlwollend geantwortet aber nicht nachgegeben. Er könne nicht widerrufen, was im Stadtrat beschlossen worden sei, sagte er.

Aber die Frauen hatten beschlossen, daß der Beschluß zurückgenommen werden solle, und so blieben sie auf dem Markte stehen. Der Sindaco ging wieder ins Rathaus

hinein, sie aber blieben da und baten und riefen, sie würden nicht fortgehen, bis er nachgegeben habe.

Während dies vor sich ging, kam Donna Elisa herbei, um Fra Felices Testament dem Sindaco zu übergeben. Sie war tiefbetrübt über soviel Elend. Gleichzeitig aber empfand sie eine Art bitterer Befriedigung darüber, daß sie bei dem Christuskind keine Hilfe gefunden hatte. Sie hatte ja immer geglaubt, daß der Heilige Donna Micaela nicht helfen werde.

Das war ein nettes Geschenk, das sie da draußen in San Pasquales Kirche erhalten hatte. Es würde nicht allein den Blinden nichts helfen, sondern es war auch noch geeignet, die ganze Stadt ins Verderben zu stürzen. Nun würde das wenige, was die Leute noch besaßen, in die Lotterie wandern. Es würde ein allgemeines Borgen und Verpfänden geben.

Der Sindaco empfing Donna Elisa sogleich und war ebenso ruhig und höflich wie immer, obgleich die Frauen auf dem Markte schrien, die Blinden im Wartezimmer jammerten und die Leute den ganzen Tag bei ihm aus und ein gegangen waren.

„Womit kann ich Euch dienen, Signora Antonelli?“ fragte er, und Donna Elisa sah sich erst um, weil sie nicht wußte, wen er so anredete. Dann erzählte sie ihm von dem Testament.

Der Sindaco geriet weder in Angst, noch war er überrascht.

„Das ist ja sehr interessant,“ sagte er und streckte die Hand nach dem Papier aus.

Aber Donna Elisa hielt das Kuvert fest und fragte: „Signor Sindaco, was wollt Ihr damit machen? Wollt Ihr es wirklich an der römischen Pforte anschlagen lassen?“

„Ja, was kann ich sonst tun, Signora? Es ist der letzte Wille eines Toten.“

Donna Elisa hätte gerne gesagt, was es für ein gefährliches Testament sei, aber sie besann sich und beschloß, für die Blinden zu sprechen.

„Pater Succi, der bestimmt hat, daß die Blinden in seiner Kirche für alle Zeiten bleiben dürften, ist auch ein Toter," fiel sie ihm ins Wort.

„Signora Antonelli, fangt Ihr nun auch davon an?" sagte der Sindaco ganz freundlich. „Es war ja allerdings ein Mißgriff, aber warum hatte mir niemand gesagt, daß die Luciakirche den Blinden gehört? Nun, nachdem es einmal bestimmt ist, kann ich es nicht wieder rückgängig machen, ich kann nicht."

„Aber ihre Rechte und ihr Brief, Signor Sindaco?"

„Ihre Rechte gelten nichts. Sie galten für das Jesuitenkloster, aber es gibt ja gar kein Jesuitenkloster mehr. Und sagt mir, Signora Antonelli, was würde aus mir werden, wenn ich nachgäbe?"

„Man würde Euch als einen guten Mann lieben."

„Nein, Signora, man würde mich für einen schwachen Mann halten, und ich würde jeden Tag vierhundert Arbeiterfrauen draußen vor dem Rathaus haben, die um irgend etwas betteln würden. Es handelt sich ja nur darum, das hier einen einzigen Tag auszuhalten, morgen ist es vergessen."

„Morgen," sagte Donna Elisa, „niemals werden wir es vergessen."

Der Sindaco lächelte, und Donna Elisa sah, daß er sich einbildete, er kenne die Leute in Diamante besser als sie. „Ihr glaubt also, daß es ihnen sehr am Herzen liegt?" fragte er.

„Ja, das glaube ich, Signor Sindaco."

Da lachte der Sindaco ein wenig. „Gebt mir das Kuvert, Signora."

Er nahm es und trat damit auf den Balkon.

„Ich muß euch etwas sagen," redete er die Frauen an.

Und er begann mit den Frauen zu reden.

„Hört," sagte er, „ich habe soeben vernommen, daß der alte Fra Felice gestorben ist und euch allen miteinander ein Testament hinterlassen hat. Er hat fünf Nummern aufgeschrieben, die am nächsten Samstag bei der Lotterie herauskommen sollen, und diese Nummern schenkt er euch. Noch hat sie niemand gesehen. Hier ist das Kuvert, und es ist noch uneröffnet."

Er schwieg einen Augenblick, damit die Frauen Zeit hätten, sich klar zu machen, was er gesagt hatte.

Sogleich begannen sie zu rufen: „Die Nummern, die Nummern!"

Der Sindaco gebot ihnen mit einer Handbewegung Schweigen.

„Ihr müßt bedenken, daß Fra Felice unmöglich wissen konnte, welche Nummern am nächsten Samstag gezogen werden. Wenn ihr diese Nummern spielt, werdet ihr alle verlieren. Und wir können uns wirklich nicht erlauben, noch ärmer zu werden, als wir hier in Diamante schon sind. Ich bitte euch daher, laßt mich das Testament vernichten, ohne daß es jemand gesehen hat."

„Die Nummern! die Nummern!" riefen die Frauen. „Sagt uns die Nummern!"

„Wenn ich das Testament vernichten darf," sagte der Sindaco, „dann verspreche ich euch, daß die Blinden ihre Kirche wiederbekommen sollen."

Es wurde still auf dem Marktplatz. Donna Elisa erhob sich drinnen im Rathaussaale von ihrem Stuhl und umklammerte mit beiden Händen die Armlehnen.

„Ich lasse euch die Wahl zwischen der Kirche und den Nummern!" sagte der Sindaco.

„Gott im Himmel!" seufzte Donna Elisa. „Ist er

ein Teufel, daß er die armen Leute in dieser Weise in Versuchung führt?“

„Wir sind von jeher arm gewesen, wir können auch ferner arm bleiben!“ rief eine der Frauen.

„Wir werden nicht Barnabas anstatt Jesus wählen!“ rief eine andre.

Der Sindaco zog eine Streichholzschachtel aus der Tasche, strich ein Hölzchen an und führte es langsam an das Testament.

Die Frauen standen ruhig da und sahen zu, wie der Sindaco die fünf Gewinnnummern verbrannte. Die Kirche war den Blinden gerettet.

„Es ist ein Wunder,“ flüsterte die alte Donna Elisa, „sie glauben alle an Fra Felice, und doch lassen sie seine Nummern verbrennen. Es ist ein Wunder.“

* * *

Später am Nachmittag saß Donna Elisa wieder an ihrem Stickrahmen. Sie sah alt aus, und wie sie so dasaß, machte sie einen gebrechlichen und hinfälligen Eindruck. Es war nicht die gewöhnliche Donna Elisa, sondern eine arme, gealterte, einsame Frau.

Langsam zog sie die Nadel durch ihren Stoff, und als sie sie wieder hineinstecken wollte, brachte sie es kaum zustande. Immer wieder traten ihr die Tränen in die Augen, und sie konnte es fast nicht verhindern, daß sie auf ihre Stickerei fielen und diese verdarben.

Donna Elisa hatte einen schweren Kummer. Heute hatte sie Gaetano für immer verloren. Jede Hoffnung auf seine Rückkehr war entschwunden.

Die Heiligen waren auf die Seite der Gegner übergegangen. Sie taten Wunder, um Donna Micaela zu helfen. Niemand konnte daran zweifeln, daß das heutige

Ereignis ein Wunder war. Wenn sie nicht durch ein Wunder gebunden gewesen wären, hätten die armen Frauen von Diamante sicher nicht so ruhig zusehen können, wie Fra Felices Nummern verbrannten. Gerade dies verstimmte die arme Donna Elisa so sehr, daß die guten Heiligen Donna Micaela halfen, ihr, die Gaetano nicht leiden konnte.

Die Türklingel ertönte heftig, und Donna Elisa erhob sich aus alter Gewohnheit. Donna Micaela trat ein. Sie sah glücklich aus und ging Donna Elisa mit ausgestreckten Händen entgegen. Aber Donna Elisa wandte sich ab. Sie konnte ihr die Hand nicht drücken.

Donna Micaela war ganz entzückt. „Ach, Donna Elisa, du hast meiner Eisenbahn geholfen! Was soll ich dazu sagen? Wie soll ich dir danken?"

„Spare dir den Dank, Schwägerin."

„Donna Elisa!"

„Wenn die Heiligen uns eine Eisenbahn geben wollen, so tun sie es, weil Diamante eine braucht, nicht weil sie dich lieben."

Donna Micaela fuhr zurück. Nun endlich glaubte sie zu verstehen, warum Donna Elisa ihr zürnte.

„Wenn Gaetano daheim wäre ..." sagte sie. Sie drückte die Hand aufs Herz und stöhnte. „Wenn Gaetano daheim wäre, würde er nicht dulden, daß du so grausam gegen mich bist."

„Gaetano, Gaetano würde nicht ..."

„Nein, er würde es nicht dulden. Obgleich du mir darum zürnst, daß ich ihn schon liebte, während mein Mann noch lebte, würdest du doch nicht wagen, es mir zum Vorwurf zu machen, wenn er daheim wäre."

Donna Elisa zog die Augenbrauen ein wenig in die Höhe.

„Du meinst, er würde mich dazu bringen, über eine

solche Sache zu schweigen?" sagte sie, und ihre Stimme klang ganz sonderbar.

„Aber Donna Elisa!" Donna Micaela trat dicht zu ihr hin. „Es ist ja unmöglich, ganz unmöglich, ihn nicht zu lieben," flüsterte sie. „Er ist ja so schön. Und er zwingt mich, und ich fürchte ihn. Du mußt mich ihn lieben lassen."

„Muß ich?" Donna Elisa schaute zu Boden und sprach ganz kurz und hart.

Donna Micaela geriet außer sich. „Mich liebt er!" rief sie. „Nicht Giannita, sondern mich! Und du solltest mich als deine Tochter betrachten, du solltest mir helfen, du solltest gut gegen mich sein! Statt dessen bist du grausam gegen mich. Ja, du bist grausam gegen mich. Ich darf nicht zu dir kommen, um mit dir von ihm zu reden. Ich darf dir nicht sagen, wie ich mich nach ihm sehne, und wie ich für ihn arbeite!"

Nun konnte Donna Elisa es nicht länger mit anhören. Donna Micaela war ja ein richtiges Kind, jung und töricht und leicht zu schrecken wie ein Vögelchen. Ein Kind, das man in seine Obhut nehmen mußte. Sie mußte sie in die Arme schließen.

„Das wußte ich ja gar nicht, du armes, dummes Kind," sagte sie.

VII

Nach dem Wunder

Die Zunft der blinden Sänger hielt Versammlung in der Luciakirche. Ganz oben im Chor hinter dem Altar saßen dreißig blinde Männer auf den geschnitzten Chorstühlen der Jesuitenpatres. Die meisten von ihnen

waren arm und hatten den Bettelsack und den Krückstock neben sich liegen.

Es herrschte großer Ernst und tiefe Feierlichkeit unter den Blinden. Sie wußten, was es hieß, Mitglieder der heiligen Sängerzunft, dieser herrlichen, alten Akademia zu sein.

Drunten in der Kirche ertönte ab und zu ein gedämpfter Lärm. Dort saßen die Blindenführer, Kinder, Hunde und alte Frauen, und warteten. Manchmal begannen die Jungen untereinander und mit den Hunden zu tollen, aber sie wurden schnell zur Ruhe verwiesen und der Lärm unterdrückt.

Die Blinden, die Trovatores waren, traten der Reihe nach vor und deklamierten ihre neuen Verse.

„Ihr Männer, die ihr auf dem heiligen Ätna wohnet," deklamierte einer von ihnen, „ihr Leute, die ihr auf dem Wunderberge lebt, erhebt euch, schenkt eurer Herrscherin einen neuen Schmuck. Sie sehnt sich nach zwei langen Bändern, die ihre Schönheit noch erhöhen sollen; zwei lange, schmale eiserne Bänder will sie an ihrem Mantel anbringen. Schenkt sie eurer Herrscherin, und sie wird euch mit Reichtum dafür lohnen; sie wird euch Gold für Eisen geben. Unzählbar sind die Schätze, die die Mächtige denen geben wird, die ihr jetzt beistehen."

„Ein milder Wundertäter ist zu uns gekommen," sang ein andrer. „Arm und unbeachtet steht er in der kahlen alten Kirche. Seine Krone ist aus Blech und seine Diamanten von Glas. ‚Bringt mir keine Opfer dar, ihr Armen,' sagt er, ‚baut mir keinen Tempel, ihr Unglücklichen. Ich will für euer Glück arbeiten. Wenn der Reichtum aus euren Hütten strahlt, glänze ich in echten Steinen. Wenn die Not aus diesem Lande entflieht, werden meine Füße mit perlenbesetzten Schuhen bekleidet sein.'"

Während so ein neuer Reim nach dem andern hergesagt wurde, wurde er angenommen oder verworfen.

Aber am nächsten Tage zogen die Sänger hinaus, über den ganzen Ätna hin, und sangen die Eisenbahn in die Herzen des Volkes hinein.

* * *

Nach dem Wunder mit Fra Felices Testament begannen die Leute Gaben zu der Eisenbahn zu geben. Bald hatte Donna Micaela an hundert Lire beisammen. Da fuhr sie mit Donna Elisa nach Messina, um sich dort die Dampfstraßenbahn, die zwischen Messina und Pharo geht, anzusehen. An etwas Größeres dachten sie nicht; sie wären mit einer Dampfstraßenbahn wohl zufrieden gewesen.

„Muß denn eine Eisenbahn so teuer kommen?“ sagte Donna Elisa. „Man braucht ja nur Schienen auf eine gewöhnliche Straße zu legen. Die Ingenieure und feinen Herrn machen, daß sie so teuer wird. Wozu brauchen wir Ingenieure, Micaela? Wir wollen doch unsere guten Straßenbauer Giovanni und Carmelo die Eisenbahn bauen lassen.“ Sie besichtigten die Dampfstraßenbahn nach Pharo sehr genau und ließen sich alle Auskunft geben, die zu erlangen war. Sie maßen aus, wie weit die Schienen voneinander entfernt waren, wie weit der Zwischenraum zwischen den Geleisen sein mußte, und Donna Micaela zeichnete auf ein Papier, wie die Geleise sich an den Stationen kreuzten. Das war nicht so schwierig. Sie waren überzeugt, daß sie allein zurechtkommen würden.

An diesem Tage schien es bei einem solchen Bau gar kein Hindernis zu geben. Einen Bahnhof bauen sei nicht schwerer als ein gewöhnliches Haus bauen, sagten sie.

Und mehr als einen oder zwei Bahnhöfe brauche man gar nicht. An den meisten Haltestellen genüge eine kleine Wartehalle.

Wenn sie nur ohne eine Aktiengesellschaft auskommen konnten. Wenn sie nur keine feinen Herren anstellten und alles das andre, was so viel Geld kostet, vermieden, dann würde ihre Eisenbahn sicher zustande kommen. Sie sollte nicht teuer werden. Den Boden würden sie schon umsonst bekommen. Die hohen Herren, die Grundstücke auf dem Ätna hatten, würden wohl begreifen, wieviel Nutzen sie von der Eisenbahn haben würden und diese gewiß umsonst über ihre Äcker führen lassen.

Sie hielten es für unnötig, daß die Linie vorher abgesteckt wurde. Sie wollten einfach bei Diamante anfangen und dann allmählich bis Catania weiterbauen. Man brauchte nur anzufangen und dann jeden Tag eine kleine Strecke fertig machen. Das war gar nicht schwierig.

Nach dieser Reise wurde der Versuch gemacht, auf eigne Faust die Bahn zu bauen. Don Ferrante hatte Donna Micaela keine großen Reichtümer hinterlassen, aber glücklicherweise hatte er ihr eine große Strecke lavabedeckten Ödlands verschrieben. Dort begannen Giovanni und Carmelo den Weg für die neue Eisenbahn vorzubereiten.

Als diese Arbeit in Angriff genommen wurde, besaßen die Eisenbahnunternehmer nur hundert Lire. Aber das Wunder mit dem Testament hatte sie mit heiligem Wahnwitz erfüllt.

Was mochte das für eine Eisenbahn werden, ach du lieber Gott, was für eine Eisenbahn!

Blinde Sänger boten die Aktien aus, das Heiligenbild gab die Konzession, und die alte Geschäftsfrau Donna Elisa war der Ingenieur!

VIII

Ein Jettatore

In Catania lebte früher ein Mann mit dem „bösen Blick“, ein Jettatore. Er war fast der gefürchtetste aller Jettatoren auf ganz Sizilien. Sobald er sich auf der Straße zeigte, beeilten sich die Leute, ihre Finger zum Schutz zu krümmen. Und sehr oft half dies nicht einmal. Wer ihm begegnete, mußte darauf gefaßt sein, einen traurigen Tag zu erleben. Sein Essen brannte an und die feine alte Obstschale zerbrach. Er erfuhr, daß sein Bankier die Zahlungen eingestellt hatte, und daß das Liebesbriefchen, das er der Frau seines Freundes geschrieben hatte, in die unrechten Hände gekommen war.

Meist ist ein Jettatore ein großer, hagerer Mann mit blassen, scheuen Augen und einer langen, scharf gekrümmten Nase.

Gott hat den Jettatoren die Habichtsnase gleichsam als Erkennungszeichen ins Gesicht gesetzt.

Aber alles auf der Welt ist veränderlich, nichts bleibt sich immer gleich. Dieser Jettatore war ein kleiner Mann, mit einer Nase gleich der des heiligen Michael.

Daher kam es, daß er noch viel mehr Unheil anrichtete als ein gewöhnlicher Jettatore. Wieviel häufiger sticht man sich an einer Rose, als daß man sich an einer Brennessel brennt.

Ein Jettatore sollte nie heranwachsen, sondern immer ein Kind bleiben, denn nur als ein solches hat er es gut. Da hat er doch seine liebe Mutter, und diese sieht das böse Auge nicht. Sie begreift nicht, warum sie sich immer in den Finger sticht, sobald er ihrem Nähtisch nahe kommt. Sie empfindet nie Furcht, wenn sie ihn küßt. Obgleich

sie beständig Krankheit im Hause hat, die Dienstboten aufkündigen und die Freunde sich fernhalten, merkt sie doch nie etwas.

Aber sobald der Jettatore in die Welt hinauskommt, hat er es oft recht schwer. Man muß doch zuerst an sich selbst denken, und man kann sich doch nicht das ganze Leben verderben, nur um gegen einen Jettatore gut zu sein.

Es gibt Jettatoren, die sogar Priester sind. Das ist gar nicht verwunderlich, der Wolf ist ja froh, wenn er viele Schafe zerreißen kann. Sie können wohl in keiner Stellung mehr Böses anrichten, als wenn sie Pfarrer werden. Man sollte nur wissen, wie es den Kindern geht, die von ihnen getauft werden, und den Brautpaaren, die sie trauen . . .

Der Jettatore, von dem hier die Rede ist, wurde Ingenieur und wollte Eisenbahnen bauen. Er wurde auch an einer der Staatsbahnen angestellt; der Staat konnte ja nicht wissen, daß er ein Jettatore war. Ach, aber das Elend, das Elend! Sobald er seine Stelle bei der Bahn angetreten hatte, geschah lauter Unglück. Wenn man einen Hügel durchstechen wollte, Erdrutsch auf Erdrutsch! Wenn man eine Brücke bauen wollte, Einsturz über Einsturz! Wenn man eine Sprengung vornahm, wurden die Arbeiter von umherfliegenden Steinen getötet.

Der einzige, der niemals zu Schaden kam, war der Ingenieur, der Jettatore.

Aber die Ärmsten, die unter ihm arbeiteten! Sie zählten jeden Abend ihre Finger und ihre Glieder. „Morgen haben wir euch vielleicht verloren," sagten sie.

Man teilte es dem Oberingenieur mit, man erstattete dem Minister Bericht. Aber keiner von beiden wollte der Klage Beachtung schenken. Sie waren zu klug und zu gelehrt, um an das böse Auge zu glauben. Die Arbeiter sollten bei ihrer Arbeit besser aufpassen. Sie seien selbst

schuld daran, wenn sie ins Unglück gerieten. Und die Sandwagen stürzten um, die Lokomotiven explodierten!

Eines Morgens flüsterten die Leute sich zu, der Ingenieur sei verschwunden. Er war nicht mehr da, und niemand wußte, wo er geblieben war. Hatte ihn wohl jemand niedergestochen? O nein, o nein, wer würde es wagen, einen Jettatore zu erstechen?

Aber er war wirklich fort, kein Mensch sah ihn wieder.

Es war mehrere Jahre nach diesen Ereignissen, daß Donna Micaela daran dachte, eine Eisenbahn zu bauen. Und um Geld dafür zu gewinnen, wollte sie in dem Franziskanerkloster vor der Stadt einen Bazar halten.

Dort ist ein von prächtigen alten Arkaden umgebener Klosterhof. Zwischen den Säulen stellte Donna Micaela Buden, Lotterietische und kleine Vergnügungszelte auf. Sie schlang Girlanden mit venetianischen Lampen von Säule zu Säule. Sie ließ große Fässer Ätnawein rings um den Klosterbrunnen auflegen.

Während Donna Micaela da draußen arbeitete, unterhielt sie sich oft mit dem kleinen Gandolfo, der nach Fra Felices Tod Klosterwächter geworden war.

Eines Tages ließ sie sich von Gandolfo im ganzen Kloster herumführen. Sie durchwanderte alle Räume vom Boden bis zum Keller. Als nun Donna Micaela diese unzähligen kleinen Zellen mit ihren vergitterten Fenstern, die weißgetünchten Wände und die harten Holzschemel sah, hatte sie einen seltsamen Einfall.

Sie verlangte, Gandolfo solle sie in eine der Zellen einschließen und da fünf Minuten allein lassen.

„Nun bin ich eine Gefangene," sagte sie sich, als sie allein geblieben war. Sie rüttelte an der Tür, sie rüttelte am Fenster; sie war wirklich eingesperrt.

So war es also, wenn man gefangen war! Vier kahle Wände hatte man um sich, Grabesstille, Grabeskälte!

„Ich will fühlen, wie einem Gefangenen zumut ist," dachte sie.

Doch in demselben Augenblick vergaß sie alles andre über dem einen Gedanken, daß Gandolfo möglicherweise nicht wiederkommen würde, um sie herauszulassen. Er konnte ja weggerufen werden, oder er konnte plötzlich krank werden. Er konnte in einen der dunklen Gänge hinabstürzen und tot sein. Es konnte viel geschehen, das ihn am Wiederkommen hinderte.

Aber niemand wußte, wo sie war, niemand würde sie in dieser abgelegenen Zelle suchen. Wenn sie nur eine Stunde hier bleiben mußte, würde sie wahnsinnig werden vor Angst. Sie sah den Hunger vor sich, den langsamen Hungertod. Sie kämpfte sich durch die endlosen Stunden der Angst hindurch. Ach, wie sie auf Schritte lauschen würde, wie sie rufen würde!

Sie würde an der Tür rütteln, mit ihren Nägeln den Kalk von den Wänden abkratzen! Sie würde versuchen, die Eisenstäbe des Fenstergitters zu zerbeißen.

Wenn man sie dann endlich fand, lag sie tot am Boden, und überall würde man die Spuren finden, wie sie versucht hatte, sich zu befreien.

Warum kam nur Gandolfo nicht? Nun war sie doch schon eine Viertelstunde — eine halbe Stunde hier. Warum kam er nicht? Sie war überzeugt, daß sie eine volle Stunde eingesperrt gewesen war, als Gandolfo kam, und sie fragte ihn, wo er denn so lange geblieben sei.

Er war gar nicht lange fortgewesen. Nur fünf Minuten.

Lieber Gott, so ist es also, wenn man im Gefängnis sitzt! Das ist Gaetanos Leben. Sie brach in lautes Weinen aus, als sie den freien Himmel wieder über sich sah.

Kurz nachher, als sie mit Gandolfo auf einer der

17*

offenen Loggien stand, zeigte ihr dieser ein paar Fenster mit Läden und grünen Jalousien.

„Wohnt dort jemand?“ fragte sie.

„Ja, Donna Micaela, es wohnt jemand dort.“

Und Gandolfo erzählte, daß ein Mann dort wohne, der nur bei Nacht ausgehe, ein Mann, der nie mit einem Menschen spreche.

„Ist er wahnsinnig?“ fragte Donna Micaela.

„Nein, er ist ebenso vernünftig wie Ihr und ich. Aber es heißt, er müsse sich verstecken. Er fürchte sich vor der Regierung.“

In Donna Micaelas Herzen erwachte ein lebhaftes Interesse für diesen Mann. „Wie heißt er?“ fragte sie.

„Ich nenne ihn Signor Alfredo.“

„Wer bringt ihm zu essen?“ fragte sie weiter.

„Ich koche für ihn,“ sagte Gandolfo.

„Und seine Kleider?“

„Ich sorge dafür ... ich bringe ihm auch Bücher und Zeitungen.“

Donna Micaela ging eine Weile schweigend weiter. „Gandolfo,“ sagte sie und gab ihm eine Rose, die sie in der Hand hielt. „Lege diese Rose auf das Brett, wenn du deinem Armen die nächste Mahlzeit hineinträgst.“

Von da an schickte Donna Micaela dem Mann im Kloster fast jeden Tag irgend eine Kleinigkeit, eine Blume, ein Buch oder ein paar Früchte. Dies machte ihr viel Freude. Sie ließ ihrer Phantasie freien Lauf. Es gelang ihr beinahe, sich einzubilden, daß sie das alles Gaetano schicke.

Als der Tag des Bazars herankam, war Donna Micaela schon in aller Frühe draußen im Kloster.

„Gandolfo,“ sagte sie, „geh zu deinem Gefangenen hinauf und frage ihn, ob er nicht heute unsrem Fest beiwohnen wolle.“

Gandolfo kam bald mit der Antwort zurück. „Er läßt vielmals danken, Donna Micaela, er werde kommen," richtete der Bursche aus.

Donna Micaela war überrascht, denn sie hatte nicht geglaubt, daß er sich herauswagen würde. Sie hatte ihm nur eine Freundlichkeit erweisen wollen. Ein Geräusch ließ sie aufschauen. Sie stand auf dem Klosterhof, und in dem Gebäude über ihr wurde ein Fenster aufgemacht.

Donna Micaela sah, daß ein Mann in mittleren Jahren und von angenehmem Äußern dort oben stand und sie betrachtete.

„Das ist er, Donna Micaela," sagte Gandolfo.

Sie fühlte sich beglückt. Es war ihr, als habe sie diesen Mann erlöst und gerettet. Und es war noch mehr als das. Menschen, die keine Phantasie haben, werden es zwar nicht begreifen. Aber Donna Micaela ging den ganzen Tag zitternd und erwartungsvoll umher. Sie dachte darüber nach, wie sie sich anziehen solle. Es war, als erwarte sie Gaetano.

Aber bald bekam Donna Micaela andres zu tun als zu träumen. Den ganzen Tag verfolgte sie eine Widerwärtigkeit um die andre.

Zuerst kam ein Schreiben des alten Ätnaräubers Falco Falcone:

„Liebe Freundin Donna Micaela!

Da ich gehört habe, daß Du die Absicht hast, eine Eisenbahn auf dem Ätna zu bauen, tue ich Dir hiemit kund, daß dies mit meinem Willen niemals geschehen wird. Ich sage es Dir jetzt gleich, damit Du nicht noch mehr Geld und Mühe darauf verwendest.

Erhabene und hochgeborene Signora, ich verbleibe

Dein untertänigster Diener

Falco Falcone.

Passafiore, mein Neffe, hat den Brief geschrieben."

Donna Micaela warf den schmutzigen Brief weg. Er kam ihr wie ein Todesurteil für die Eisenbahn vor, aber heute wollte sie nicht daran denken. Jetzt war der Bazar das Wichtigste.

Gleich darauf kamen die beiden Straßenbauer Giovanni und Carmelo. Sie wollten ihr raten, einen Ingenieur zu berufen. Sie wisse nicht, was das für ein Boden da draußen auf dem Ätna sei. Zuerst komme Lava, dann Asche und dann wieder Lava. Ob sie wolle, daß die Bahn auf die oberste Lavaschicht oder auf das Aschenbett gelegt werde, oder ob sie noch tiefer graben sollten? Denn einen festen Grund brauche man eigentlich zu so einer Eisenbahn. Sie könnten nicht weitermachen, es müsse ein Mann her, der sich darauf verstehe.

Donna Micaela schickte sie fort. Morgen, morgen, heute habe sie keine Zeit, daran zu denken.

Nun kam Donna Elisa mit noch schlimmeren Nachrichten.

Es gab einen Stadtteil in Diamante, wo nur arme und verkommene Leute wohnten. Unter diesen Armen herrschte große Angst und Aufregung über die Eisenbahn. Es hieß, das gebe Ätnaausbrüche und Erdbeben. Der große Ätna dulde keine Fesseln. Er werde die ganze Eisenbahn abschütteln. Und deshalb sagten diese Leute nun, man müsse hinausgehen und die ganze Bahn zerstören, sobald die erste Schiene daraufgelegt würde.

O Unglückstag! Unglückstag! Donna Micaela wähnte sich ferner vom Ziel denn je.

„Was hilft es nun, wenn wir bei unsrem Bazar heute Geld verdienen?“ sagte sie niedergeschlagen.

Aber es schien, als ob sie auch auf dem Bazar kein Geld verdienen sollte. Denn am Nachmittag begann es zu regnen. Seit jenem Tage, wo die Glocken läuteten, hatte es in Diamante nicht mehr so geregnet. Die Wolken

senkten sich schwer auf die Dächer herab, und der Regen rauschte hernieder. Man wurde ganz durchnäßt, wenn man sich nur zwei Minuten im Freien aufhielt.

Um sechs Uhr, als Donna Micaelas Bazar beginnen sollte, regnete es am stärksten. Als sie aus dem Kloster heraustrat, war außer denen, die beim Verkaufen und Servieren helfen wollten, niemand da.

Donna Micaela kämpfte mit dem Weinen. Welch ein Unglückstag! Was hatte nur all dies Unglück heraufbeschworen?

Donna Micaelas Blick fiel auf einen fremden Mann, der an einem der Pfeiler lehnte und sie betrachtete. Plötzlich erkannte sie ihn. Es war der Jettatore, der Jettatore von Catania, den man sie schon als Kind fürchten gelehrt hatte.

Donna Micaela ging schnell zu ihm hin. „Kommt mit mir, Signor!" sagte sie und ging ihm voran. Sie wollte so weit weggehen, daß niemand zuhören konnte, und dann wollte sie ihn bitten, ihr nie wieder vor die Augen zu kommen. Sie konnte nicht anders. Er durfte nicht ihr ganzes Leben zerstören.

Sie war sich nicht klar, nach welcher Seite sie ging. Plötzlich stand sie vor der Tür der Klosterkirche; sie trat in die Kirche. Es war fast dunkel darin. Nur dort vorne bei dem Christusbild brannte ein Öllämpchen.

Als Donna Micaela das Christusbild sah, wurde sie bestürzt. Gerade hier hatte sie ihn nicht haben wollen. Sie erinnerte sich daran, wie dessen Krone Gaetano vor die Füße gerollt war, als dieser den Banditen zürnte. Vielleicht wollte das Christusbild nicht, daß sie den Jettatore vertrieb.

Aber sie hatte wirklich Grund, den Jettatore zu fürchten. Und es war unrecht von ihm, daß er auf ihr Fest kam. Sie mußte sehen, wie sie ihn los wurde.

Donna Micaela war durch die ganze Kirche hindurchgegangen, sie betrachtete nun das Christusbild, und sie konnte dem Manne, der ihr folgte, nicht ein Wort sagen.

Es fiel ihr ein, welches Mitleid sie vor kurzem noch für ihn empfunden hatte, weil er ein Gefangener war wie Gaetano. Sie war so froh gewesen, daß sie ihn hatte ins Leben herauslocken können. Was wollte sie nun tun? Wollte sie ihn wieder ins Gefängnis zurückschicken?

Ihr Vater und Gaetano fielen ihr ein. Sollte dies der dritte sein, den sie ...

Schweigend stand sie da und kämpfte mit sich selbst. Schließlich ergriff der Jettatore das Wort.

„Nun, Signora, nicht wahr, jetzt habt Ihr genug von mir?"

Donna Micaela machte eine verneinende Bewegung.

„Wünschet Ihr nicht, daß ich wieder in meine Zelle zurückkehre?"

„Ich verstehe Euch nicht, Signor."

„Doch, doch, Ihr versteht mich wohl. Euch ist etwas Schreckliches begegnet. Ihr seht jetzt ganz anders aus als heute morgen."

„Ich bin sehr müde," sagte Donna Micaela ausweichend.

Der Mann trat dicht vor sie hin, als wolle er die Wahrheit aus ihr herauspressen. Die Fragen und Antworten fielen kurz und atemlos zwischen ihnen.

„Seht Ihr nicht, daß Euer ganzes Fest mißlingt?"

„Ich muß es auf morgen verschieben."

„Habt Ihr mich denn nicht erkannt?"

„Doch, ich habe Euch früher in Catania gesehen."

„Und Ihr fürchtetet den Jettatore nicht, wirklich nicht?"

„Ja, früher, als Kind."

„Aber jetzt, fürchtet Ihr Euch jetzt nicht mehr?"

Sie vermied es, ihm zu antworten. „Fürchtet Ihr Euch selbst?“ fragte sie.

„Sprecht die Wahrheit,“ sagte er ungeduldig. „Was wolltet Ihr mir sagen, als Ihr mich hierher führtet?“

Sie schaute sich ängstlich um. Sie mußte etwas sagen, sie mußte ihm doch irgend eine Antwort geben. Da stieg ein Gedanke in ihr auf, der ihr ganz furchtbar erschien. Sie richtete ihren Blick auf das Christuskind. Forderst du dies? schien sie zu fragen. Soll ich das für den fremden Mann tun? Aber das ist ja so viel, als meine letzte Hoffnung aufgeben.

„Ich weiß kaum, ob ich es wagen darf, Euch zu sagen, was ich von Euch wollte,“ sagte sie.

„Nein, Ihr seht selbst, daß Ihr es nicht wagt.“

„Wißt Ihr, daß ich beabsichtige, eine Eisenbahn zu bauen?“

„Ja, ich weiß es.“

„Ich wollte Euch bitten, mir dabei zu helfen.“

„Ich Euch helfen?“

Nachdem sie den Anfang gemacht hatte, wurde es ihr leichter, fortzufahren. Sie wunderte sich, wie natürlich es klang, als sie sagte:

„Ich weiß, Ihr seid ein Eisenbahningenieur. Ja, Ihr versteht doch wohl, daß es bei meiner Eisenbahn keinen Gehalt gibt? Aber ich meine, es wäre besser, wenn Ihr mir bei meiner Arbeit helfen würdet, anstatt hier eingesperrt zu sitzen. Ihr schlagt ja nur Eure Zeit tot.“

Er sah sie fast streng an. „Wißt Ihr, was Ihr sagt?“

„Es ist natürlich eine vermessene Bitte.“

„Ja, es ist eine vermessene Bitte.“

Nun versuchte der arme Mann sie abzuschrecken.

„Es würde mit Eurer Eisenbahn gerade so gehen wie mit Eurem Fest.“

Donna Micaela war derselben Ansicht; aber sie glaubte, sie habe sich nun doch jeden Ausweg versperrt, deshalb müsse sie dabei bleiben, gut gegen ihn zu sein.

„Mein Fest wird bald in vollem Gang sein," sagte sie zuversichtlich.

„Hört mich an, Donna Micaela," sagte der Mann. „Das letzte, an was der Mensch den Glauben verliert, ist er selbst. Man kann nie aufhören, auf sich selbst zu hoffen."

„Nein, warum sollte man auch?"

Er machte eine Bewegung, als sei er ärgerlich über ihr Vertrauen.

„Als ich zuerst über die Sache nachdachte," fuhr er fort, „tröstete ich mich leicht. Es sind ein paar unglückliche Zusammentreffen gewesen, sagte ich mir, dadurch ist das Gerücht über dich entstanden, und aus dem Gerücht ist dann der Glaube geworden. Der Glaube ist es, der verhext. Man ist mir begegnet, und dann glaubte man Unglück haben zu müssen, und deshalb hatte man Unglück. Für einen Jettatore gehalten zu werden, das ist ein Unglück schlimmer als der Tod. Aber man braucht sich ja nicht selbst dafür zu halten."

„Es ist so unnatürlich," sagte Donna Micaela.

„Allerdings. Warum sollte mein Blick die Macht haben, Unglück hervorzurufen? Und als ich dies dachte, beschloß ich noch einen Versuch zu machen. Ich reiste an einen Ort, wo mich niemand kannte. Am nächsten Tage las ich in der Zeitung, daß der Zug, in dem ich gereist war, einen Bahnwärter überfahren hatte. Als ich einen Tag im Hotel wohnte, sah ich den Wirt verzweiflungsvoll die Hände ringen, und die Gäste waren im Begriff, abzureisen. ‚Was ist denn geschehen?' fragte ich. ‚Einer unserer Hausknechte ist an den Pocken erkrankt. Ach, welches Elend!'

Nun wohl, Donna Micaela, seitdem schloß ich mich ein und entzog mich aller Berührung mit den Menschen. Nach Verlauf eines Jahres war ich ruhig geworden. Ich fragte mich, warum ich mich denn eigentlich so abschließe? Du bist ja doch ein ungefährlicher Mensch, sagte ich mir und willst niemand etwas schaden. Warum lebst du denn so armselig wie ein Verbrecher? Ich hatte eben beschlossen, wieder ins Leben zurückzukehren, da begegnete ich in einem der Klostergänge Fra Felice. Fra Felice, wo ist die Katze? — Die Katze, Signor? — Ja, die Klosterkatze, die immer Milch von mir bekam. — Wo ist sie denn? — Sie hat sich in einer Rattenfalle verfangen. — Was sagt Ihr da, Fra Felice? — Sie geriet mit einer Tatze in eine Drahtfalle und konnte sich nicht wieder los machen. Sie schleppte sich auf einen der Böden und ist da verhungert. — Nun, was sagt Ihr dazu, Donna Micaela?"

„Solltet Ihr daran schuld sein, daß die Katze starb?"

„Ich bin ja ein Jettatore."

Sie zuckte die Achseln. „Ach, welche Torheit!"

„Als einige Zeit vergangen war, erwachte die Lust zu leben, abermals in mir. Da klopfte Gandolfo an meine Tür und lud mich zu einem Fest ein. Warum sollte ich nicht hingehen? Es ist unmöglich, von sich selbst zu glauben, daß man durch sein bloßes Erscheinen Unglück bringe. Ach, Donna Micaela, das Ankleiden allein schon war ein wahres Fest! Die schwarzen Kleider herausnehmen, sie ausbürsten, sie anlegen! Aber als ich auf den Festplatz herunterkam, war er leer und verlassen, der Regen goß in Strömen, die venetianischen Lämpchen waren voller Wasser. Und ihr selbst sahet aus, als sei Euch an einem einzigen Tage alles Unglück der Welt widerfahren. Als Ihr mich erblicktet, wurdet Ihr ganz fahl vor Entsetzen. Ich frage jemand: Wie heißt die Signora Alagona mit ihrem Geschlechtsnamen? — Palmeri. — Ah, Palmeri,

sie ist also aus Catania. Sie hat den Jettatore wiedererkannt."

„Ja, das ist wahr. Ich hatte Euch wiedererkannt."

„Ihr seid sehr freundlich, sehr gut gegen mich gewesen, und ich bin tief betrübt, daß ich Euer Fest verdorben habe. Aber nun verspreche ich Euch, daß ich mich von Eurem Fest und von Eurer Eisenbahn fernhalten werde."

„Warum wollt Ihr Euch denn fernhalten?"

„Ich bin ein Jettatore."

„Ich glaube es nicht, ich kann es nicht glauben."

„Ich selbst glaube es auch nicht. Und doch, ja, ich glaube es. Seht, es heißt, niemand, der nicht ebenso böse sei wie der Jettatore, könne über diesen Macht gewinnen. Es geht die Sage, ein Jettatore habe sich einmal in einem Spiegel besehen, da sei er tot umgefallen. Nun wohl, ich betrachte mich niemals im Spiegel. Ich glaube also selbst an die Sage."

„Aber ich glaube nicht daran. Es kann sein, daß ich daran glaubte, als ich Euch draußen erblickte, aber jetzt tue ich es nicht mehr."

„Ihr wollt mich vielleicht an Eurer Eisenbahn arbeiten lassen?"

„Ja, ja, wenn Ihr selbst wollt."

Er trat wieder ganz dicht zu ihr, und sie wechselten ein paar kurze Sätze.

„Kommt hierher ans Licht, ich will Euer Gesicht sehen."

„Ihr meint, ich verstelle mich?"

„Ich glaube, Ihr wollt nur höflich sein."

„Warum sollte ich höflich gegen Euch sein?"

„Hat diese Eisenbahn eine Bedeutung für Euch?"

„Sie bedeutet Leben und Glück für mich."

„Wieso?"

„Sie soll jemand helfen, den ich sehr lieb habe."

„Sehr lieb?“

Sie erwiderte nichts, er las die Antwort in ihrem Gesicht.

Da beugte er die Knie vor ihr und senkte den Kopf so tief, daß er den Saum ihres Kleides küssen konnte.

„Ihr seid gut, Ihr seid sehr gut. Ich werde es niemals vergessen. Wenn ich nicht der wäre, der ich bin, wie würde ich Euch dienen!“

„Ihr sollt mir dienen,“ sagte sie. Und sie war so erschüttert von seinem Unglück, daß sie alle Furcht, er könne ihr schaden, vergaß.

Er sprang auf.

„Hört mich an, Donna Micaela — wenn ich Euch ansehe, könnt Ihr nicht durch diesen Raum gehen, ohne auszugleiten.“

„O doch,“ sagte sie.

„Versucht es!“

Und sie versuchte es, aber sie hatte große Angst. Seit ihren ersten Kinderschrittchen hatte sie sich nicht mehr so unsicher gefühlt. Aber dann dachte sie: „Wenn ich es für Gaetano täte, dann könnte ich es wohl.“ Und da konnte sie es.

Sie ging durch die Kirche und wieder zurück. „Soll ich es noch einmal tun?“ fragte sie.

Er nickte.

Während sie so wieder hin und zurück ging, kam ihr plötzlich der Gedanke: „Das Christuskind hat den Fluch von ihm genommen, weil er mir beistehen soll.“

Sie drehte sich plötzlich um und trat wieder zu ihm. „Wißt Ihr es nun, Ihr seid gar kein Jettatore.“

„Nicht?“

„Nein, nein.“ Sie ergriff ihn bei den Schultern und schüttelte ihn. „Seht Ihr es denn nicht, begreift Ihr es denn nicht? Es ist von Euch genommen.“

Die Stimme des kleinen Gandolfo erklang draußen vor der Kirche:

„Donna Micaela! Donna Micaela, wo seid Ihr? Es sind sehr viele Leute da, Donna Micaela! Kommt! Kommt!"

„Regnet es nicht mehr?" fragte der Jettatore mit unsicherer Stimme.

„Es regnet keine Spur mehr. Wie könnte es auch regnen? Das Christusbild hat den Fluch von Euch genommen, damit Ihr mir bei meiner Eisenbahn helfen sollt."

Der Mann schwankte und griff mit den Händen in die Luft. „Er ist nicht mehr da . . . Ja, auch ich glaube, er ist nicht mehr da. Vorhin war er noch da. Aber nun . . ."

Er wollte wieder vor Donna Micaela niederknien.

„Nicht vor mir," sagte sie, „nicht vor mir, vor ihm, vor ihm!" Und sie deutete auf das Christusbild.

Aber er kniete doch vor ihr nieder. Er küßte ihr die Hände, und unter heftigem Schluchzen erzählte er ihr, wie ihn die Menschen verfolgt und verabscheut hätten, und welch ein schreckliches Elend sein Leben gewesen sei. Am nächsten Tage ging der Jettatore auf den Ätna hinaus und steckte die Bahn ab. Und er war nicht gefährlicher als irgend ein andrer Mensch.

IX

Der Palazzo Geraci und der Palazzo Corvaja

Zu der Zeit, wo die Normannen auf Sizilien herrschten, lange bevor das Geschlecht der Alagonas auf die Insel kam, wurden in Diamante die beiden herrlichen Bauwerke, der Palazzo Geraci und der Palazzo Corvaja gebaut.

Die hochedlen Herren von Geraci bauten ihr Haus

an den Markt ganz oben auf dem Monte Chiaro. Die Herren von Corvaja dagegen bauten das ihrige ganz unten am Berg und umgaben es mit Gärten.

Die schwarzen Lavamauern des Palazzo Geraci umschlossen einen viereckigen Hof, der äußerst stimmungsvoll und edel gehalten war. Eine hohe Treppe mit einem wappengeschmückten Portal führte zu dem oberen Stockwerk. Nicht rings um den Hof, sondern nur da und dort an den unerwartetsten Stellen öffneten sich die Mauern und gaben Raum für kleine von leichten Pfeilern getragene Loggien. Die Wandfelder waren mit Reliefs bekleidet, mit Platten aus buntem sizilianischem Marmor und mit den Wappenschildern der hochadeligen Geracis. Die Fenster waren sehr klein, aber mit prächtig gearbeiteten Rahmen; bald waren sie rund mit so kleinen Lichtöffnungen, daß man sie mit einem Rebenblatt hätte zudecken können, bald länglich und so schmal, daß nicht mehr Licht hindurchfallen konnte, als durch einen Spalt zwischen zwei Vorhängen.

Die hohen Barone von Corvaja dachten nicht daran, den Hof ihres Palastes zu schmücken, aber im Erdgeschoß des Hauses wurde ein prachtvoller Saal eingerichtet. In den Boden wurde eine große Schale für Goldfische eingelassen, in den mosaikbekleideten Wandnischen wurden Springbrunnen aufgestellt, deren klares Wasser in riesigen Muscheln herabfiel. Über dem ganzen Saal wölbte sich eine maurische, von leichten, mit Mosaikranken umwundenen Säulen getragene Decke. Es war ein Saal, wie seinesgleichen nur allein in dem Sarazenenschloß zu Palermo zu finden war.

Je weiter die beiden Bauwerke voranschritten, desto größer wurde der Wetteifer zwischen den beiden Familien. Der Palazzo Geraci bekam einen Balkon, der Palazzo Corvaja dafür seine hohen gotischen Bogenfenster. Als

das Dach des Palazzo Geraci mit reichausgehauenen Zinnen versehen wurde, schmückte man den Palast Corvaja mit einem ellenhohen, weißeingelegten Fries aus schwarzem Marmor. Das Haus der Geraci hatte einen hohen Turm, der Palast der Corvaja ein plattes Dach mit antiken Vasen rings um das Geländer.

Als die Paläste endlich fertig waren, entstand nun auch Eifersucht zwischen den Familien. Die Feindschaft und der Streit schien von den Häusern auf die Bewohner überzugehen. Ein Baron Geraci hatte nie dieselbe Ansicht wie ein Baron Corvaja. Als Geraci für Anjou kämpfte, stritt Corvaja für Manfred. Änderten die Geracis ihren Standpunkt und halfen Aragonien, dann zog Corvaja nach Neapel und kämpfte für Robert und Johanna.

Aber damit war es noch nicht genug. Es war etwas ganz Feststehendes, daß die Corvajas, sobald die Geracis sich einen Schwiegersohn zulegten, ihre Macht auch durch eine reiche Heirat vergrößern mußten. Die beiden Geschlechter konnten niemals zur Ruhe kommen. Man mußte um die Wette essen, sich um die Wette ergötzen, um die Wette arbeiten. Die Geracis zogen an den Hof der Bourbonen nach Neapel, nicht aus Sucht nach Auszeichnung, sondern weil die Corvajas dort waren. Die Corvajas mußten ihrerseits Weinbau treiben und Schwefel graben, weil die Geracis sich für Ackerbau und Bergwerksbetrieb interessierten. Wenn ein Geraci eine Erbschaft machte, mußte ein alter Verwandter der Corvajas sich auch zum Sterben niederlegen, damit die Ehre des Geschlechts nicht gefährdet werde. Der Palazzo Geraci mußte immer sehr genaue Aufsicht über die Zahl seiner Diener führen, um sich nicht von dem Palazzo Corvaja überflügeln zu lassen. Aber es war nicht genug mit den Dienern, man mußte auch die Schnüre an den Mützen, das Wagen- und Pferdegeschirr auf gleichem Fuß erhalten.

Die Fasanenfeder auf dem Kopfe der Wagenpferde der Corvajas durfte nicht einen Zoll länger sein als die der Geracis. Ihre Ziegenherden mußten im gleichen Maße vergrößert werden und die Ochsen der Geracis ebenso lange Hörner haben wie die der Corvajas.

Man sollte meinen, daß die Feindschaft zwischen den beiden Palästen jetzt vorbei sei, denn heutzutage gibt es ebensowenig einen Corvaja in dem einen Palast als einen Geraci in dem andern.

Jetzt ist der Hof der Geracis ein schmutziger Winkel, in dem sich Esel- und Schweineställe und Hühnerhäuser befinden. Auf der hohen Treppe werden Lumpen getrocknet, und die Reliefbilder sind abgestoßen und verwittert. In der einen der beiden Vorhallen wird ein Handel mit Grünzeug betrieben, und in der andern ist eine Schuhmacherwerkstätte. Der Torwächter sieht aus wie der zerlumpteste Bettler, und vom Keller bis hinauf zum Bodenraum wohnen nur arme verkommene Leute.

Durchaus nicht besser ist es im Palazzo Corvaja. In dem großen Saale findet sich keine Spur mehr von der Mosaikbekleidung, sondern nur nackte kahle Wände. Dort wohnen keine Bettler, weil der Palast zum größten Teil in Trümmern liegt. Nur allein seine schöne Front mit den verzierten Fensterbögen ragt noch zum hellen sizilianischen Himmel empor.

Aber die Feindschaft zwischen den Geracis und den Corvajas ist darum doch noch nicht zu Ende.

In den alten Zeiten wetteiferten nicht nur die hohen Herren miteinander, sondern auch ihre Nachbarn und Untergebenen. Ganz Diamante ist noch immer in Geracis und Corvajas geteilt. Es geht noch immer eine hohe, zackige Mauer mitten durch die Stadt und trennt den Teil der Einwohnerschaft, der auf Seite der Geracis steht, von dem, der sich für die Corvajas erklärt. Noch in unsern

Tagen will keiner, der den Geracis angehört, ein Mädchen aus der Partei der Corvajas heiraten. Sie haben nicht einmal denselben Heiligen. Die Geracis beten zu San Pasquale, die schwarze Madonna ist die Schutzpatronin der Corvajas.

Ein Mann von den Geracis kann nicht anders glauben, als daß ganz Corvaja voller Schwarzkünstler, Hexen und Wehrwölfe sei. Ein Mann von Corvaja wird seiner Seele Seligkeit verpfänden, daß es in Geraci nur Schelme und Diebesgesindel gebe.

Donna Micaela wohnte auf dem Gebiet Geraci, und bald waren die Bewohner dieses ganzen Stadtteils Anhänger der Eisenbahn. Und da konnte Corvaja nichts andres tun, als sich ihr zu widersetzen. Die Bewohner von Corvaja waren hauptsächlich gegen zweierlei aufgebracht. Sie wachten eifersüchtig über das Ansehen der schwarzen Madonna, und deshalb gefiel es ihnen nicht, daß noch ein wundertätiges Bild nach Diamante kam; dies war das eine.

Das andre aber war, daß sie fürchteten, der Mongibello werde ganz Diamante unter Feuer und Asche begraben, wenn man ihn mit einer Eisenbahn umgäbe.

Einige Tage nach dem Bazar begann der Palazzo Corvaja sich feindlich zu zeigen. Donna Micaela fand eines Morgens auf ihrem Dach eine Zitrone, die so dicht mit Stecknadeln besteckt war, daß sie einem Ball aus Stahl glich.

Es war ein Zaubermittel des Palazzo Corvaja, der ihr auf diese Weise so viel Kopfschmerzen zu verursachen suchte, als Nadeln in der Zitrone staken.

Dann wartete Corvaja ein paar Tage, um die Wirkung der Zitrone zu sehen. Da aber Donna Micaelas Leute ruhig wieder auf den Ätna hinausgingen, um die Eisenbahn abzustecken, riß man dort eines Nachts die Pfähle

heraus. Und als diese am andern Tage wieder eingesteckt wurden, schlug man in San Pasquale die Fenster ein und bewarf das Christusbild mit Steinen.

Auf der Südseite des Monte Chiaro liegt ein kleiner, schmaler Markt. Auf beiden Langseiten stehen dunkle, hohe Gebäude. Auf der einen Querseite ist ein jäher Abgrund, und auf der andern ragt ein steiler Berg empor. Auf dem Abhang waren einst Terrassen angelegt gewesen, aber die Treppen sind eingesunken, und auf der breitesten dieser Terrassen erheben sich die stattlichen Ruinen des Palazzo Corvaja.

Die vornehmste Zierde dieses Platzes ist ein prächtiges ovales Wasserbecken, das gerade unter den Terrassen, dicht an der Bergwand steht. Da steht es, schneeweiß, mit Reliefs geschmückt, voll klaren, kühlen Wassers. Es ist von der ganzen früheren Herrlichkeit der Corvajas am besten erhalten.

An einem schönen, stillen Frühlingsabend kamen zwei schwarzgekleidete Damen auf den Markt gewandert. In diesem Augenblick war er fast leer, kaum ein Mensch war zu sehen. Die beiden Frauen schauten sich um, und da sie niemand sahen, setzten sie sich auf die Bank neben dem Brunnen und warteten.

Bald kamen ein paar neugierige Kinder herbei und starrten sie an, und die eine der beiden Frauen, die schon älter war, redete eines der Kinder an. Sie wolle ihnen Geschichten erzählen, solche, die stets mit „es war einmal“ anfangen, sagte sie.

Dann erzählte sie den Kindern von dem Christuskind, das sich in Rosen und Lilien verwandelte, als die Madonna einem der Soldaten des Herodes begegnete, der den Befehl hatte, alle Kinder zu ermorden. Und sie erzählte ihnen auch die Legende, nach der das Christuskind einmal Vögelein aus Lehm bildete. Als nun ein böser

18*

Junge daherkam und die Tierchen zerschlagen wollte, klatschte das Christuskind in die Hände, da bekamen die Vögelein Flügel und flogen davon.

Während die alte Frau so erzählte, versammelten sich viele Kinder um sie, und allmählich gesellten sich auch erwachsene Leute dazu. Es war gerade ein Samstagabend, wo die Arbeiter vom Felde heimkehrten. Die meisten traten im Vorbeigehen an den Brunnen der Corvajas, um zu trinken, ehe sie nach Hause gingen. Als sie hörten, daß hier Legenden erzählt wurden, blieben sie stehen und hörten zu. Die beiden Frauen waren bald von einer dunklen Mauer aus groben, schwarzen Mänteln und Schlapphüten umgeben.

Plötzlich sagte die alte Dame zu den Kindern: „Habt ihr das Christuskind lieb?"

„Ja, ja!" riefen die Kinder, und ihre großen dunklen Augen strahlten.

„Ihr möchtet es wohl gerne sehen?"

„Ja, ja!"

Die Dame schlug ihre Mantille zurück und zeigte den Kindern ein kleines Christusbild in ringbehängtem Wickelband mit einer goldenen Krone auf dem Kopf und goldenen Schuhen an den Füßen.

„Hier ist es," sagte sie. „Ich habe es mitgenommen, um es euch zu zeigen."

Die Kinder waren ganz entzückt. Zuerst falteten sie die Hände vor dem ernsten Antlitz des Bildes, dann warfen sie ihm Kußhände zu.

„Er ist schön, nicht wahr?" sagte die Dame.

„Schenk es uns! Schenk es uns!" riefen die Kinder.

Doch nun drängte sich ein großer, grobknochiger Arbeiter vor, ein Mann mit dunkler Hautfarbe und mit einem borstigen schwarzen Bart. Er wollte das Bild an

sich reißen. Die alte Dame hatte eben noch Zeit, es hinter ihrem Rücken zu verstecken.

„Gebt her, Donna Elisa, gebt her!“ sagte der Mann.

Die arme Donna Elisa warf einen Blick auf Donna Micaela, die die ganze Zeit still und mißmutig neben ihr gesessen hatte. Donna Micaela hatte sich nur mit Mühe überreden lassen, mit nach Corvaja zu gehen, um den Leuten dort das Bild zu zeigen.

„Das Bild hilft uns, wenn es will,“ sagte sie. „Wir dürfen es nicht zu einer Wundertat zwingen.“

Aber Donna Elisa hatte durchaus hingehen wollen und gesagt, das Bild warte nur darauf, zu den armen Ungetreuen in Corvaja gebracht zu werden. Nach alledem, was es schon getan habe, könnten sie wohl soviel Vertrauen zu ihm haben, zu glauben, daß es auch jene gewinnen werde.

Aber nun stand sie diesem Manne gegenüber und wußte nicht, wie sie ihn hindern könnte, ihr das Bild zu entreißen.

„Gebt es mir gutwillig, Donna Elisa,“ sagte der Mann, „sonst nehme ich es mir bei Gott doch. Ich will es in kleine Stücke zerhauen, in ganz kleine Stücke. Ihr werdet schon sehen, wieviel von Eurer hölzernen Puppe übrig bleiben wird. Ihr werdet sehen, ob sie gegen die schwarze Madonna aufkommen kann.“

Donna Elisa drückte sich gegen die Bergwand, sie sah keinen Ausweg. Sie konnte weder davonlaufen, noch mit dem Manne kämpfen.

„Micaela!“ jammerte sie, „Micaela!“

Donna Micaela war sehr blaß geworden. Sie preßte die Hände aufs Herz, wie es ihre Gewohnheit war, wenn sie etwas erregte. Es war schrecklich, diesen dunklen Männern als Feind gegenüberstehen zu müssen. Vor solchen Männern in Schlapphüten und kurzen Mänteln hatte sie sich von jeher gefürchtet.

Aber jetzt, als Donna Elisa sie anrief, wandte sie sich jäh um, riß das Bild an sich und streckte es dem Manne hin.

„Da nehmt es," sagte sie trotzig. Und sie trat einen Schritt auf ihn zu. „Nehmt es, und macht damit, was Ihr könnt!"

Sie hielt das Bild in ihren ausgestreckten Armen und kam dem dunklen Arbeiter immer näher.

Er wandte sich an seine Kameraden. „Sie glaubt, ich könne der Puppe nichts tun," sagte er höhnisch. Und die ganze Arbeiterschar schlug sich auf die Knie und brach in lautes Lachen aus.

Aber er nahm das Bild nicht, sondern faßte statt dessen die große Haue, die er in der Hand hielt, fester. Er trat einen Schritt zurück, hob die Haue über seinen Kopf empor und spannte alle Muskeln an zu einem Schlag, der auf einmal die ganze verhaßte Holzpuppe zerschmettern sollte.

Donna Micaela schüttelte warnend den Kopf.

„Du kannst es nicht," sagte sie und zog das Bild nicht zurück.

Er sah, daß sie doch Angst hatte, und es machte ihm Spaß, sie zu erschrecken.

Er hielt die Haue viel länger erhoben, als es nötig gewesen wäre.

„Piero!" erklang plötzlich eine Stimme laut und angstvoll. „Piero! Piero!"

Der Mann ließ die Haue sinken, ohne zuzuschlagen. Er sah erschrocken aus.

„Piero!" erklang es gellend und durchdringend wie ein Notschrei.

„Gott, das ist Marcia!" sagte er.

In demselben Augenblick stürmte ein ganzer Menschenhaufen aus einer kleinen Hütte heraus, die in die Ruinen des Palazzo Corvaja hineingebaut war. Es waren etwa

zehn Frauen in heftigem Handgemenge mit einem Karabiniere. Der Karabiniere hielt ein Kind im Arm, und die Frauen suchten ihm das Kind zu entreißen. Aber der Diener der Gerechtigkeit, ein großer starker Mann, riß sich von ihnen los, schwang das Kind auf seine Schulter und sprang die Terrassentreppe herunter.

Der dunkle Piero hatte zugesehen, ohne sich zu rühren. Als der Karabiniere sich losriß, beugte er sich gegen Donna Micaela vor und sagte schnell:

„Wenn das kleine Kind dies verhindern kann, dann soll ganz Corvaja sein Freund werden."

Nun war der Karabiniere auf dem Markt angekommen. Piero machte ein Zeichen mit der Hand. Sogleich schlossen alle seine Kameraden einen Ring um den Fliehenden. Er drehte sich im Kreis herum. Überall war ein geschlossener Ring von Männern, die ihm mit ihren Hauen und Spaten drohten.

Dann entstand ein furchtbares Durcheinander. Die Frauen, die mit dem Karabiniere gekämpft hatten, stürzten mit lautem Schreien herbei.

Das Mädchen, das der Karabiniere im Arm hielt, schrie aus Leibeskräften und versuchte, sich ihm zu entwinden. Die Leute liefen von allen Seiten herbei. Alles schrie und fragte durcheinander.

„Komm, laß uns gehen," sagte Donna Elisa zu Donna Micaela. „Jetzt denken sie nicht mehr an uns."

Aber Donna Micaelas Aufmerksamkeit war auf eine der Frauen gerichtet. Diese schrie am wenigsten, aber man sah sogleich, daß es sich hier um sie handelte. Sie sah aus, als sollte sie das Glück ihres Lebens verlieren.

Es war eine Frau, die einmal sehr schön gewesen sein mußte, obgleich jetzt alle Frische verschwunden war, denn die Frau war nicht mehr jung. Immerhin war es noch ein recht bedeutendes Gesicht mit großgeschnittenen

Zügen. Hier wohnt eine Seele, die lieben und leiden kann, sagte dieses Gesicht. Donna Micaela fühlte sich zu dieser armen Frau wie zu einer Schwester hingezogen.

„Nein, noch ist es nicht Zeit zu gehen," sagte sie zu Donna Elisa.

Der Karabiniere fragte immer wieder, ob sie ihn denn nicht durchlassen wollten.

Nein, nein, nein! Erst wenn er das Kind losgelassen habe.

Das Kind gehörte Piero und seiner Frau Marcia. Sie waren jedoch nicht die richtigen Eltern des Kindes. Und darum drehte sich der Streit.

Der Karabiniere suchte die Leute im Guten auf seine Seite herüberzuziehen. Er suchte sie zu überzeugen, nicht Piero und Marcia, aber die andern.

„Ninetta ist die Mutter des Jungen, das wißt ihr doch," sagte er. „Sie hat das Kind nicht bei sich haben können, solange sie nicht verheiratet war, jetzt aber ist sie verheiratet, und nun will sie ihr Kind zu sich nehmen. Jetzt aber weigert sich Marcia, das Kind herauszugeben. Das ist doch hart für Ninetta, die ihr Kind acht Jahre lang hat entbehren müssen. Marcia will es ihr nicht abtreten. Sie jagt Ninetta fort, wenn sie kommt und um das Kind bittet. Es blieb Ninetta nichts andres übrig, als beim Sindaco zu klagen. Und der Sindaco hat uns befohlen, ihr das Kind zu verschaffen," sagte der Karabiniere überredend. Aber er hatte damit nicht viel Erfolg bei den Männern von Corvaja.

„Ninetta ist eine Geraci," rief Piero; und der Kreis um den Karabiniere blieb festgeschlossen.

„Als wir herkamen, um das Kind zu holen," fuhr der Karabiniere fort, „fanden wir es nicht. Marcia aber trug Trauerkleider; ihr Zimmer war schwarz ausgeschlagen,

und ein ganzer Haufe Weiber saß bei ihr, und sie klagten mit ihr. Sie zeigten uns den Totenschein des Kindes. Da gingen wir zu Ninetta zurück und sagten ihr, ihr Kind liege auf dem Kirchhof.

Nun gut, nun gut, eine Weile später hatte ich hier auf dem Markt die Wache. Ich betrachtete die Kinder, die hier spielten. Aber wer war am stärksten von ihnen, und wer schrie am lautesten? Wahrhaftig eines der Mädchen. ‚Wie heißest du?‘ fragte ich das Kind. ‚Francesco,‘ antwortete es sogleich.

Da kam mir der Gedanke, daß dieses Mädchen Francesco am Ende Ninettas Junge sei. Ich blieb stehen und wartete. Und gerade vorhin sah ich Francesco in Marcias Haus hineingehen. Ich ging ihm nach, da saß das Mädchen Francesco mit Marcia beim Abendbrot. Sie und alle die Leidtragenden schrien laut auf, als ich eintrat. Ich aber ergriff diese Signorina Francesco und lief mit ihr davon. Denn es ist nicht Marcias Kind. Versteht doch, Signori, es gehört Ninetta, Marcia hat kein Recht darauf.“

Nun endlich begann Marcia zu sprechen. Sie sprach mit tiefer Stimme, die einen zwang, ihr zuzuhören, und sie machte nur wenige, aber edle Gebärden. Sie habe allerdings kein Recht auf das Kind; aber wer habe ihm denn Nahrung und Kleidung gegeben? Es wäre schon tausendmal gestorben, wenn sie nicht gewesen wäre. Ninetta habe es ja La Felucca gegeben. Alle Umstehenden kennten ja La Felucca. Ihr sein Kind übergeben, das sei so viel, als zu ihm sagen: „Du mußt sterben.“ Und außerdem, Recht! Recht! Was solle das heißen? Wer den Jungen liebe, der habe ein Recht auf ihn. Ja, wer ihn liebe, der habe ein Recht auf ihn. Piero und sie liebten ihn wie ihren eignen Sohn, sie könnten sich nicht von ihm trennen.

Die Frau war ganz verzweifelt, aber vielleicht noch mehr über ihren Mann. Er drohte dem Karabiniere, sobald dieser sich bewegte. Dennoch meinte dieser zu bemerken, daß er schließlich gewinnen würde. Man hatte gelacht, als er von der „Signorina Francesco“ sprach.

„Schlag mich nieder, wenn du willst,“ sagte er zu Piero. „Hilft dir das vielleicht? Darfst du dann das Kind behalten? Es gehört nicht dir, sondern Ninetta.“

Piero wandte sich an Donna Micaela. „Bittet ihn, daß er mir helfe!“ Er deutete auf das Bild.

Doch nun trat Donna Micaela rasch zu Marcia. Sie war schüchtern und zitterte vor dem, was sie zu tun im Begriff war; aber jetzt war nicht der Augenblick, sich zurückzuhalten. „Marcia,“ flüsterte sie. „Bekenne! Bekenne, wenn du es wagst.“

Die Frau sah sie erschreckt an.

„Ich sehe es ja,“ flüsterte Donna Micaela. „Ihr seht euch ähnlich wie ein Ei dem andern. Aber wenn du nicht willst, sage ich nichts.“

„Er bringt mich um,“ sagte Marcia.

„Ich weiß einen, der nicht zulassen wird, daß er dich umbringt,“ sagte Donna Micaela. „Bekenne, sonst nimmt man dir das Kind weg,“ fügte sie hinzu.

Alle Leute ringsum verstummten und hefteten ihre Blicke auf die beiden Frauen. Man sah, wie Marcia mit sich kämpfte. Es zuckte heftig in ihrem kräftigen Gesicht. Dann bewegte sie die Lippen.

„Es ist mein Kind,“ sagte sie, aber so leise, daß es niemand verstand. Dann wiederholte sie die Worte, und diesmal klang es wie ein durchdringender Schrei. „Es ist mein Kind!“

„Was wirst du nun mit mir tun, da ich es dir bekannt habe,“ sagte sie zu ihrem Manne. „Es ist mein Kind, aber nicht deines. Es wurde in jenem Jahr ge-

boren, wo du in Messina in Arbeit warst. Ich gab es La Felucca, und da war auch Ninettas Junge. Eines Tages, als ich zu La Felucca kam, sagte sie zu mir: ‚Ninettas Junge ist tot.‘ Zuerst dachte ich nur: ‚Ach, wenn es doch der meinige gewesen wäre!‘ Dann sagte ich zu La Felucca: ‚Laß meinen Jungen tot sein und Ninettas leben.‘ Ich gab La Felucca meinen silbernen Kamm, und dann ging ich nach Hause. Als du von Messina heimkamst, sagte ich zu dir: ‚Laß uns ein Pflegekind annehmen. Wir haben uns nie recht vertragen. Wir wollen es nun mit einem Pflegekind versuchen.‘ Der Vorschlag gefiel dir, und ich nahm mein eignes Kind zu mir. Und du hast es lieb gehabt, und wir haben seither wie im Paradies miteinander gelebt."

Noch ehe sie ihre Erzählung beendet hatte, setzte der Karabiniere das Kind auf den Boden. Die dunklen Männer traten still auseinander, und er entfernte sich. Aber Donna Micaela überlief ein kalter Schauer, als sie den Karabiniere fortgehen sah. Gerade jetzt hätte er dableiben müssen, um das arme Weib zu beschützen. Daß er ging, war soviel, als wenn er gesagt hätte: „Sie steht außerhalb des Gesetzes. Ich kann sie nicht beschützen." Und deshalb fühlten alle die herumstehenden Männer und Frauen: „Sie steht außerhalb des Gesetzes."

Einer nach dem andern machte sich davon.

Piero, der Ehegatte, stand noch auf demselben Fleck und hob die Augen nicht vom Boden auf. Aber etwas Unheimliches und Böses stieg in ihm auf. Zorn und Schmerz krampften ihm das Herz zusammen. Etwas Fürchterliches wollte sich Luft schaffen; er wartete nur, bis er mit Marcia allein sein würde.

Das Schrecklichste aber war, daß die Frau nichts tat, um ihrem Schicksal zu entgehen. Von der Gewißheit gelähmt, daß ihr Urteil gefällt war, und daß nichts

es umstoßen konnte, stand sie unbeweglich da. Sie bat weder um Gnade, noch entfloh sie. Sie kauerte sich zusammen wie ein Hund vor seinem erzürnten Herrn. Die sizilianischen Frauen wissen, was ihrer harrt, wenn sie die Ehre ihres Mannes gekränkt haben.

Die einzige, die sie zu verteidigen suchte, war Donna Micaela.

Sie sagte zu Piero, niemals würde sie Marcia aufgefordert haben, zu bekennen, wenn sie gewußt hätte, daß er so wäre. Sie habe geglaubt, er sei ein edler Mann. Ein edler Mann würde in einem solchen Falle, wie in diesem, gesagt haben: „Du hast schlecht gehandelt, aber da du, um das Kind zu retten, deine Schuld vor allen bekannt und dich meinem Zorne ausgesetzt hast, hast du dein Verbrechen gesühnt. Das ist Strafe genug.“ Ein edler Mann würde das Kind auf den einen Arm nehmen, den andern um seine Frau legen und froh mit ihr nach Hause gehen. So würde ein Signor handeln. Er aber sei kein Signor, er sei ein Bluthund.

Doch sie konnte reden, was sie wollte, der Mann hörte sie gar nicht, und die Frau hörte sie auch nicht. Es schien, als prallten ihre Worte an einer undurchdringlichen Mauer ab.

In diesem Augenblick kam das Kind leise herbei und faßte nach der Hand des Vaters. Er sah das Kind grimmig an. Jetzt, wo es Mädchenkleider trug, wo das Haar glatt gekämmt und an den Ohren zurückgestrichen war, trat die Ähnlichkeit mit Marcia, die ihm bisher nicht aufgefallen war, unverkennbar hervor. Er stieß Marcias Kind mit dem Fuß zurück.

Eine unheimliche Stimmung lag über dem Markt. Die Nachbarn entfernten sich noch immer still und langsam. Viele entfernten sich widerwillig und zögernd, aber

sie gingen doch. Der Mann schien nur darauf zu warten, bis der letzte gegangen sein würde.

Donna Micaela sprach nicht mehr; statt dessen nahm sie das Christusbild und legte es Marcia in die Arme. „Nimm es, meine Schwester Marcia, und möge es dich beschützen," sagte sie.

Der Mann sah es, und das schien seinen Zorn noch zu steigern. Es war, als könne er den Augenblick nicht mehr erwarten, wo er allein mit seiner Frau blieb. Sein Körper krümmte sich, es war, als bereite sich ein Raubtier zum Sprunge.

Aber das Bild lag nicht umsonst in den Armen der Frau. Der Verstoßene befähigte sie zu einer Tat der größten Liebe.

„Was wird Christus im Paradiese zu mir sagen, zu mir, die ihren Mann zuerst betrogen und dann noch zum Mörder gemacht hat?" dachte sie. Und sie dachte daran, wie sie diesen großen Piero in den Tagen der Jugend geliebt hatte. Damals hätte sie nie geglaubt, daß sie je solches Elend über ihn bringen würde.

„Nein, Piero, nein, töte mich nicht!" schrie sie erregt. „Du kommst dann auf die Galeere. Du sollst mich auch so nicht mehr sehen müssen!"

Sie stürzte nach der andern Seite des Marktes, wo der gähnende Abgrund begann. Man sah wohl, was sie zu tun beabsichtigte. Ihr Gesicht verriet es.

Mehrere eilten ihr nach, aber sie hatte einen guten Vorsprung. Da entglitt ihr das Bild, das sie noch auf dem Arm trug, und es fiel ihr vor die Füße. Sie stolperte darüber und fiel hin. Da wurde sie eingeholt.

Sie versuchte sich loszureißen, aber ein paar Männer hielten sie fest.

„Ach, laßt mich, laßt mich! Es ist besser für ihn, wenn ich es tue!"

Aber nun holte auch ihr Mann sie ein. Er hatte ihr Kind ergriffen und es auf den Arm genommen. Er war tief gerührt.

„So, Marcia, nun wollen wir es gut sein lassen," sagte er. Er war verlegen, aber seine dunklen Augen leuchteten glücklich in ihren tiefen Höhlen und sagten mehr als seine Worte. „Vielleicht hätte es nach altem Brauch nicht so sein sollen, aber ich kümmere mich nicht darum. So, nun komm. Es wäre schade um ein solches Weib, wie du eines bist, Marcia."

Er schlang seinen Arm um sie und ging mit ihr nach seinem Hause droben in den Ruinen des Palazzo Corvaja. Es war, als zöge einer der alten Barone dort ein. Die Leute von Corvaja standen auf beiden Seiten des Weges und verneigten sich vor ihm und Marcia.

Als sie an Donna Micaela vorbeikamen, blieben beide stehen; sie verneigten sich tief vor ihr und küßten das Bild, das man ihr zurückgegeben hatte. Aber Donna Micaela küßte Marcia:

„Bete für mich in deinem Glück, Schwester Marcia," sagte sie.

X

Falco Falcone

Jetzt haben die blinden Sänger Woche um Woche von der Eisenbahn in Diamante gesungen, und die große Sammelbüchse in San Pasquales Kirche ist jeden Abend mit Gaben gefüllt gewesen. An den Ätnaabhängen mißt und steckt Signor Alfredo die Eisenbahn ab, und die Spinnweiber in den dunklen Gassen erzählen von herrlichen Wundern, die das kleine Christusbild in der ver-

achteten Kirche vollbracht hat. Von den reichen und mächtigen Männern, die Land auf dem Ätna besitzen, kommt ein Brief um den andern, in dem sie Boden für das segensreiche Unternehmen anbieten.

In diesen letzten Wochen kommen alle Menschen mit Geschenken an. Einige bringen Backsteine zum Bahnhofsgebäude, einige schenken Pulver zum Sprengen der Lavablöcke, und wieder andre spenden Mahlzeiten für die Arbeiter. Aber die Armen in Corvaja, die nichts zu geben haben, kommen nachts, wenn sie mit ihrer Arbeit fertig sind. Sie schleichen sich mit Spaten und Schiebkarren hinaus auf den Ätna, graben den Boden um und bauen an der Straße. Wenn dann Signor Alfredo und seine Leute am nächsten Morgen kommen, müssen sie glauben, die Wichtelmännchen des Ätnas hätten sich aus ihren Lavaströmen aufgemacht und ihnen bei der Arbeit geholfen.

Aber während dieser ganzen Zeit hat man gefragt und geforscht. Wo ist der Ätnakönig Falco Falcone? Wo ist der mächtige Falco, der seit fünfundzwanzig Jahren die Ätnaabhänge beherrscht? Er schrieb an Don Ferrantes Witwe, daß sie die Eisenbahn nicht bauen dürfe. Was meinte er mit dieser Drohung? Warum verhält er sich ruhig, wenn man seinem Gebot trotzt? Warum schießt er Corvajas Leute nicht nieder, wenn sie mit Schubkarren und Hacken bei Nacht daherkommen? Warum schleppt er die blinden Sänger nicht in den Steinbruch und peitscht sie aus? Warum läßt er Donna Micaela nicht aus dem Sommerpalast entführen, um als Lösegeld für sie die Einstellung des Eisenbahnbaues zu verlangen?

Und Donna Micaela selbst fragt: „Hat Falco Falcone sein Wort vergessen, oder wartet er mit dem Zuschlagen, bis er mich am härtesten treffen kann?“

Wann wird der Ascheuregen über die Eisenbahn herabfallen und sie begraben? Wann wird die Sturm=

flut des Mongibello über sie hinbrausen? Wann ist der Augenblick gekommen, wo der mächtige Falco Falcone sie zerstören wird?

Während man so darauf wartet, daß Falco Falcone die Eisenbahn zerstören werde, wird sehr viel von ihm gesprochen, besonders unter den Arbeitern, die dem Signor Alfredo zur Seite stehen.

Dem Eingang der Kirche San Pasquale gerade gegenüber steht auf einem kahlen Felsenhang ein kleines Häuschen. Das Haus ist so schmal und hoch, daß es einer Schornsteinwand ähnlich sieht, die von einem abgebrannten Gebäude übrig geblieben ist. Es ist so eng darin, daß man keine Treppe anbringen konnte und diese sich nun draußen an der Mauer hinaufschlängelt. Da und dort hängt ein Balkon oder ein andrer Ausbau, die aber nicht gleichmäßiger angebracht sind als die Vogelnester an einem Baumstamm.

In diesem Hause ist Falco Falcone geboren, und seine Eltern waren nur arme Arbeitsleute. Aber in dieser ärmlichen Wohnung war Falco der Hochmut eingepflanzt worden.

Seine Mutter war eine unglückliche Frau, die während der ersten Jahre ihrer Ehe nur Töchter zur Welt brachte. Deshalb wurde sie von ihrem Mann und allen Nachbarn verachtet.

Diese arme Frau wünschte sich nun nichts andres als einen Sohn, und als sie ihr fünftes Kind erwartete, streute sie jeden Tag Salz auf die Türschwelle und paßte genau auf, wer sie danach zuerst überschritt. Würde es ein Mann oder eine Frau sein! Je nachdem würde sie einen Sohn oder eine Tochter gebären. Jeden Tag rechnete sie immer wieder von neuem. Sie zählte die Buchstaben in dem Monat, wo das Kind zur Welt kommen sollte. Sie zählte die Buchstaben in dem Namen ihres

Mannes und in ihrem eignen. Sie zählte sie zusammen und zog sie voneinander ab. Es kam eine gerade Zahl heraus. Also würde sie einen Sohn gebären! Am nächsten Tag rechnete sie aufs neue. „Vielleicht habe ich falsch gerechnet," sagte sie.

Als Falco zur Welt gekommen war, widerfuhr seiner Mutter so große Ehre, daß sie ihn schon darum lieber hatte als ihre andern Kinder. Als der Vater ins Zimmer trat, um das Kind zu sehen, nahm er die Mütze ab und verbeugte sich tief vor ihr. Über der Tür des Hauses wurde als Ehrenzeichen ein Hut aufgestellt; das Badewasser des Kindes goß man auf die Türschwelle und ließ es auf die Straße laufen. Als Falco zur Kirche getragen wurde, legte man ihn auf den rechten Arm seiner Patin, und als die Nachbarinnen seine Mutter besuchten, verneigten sie sich vor dem Kinde, das in der Wiege schlummerte.

Falco war auch größer und stärker, als kleine Kinder zu sein pflegen. Er brachte struppiges Haar mit zur Welt, und als er acht Tage alt war, bekam er schon den ersten Zahn. Aber wenn seine Mutter ihn an die Brust legte, war er sehr ungebärdig; doch sie lachte nur und sagte: „Ich glaube, ich habe einen Helden zur Welt gebracht."

Sie erwartete immer große Taten von Falco, und sie war es auch, die ihm den Hochmut einpflanzte. Aber wer sonst erwartete wohl etwas von ihm? Falco konnte ja nicht einmal lesen lernen. Seine Mutter nahm das Buch und versuchte, ihn die Buchstaben zu lehren. Sie deutete auf das A. „Dies ist der große Hut." Sie deutete auf das B. „Dies ist die Brille." Sie deutete auf das C. „Dies ist die Schlange." Das begriff er. Dann sagte seine Mutter: „Wenn du die Brille und den großen Hut zusammensetzest, dann heißt es ‚Ba'."

Das konnte er jedoch nicht begreifen. Er wurde zornig und schlug seine Mutter. Da ließ sie ihn in Ruhe. „Es wird doch ein großer Mann aus dir," sagte sie.

Falco war in seiner Kindheit faul und boshaft. Als kleiner Knirps wollte er nicht spielen, als erwachsener junger Mann nicht tanzen, und er hatte auch keine Liebste. Aber er ging gern dahin, wo man auf Händel rechnen konnte.

Falco hatte zwei Brüder, die wie andre Menschen waren und viel höher geschätzt wurden als er. Falco fühlte sich verletzt, weil er sich hinter seinen Brüdern zurückgesetzt sah, aber er war zu stolz, um es zu zeigen. Und seine Mutter stand immer auf seiner Seite. Seit dem Tode seines Vaters ließ sie ihn stets oben am Tische sitzen und erlaubte nie, daß man ihn verspottete. „Mein ältester Sohn ist der Vornehmste von euch allen," pflegte sie zu sagen.

Wenn man sich nun in Diamante an alles das erinnerte, sagte man: „Falco ist hochmütig, er wird seine Ehre darein setzen, die Eisenbahn zu zerstören."

Und kaum hatte man sich damit in Angst versetzt, als einem auch noch weitere Geschichten von Falco Falcone einfielen.

Dreißig Jahre lang hatte Falco ganz wie andre arme Leute auf dem Ätna gelebt. Montag früh ging er mit seinen Brüdern zur Arbeit aufs Feld hinaus. Er hatte das Brot für die ganze Woche in seinem Beutel und kochte sich Suppe aus Bohnen und Reis wie jeder andre auch. Und er war froh, wenn er am Samstagabend wieder nach Hause zurückkehren konnte. Er war froh, den Tisch mit Wein und Makkaroni besetzt und das Bett mit weichen Kissen ausgestattet zu finden.

Es war an einem solchen Samstagabend. Falco und seine Brüder befanden sich auf dem Heimweg, und

Falco ging wie gewöhnlich ein Stück hinter den andern, denn er hatte einen schwerfälligen und langsamen Gang. Aber siehe, als die Brüder nach Hause kamen, stand kein Abendbrot bereit, die Betten waren nicht gemacht, und dicker Staub lag auf der Türschwelle. Was war denn das? Waren alle daheim gestorben? Da sahen sie ihre Mutter in einem dunklen Winkel am Boden kauern. Sie hatte das Haar über das Gesicht hereingezogen und zeichnete mit den Fingern auf den Fußboden.

„Was ist geschehen?" fragten die Brüder.

Sie sah nicht auf; sie sprach, als wende sie sich an die Erde: „Wir sind verarmt, verarmt!" sagte sie.

„Wollen sie uns das Haus nehmen?" riefen die Brüder.

„Man will uns die Ehre und das Brot nehmen."

Dann erzählte sie: „Eure älteste Schwester war im Dienst bei Bäcker Gasparo, und es ist ein guter Dienst gewesen. Signor Gasparo gab Pepa alles Brot, das im Laden übrig blieb, und sie brachte es mir. Es ist immer so viel gewesen, daß es für uns alle reichte. Ich war sehr froh, daß Pepa diesen Dienst hatte. Dies verschafft mir ein sorgenfreies Alter, dachte ich. Aber am letzten Montag kam Pepa weinend nach Hause. Signora Gasparo hatte sie fortgejagt."

„Was hatte Pepa getan?" fragte Nino, der zweitälteste der Brüder.

„Signora Gasparo hatte Pepa beschuldigt, sie stehle das Brot. Ich ging zu Signora Gasparo und bat sie, Pepa wieder anzunehmen. ‚Nein,' sagte sie, ‚das Mädchen ist nicht ehrlich.' ‚Pepa hat das Brot von Signor Gasparo bekommen,' sagte ich, ‚fragt ihn nur.' ‚Ich kann ihn nicht fragen,' erwiderte die Signora, ‚er ist verreist und kommt erst im nächsten Monat wieder zurück.' ‚Signora,' sagte ich, ‚wir sind sehr arm. Nehmt Pepa wieder in Euren

19*

Dienst.' ,Nein,' sagte sie, ,ich selbst werde Signor Gasparo verlassen, wenn er das Mädchen wieder anstellt.' ,Nimm dich in acht,' sagte ich, ,wenn du mir das Brot nimmst, nehme ich dir das Leben.' Da bekam sie Angst und rief ihre Leute herbei, sodaß ich gehen mußte."

„Da ist nichts zu machen," sagte Nino. „Pepa muß sich eben einen andern Dienst suchen."

„Nino," sagte Mutter Zia, „du weißt nicht, was dieses Weib über Signor Gasparo und Pepa zu den Nachbarinnen gesagt hat."

„Wer kann die Weiber am Klatschen hindern?" sagte Nino.

„Wenn Pepa nun nichts andres zu tun hat, hätte sie wenigstens etwas für uns kochen können," sagte Turiddo.

„Signora Gasparo hat gesagt, ihr Mann habe Pepa das Brot stehlen lassen, damit sie . . ."

„Mutter," unterbrach sie Nino mit dunkelrotem Kopf. „Ich habe keine Lust, mich um Pepas willen auf die Galeeren schicken zu lassen."

„Gute Christen kommen nicht auf die Galeeren," sagte Mutter Zia.

„Nino," sagte Turiddo, „wir müssen in die Stadt gehen und etwas zum Essen holen."

Als sie dies sagten, hörten sie jemand hinter sich lachen. Falco war es, der gelacht hatte.

Eine Weile später trat Falco in den Laden der Signora Gasparo und verlangte einen Laib Brot. Die arme Frau bekam Angst, als sie Pepas Bruder eintreten sah. Aber dann dachte sie: „Er kommt eben von der Arbeit zurück. Er ist noch nicht daheim gewesen. Er weiß noch nichts."

„Beppo," sagte sie zu ihm; denn Falco hieß damals noch nicht Falco, „wie steht es mit der Weinernte?" Und sie war darauf gefaßt, daß er ihr keine Antwort geben würde.

Aber Falco war gesprächiger als sonst. Und er erzählte ihr sogleich, wieviel Trauben sie schon in die Presse gebracht hatten. „Wißt Ihr," sagte er dann, „daß gestern unser Pächter ermordet worden ist?"

„Ach ja, der arme Signor Riego, ja, ich habe es gehört." Und sie fragte, wie es zugegangen sei.

„Salvatore hat es getan. Aber es ist für eine Signora zu schrecklich zum Anhören."

„O nein, wenn es getan wird, kann man es wohl auch anhören."

„Salvatore ging auf ihn zu — seht so, Signora!" Falcone zog sein Messer heraus und legte der Frau die Hand auf den Kopf. „So schnitt er ihm die Kehle durch, von einem Ohr zum andern."

Aber indem Falcone dies sagte, tat er es auch. Die Frau konnte nicht einmal mehr einen Schrei ausstoßen. Der Schnitt war meisterhaft ausgeführt.

Danach kam Falco auf die Galeeren, und er blieb fünf Jahre dort.

Wenn man dies erzählt, wächst das Grausen in Diamante. „Falco ist mutig," heißt es. „Nichts auf der Welt vermöchte ihm einen Schrecken einzujagen, so daß er von seinem Vorhaben abstünde."

Und dann denkt man gleich noch an eine andre Geschichte.

Falco kam auf die Galeeren in Augusta, und dort lernte er seinen Kameraden Biagio kennen, der seither unzertrennlich von ihm ist. Eines Tages bekamen Falco und Biagio und noch ein dritter Gefangener den Befehl, auf Feldarbeit zu gehen. Einer der Aufseher wollte sich einen Garten um sein Haus herum anlegen. Sie gingen ruhig hin und gruben die Erde um, aber ihre Blicke spähten nach allen Seiten umher. Sie waren außerhalb der Mauern, sie sahen die Ebene und die Berge, ja sie

konnten sogar den Ätna sehen. „Jetzt ist es Zeit,“ flüsterte Falco Biagio zu. „Lieber sterben, als wieder zurück ins Gefängnis,“ flüsterte Biagio. Dann flüsterten sie dem dritten Gefangenen zu, daß er ihnen helfen müsse. Doch dieser wollte nicht, weil er seine Strafe beinahe verbüßt hatte. „Dann bringen wir dich um,“ sagten die beiden andern. Da gab er nach.

Aber der Wachtsoldat stand mit geladenem Gewehr dicht hinter ihnen. Wegen ihrer Fußfesseln mußten sie mit gleichen Füßen auf ihn losspringen. Sie schwangen ihre Spaten über ihm, und ehe er nur ans Schießen denken konnte, war er niedergeworfen, geknebelt und ihm der Mund mit einem Stück Rasen verstopft. Nun schlugen die Gefangenen ihre Ketten mit dem Spaten entzwei, daß sie ausschreiten konnten. Dann schlichen sie sich über die Ebene hin und in die Berge hinein.

Als die Nacht anbrach, verließen Falco und Biagio den Gefangenen, den sie mitgenommen hatten, in aller Stille. Er war alt und schwach und hätte sie nur auf ihrer Flucht gehindert. Am nächsten Tage wurde er von den Karabinieri aufgegriffen und erschossen.

Man schaudert in Diamante, wenn man an diese Geschichte denkt. „Falco ist unbarmherzig,“ heißt es. Man ist überzeugt, daß er die Eisenbahn nicht verschonen wird.

Eine Geschichte nach der andern taucht auf und jagt den armen Menschen, die draußen auf dem Ätna arbeiten, Schrecken und Entsetzen ein. Man erzählt von den sechzehn Morden, die Falco Falcone begangen hat. Man erzählt von seinen Überfällen und Raubanschlägen.

Und eine Geschichte erschreckt die Leute noch mehr als alle die andern.

Als Falco von den Galeeren zurückkehrte, erzählt man, hielt er sich in Wäldern und Höhlen und in dem

großen Steinbruch bei Diamante auf. Bald hatte er eine große Schar um sich versammelt. Und er wurde ein mächtiger und berüchtigter Räuberhauptmann. Von da an bekamen seine Angehörigen ein ganz andres Ansehen als bisher. Man achtete sie, wie man die Gewaltigen achtet. Sie brauchten kaum zu arbeiten, denn Falco liebte seine Familie und war freigebig gegen sie. Aber er war nicht nachsichtig, sondern sehr streng.

Mutter Zia war tot; Nino hatte geheiratet und wohnte in dem väterlichen Hause. Eines Tages nun, als Nino Geld brauchte, wußte er sich keinen andern Rat, als zum Pfarrer zu gehen, nicht zu Don Matteo, sondern zu dem alten Don Giovanni. „Hochwürden," sagte Nino zu ihm, „mein Bruder bittet Euch um fünfhundert Lire."

„Woher sollte ich fünfhundert Lire nehmen?" sagte Don Giovanni.

„Mein Bruder braucht das Geld notwendig," sagte Nino.

Da versprach der alte Don Giovanni, ihm das Geld zu geben, wenn er nur Zeit bekäme, es sich zu verschaffen. Nino ging nur ungern darauf ein. „Du kannst doch nicht verlangen, daß ich fünfhundert Lire aus meiner Schnupftabaksdose herausleere," sagte Don Giovanni. Da bewilligte ihm Nino drei Tage Frist. „Aber hütet Euch, meinem Bruder während der Zeit zu begegnen," sagte er.

Am nächsten Tage ritt Don Giovanni nach Nicolosi; er wollte sehen, ob es ihm gelänge, eine Forderung einzutreiben. Doch wem anders begegnete er auf dem Wege, als Falco mit zweien seiner Spießgesellen. Don Giovanni sprang von seinem Esel und warf sich vor Falco auf die Knie.

„Was soll das heißen, Don Giovanni?"

„Ich habe noch kein Geld für dich, Falco, aber ich

will eben versuchen, es dir zu verschaffen. Habe Barmherzigkeit mit mir!"

Falco fragte, und Don Giovanni erzählte. „Hochwürden," sagte Falco, „man hat Euch betrügen wollen."

Und er befahl Don Giovanni, ihn nach Diamante zu begleiten. Als sie an dem alten Hause ankamen, ritt Don Giovanni hinter San Pasquales Mauer, und Falco rief Nino heraus. Nino trat auf einen der Balkone. „Ei, Nino," sagte Falco und lachte. „Du hast dem Pfarrer Geld abgeschwindelt."

„Weißt du es schon?" sagte Nino. „Ich wollte es dir eben erzählen."

Da wurde Falco strenger. „Nino," sagte er, „der Pfarrer ist mein Freund, und er glaubt nun, ich hätte ihn ausplündern wollen. Du hast sehr schlecht gehandelt." Damit setzte er die Büchse an die Wange und schoß Nino nieder. Nachdem er dies getan hatte, wandte er sich an Don Giovanni, der vor Schreck beinahe von seinem Esel gefallen wäre. „Nun seht Ihr, Hochwürden, daß ich keinen Anteil an Ninos Anschlag gehabt habe."

Und dies war vor zwanzig Jahren geschehen, als Falco erst fünf Jahre lang Räuber gewesen war.

Und wenn diese Geschichten erzählt werden, sagt man: „Sollte Falco die Eisenbahn verschonen, da er seines eignen Bruders nicht verschont hat?"

Man entsinnt sich auch noch andrer Beispiele.

Durch Ninos Ermordung zog Falco eine Vendetta auf sich. Als Ninos Frau ihren Mann tot fand, erschrak sie so sehr, daß sie auf einer Seite gelähmt wurde und nicht mehr gehen konnte. Aber von nun an war ihr Platz in der alten Hütte am Fenster. Da saß sie nun seit zwanzig Jahren, die Büchse neben sich, und wartete auf Falco. Und vor ihr fürchtete sich der große

Räuber. Seit zwanzig Jahren war er nicht ein einziges Mal an seinem Elternhause vorübergegangen.

Die Frau hatte ihren Posten nicht verlassen. Nie kam jemand in die Kirche San Pasquale, ohne daß ihre rachgierigen Augen durch das Fenster spähten. Wer sah sie je schlafen, wer sah sie arbeiten? Sie konnte nichts andres tun als dem Mörder ihres Mannes auflauern.

Wenn man das hört, wird man in Diamante noch ängstlicher. „Falco hat Glück,“ heißt es. „Das Weib, das ihn töten will, vermag sich nicht von der Stelle zu bewegen. Er hat Glück. Es wird ihm auch gelingen, die Eisenbahn zu zerstören.“

Das Glück hat Falco noch nie verlassen. Die Karabinieri haben oft Jagd auf ihn gemacht, haben ihn aber nie fangen können. Die Karabinieri fürchteten sich fast mehr vor Falco, als Falco sich vor den Karabinieri fürchtete.

Man erzählt eine Geschichte von einem jungen Karabiniereleutnant, der einmal Falco fangen wollte. Er hatte eine Treibjagd angeordnet und verfolgte Falco von Dickicht zu Dickicht. Endlich war der Offizier ganz sicher, daß er ihn in einem Wäldchen eingeschlossen hatte. Das Gehölz war dicht umstellt, und der Offizier ging, die Büchse in der Hand, in den Wald hinein. Aber wie er auch suchte, er konnte Falco nicht entdecken. Er ging wieder heraus und begegnete einem Bauern. „Hast du Falco Falcone gesehen?“ — „Ja, Signor, er ging eben an mir vorüber, und bat mich, Euch zu grüßen . . .“ — „Diavolo!“ — „Er habe Euch drinnen im Dickicht gesehen und hätte Euch beinahe erschossen, aber er tat es nicht, weil er dachte, es sei wohl Eure Pflicht, ihn zu verfolgen.“ — „Diavolo! Diavolo!“ — „Wenn Ihr es jedoch noch einmal versuchen würdet . . .“ — „Diavolo! Diavolo! Diavolo!“

Meint ihr, der Leutnant sei wieder gekommen? Meint ihr nicht, daß er sich sogleich in eine andre Gegend versetzen ließ, wo er nicht Jagd auf Räuber zu machen brauchte?

Und die Arbeiter, die auf den Ätna hinausgehen, fragen sich: „Wer wird uns gegen Falco Falcone beistehen; er ist fürchterlich. Selbst die Soldaten zittern vor ihm."

Sie sagen sich, daß Falco Falcone nun ein alter Mann sei. Er plündert keine Postwagen mehr, er entführt auch keine Gutsbesitzer mehr. Meistens hält er sich ruhig in dem Steinbruch bei Diamante auf, und anstatt Geld und Gut zu rauben, nimmt er jetzt Geld und Gut in Obhut.

Er erhebt Abgaben von den großen Gutsbesitzern dafür, daß er ihnen ihre Güter gegen andre Diebe schützt, und so ist es still und friedlich geworden auf dem Ätna, denn er gestattet niemand, denen Böses zu tun, die ihm Abgaben entrichtet haben.

Aber das beruhigt niemand. Seit Falco der Freund der Großen geworden ist, kann er der Eisenbahn ja um so leichter schaden.

Und die Geschichte von Niccolo Gallo fällt ihnen ein, der am südlichen Ätna auf dem Gut des Marquis San Stephano Inspektor ist. Einmal streikten seine Arbeiter mitten in der Ernte. Niccolo Gallo geriet in Verzweiflung darüber. Der Weizen war vollständig reif, und er konnte ihn nicht schneiden lassen. Seine Arbeiter wollten nicht, sie schliefen am Wiesenrain.

Niccolo setzte sich auf einen Esel und ritt nach Catania hinunter, um seinen Herrn um Rat zu fragen. Auf dem Wege kamen ihm zwei Männer mit der Büchse auf der Schulter entgegen. „Wo willst du hin, Niccolo?"

Ehe Niccolo Auskunft geben konnte, faßten sie seinen

Esel beim Zügel und drehten ihn um. „Du darfst nicht zum Marquis reiten, Niccolo." — „Nicht?" — „Nein, du mußt nach Hause reiten."

Rasch ging es die Straße wieder zurück; Niccolo saß zitternd auf seinem Esel. Als sie den Gutshof erreicht hatten, sagte der eine der Männer: „Zeige uns nun den Acker." Und Niccolo führte sie zu den Arbeitern hinaus. „Wollt ihr wohl arbeiten, ihr Faulenzer! Der Marquis hat Falco Falcone seine Abgabe bezahlt. Ihr könnt anderswo streiken, aber nicht hier!" — Nun, das Feld wurde geschnitten, wie kein andres. Falco stand auf der einen Seite des Ackers und Biagio auf der andern. Wenn man solche Inspektoren hat, ist die Arbeit schnell getan.

Wenn man sich an alles das erinnert, wird die Furcht in Diamante nicht geringer. „Falco hält Wort," heißt es. „Er wird seine Drohung wahr machen. Noch ist keiner so lange Räuberhauptmann gewesen wie Falco. Alle andern berühmten Helden sind gefallen oder gefangen genommen worden. Er allein hält sich mit unglaublichem Glück und großer Kunst bei seinem Handwerk am Leben."

Ganz allmählich hat er alle seine Verwandten um sich versammelt. Seine Schwäger und Neffen sind alle bei ihm. Die meisten sind schon auf den Galeeren gewesen. Keiner von ihnen fragt danach, was er im Gefängnis erduldet hat, die Hauptsache ist ihm, ob Falco mit ihm zufrieden ist. In den Zeitungen wird oft von Falcos Heldentaten berichtet. Man weiß, daß die Engländer ihrem Führer einen Zehnlireschein in die Hand drücken, wenn er ihnen Falcones Steinbruch zeigt; man weiß, daß die Karabinieri nicht mehr auf ihn schießen, weil er der letzte große Räuber ist.

Er hat so wenig Angst, gefangen genommen zu werden, daß er oft nach Messina und Palermo geht.

Er ist sogar über die Meerenge gefahren und in Italien gewesen. Er fuhr nach Neapel, als Kaiser Wilhelm und König Umberto dort waren und das Panzerschiff tauften. Er reiste nach Rom, als Umberto und Margherita ihre silberne Hochzeit feierten.

Man denkt an das alles und zittert. „Falco ist beliebt und bewundert," sagen die Arbeiter. „Man huldigt Falco. Er hat Freiheit zu tun, was er will."

Man weiß auch, daß Falco bei der silbernen Hochzeit der Königin Margherita unter den Zuschauern war; das Fest gefiel ihm so gut, daß er sagte: „Wenn ich fünfundzwanzig Jahre auf dem Ätna gelebt habe, werde ich meine silberne Hochzeit mit dem Mongibello feiern."

Die Menschen haben darüber gelacht und gesagt, Falco habe da einen guten Gedanken gehabt. Er habe zwar niemals eine Geliebte gehabt, aber der Mongibello mit seinen Höhlen und Wäldern und Kratern und Eisfeldern habe ihm wie eine Frau gedient und ihn beschützt. Niemandem auf der Welt sei Falco mehr Dank schuldig als dem Mongibello.

Man fragt, wann Falco und der Mongibello ihre silberne Hochzeit feiern werden? Und die Antwort lautet: In diesem Frühling. Da denken die Arbeiter: „An diesem Tage wird er unsre Eisenbahn zerstören."

Sie sind voller Angst und Sorge. Sie wagen fast nicht weiter zu arbeiten. Je näher die Zeit herannaht, wo Falco seinen Bund mit dem Mongibello feiern wird, desto mehr Arbeiter verlassen Don Alfredo. Bald ist er fast allein bei der Arbeit.

* * *

Es gibt nicht viele Leute in Diamante, die den großen Steinbruch auf dem Ätna draußen gesehen haben. Die meisten scheuen ihn, weil Falco Falcone dort haust. Sie haben sich wohl gehütet, in die Schußweite seiner Büchse zu kommen.

Sie haben die große Schlucht an der einen Seite des Mongibello nicht gesehen, jene Schlucht, aus der ihre Vorväter, die alten Griechen, in längst entschwundenen Zeiten ihre Steine holten. Sie haben die herrlich schimmernden Wände und die riesigen Felsblöcke, die geborstenen Säulen gleichen, nicht gesehen. Und sie wissen vielleicht nicht, daß auf dem Grunde des Steinbruchs prächtigere Blumen blühen als in einem Gewächshaus. Dort ist nicht mehr Sizilien, dort ist Indien.

Im Steinbruch stehen die Mandarinenbäume mit gelben Früchten so über und über beladen, daß man sie für riesengroße Sonnenblumen halten kann, und die Rosen werden da so groß wie Tamburinböden. Und auf dem Boden zwischen den Bäumen liegen große Mengen herrlicher Königsfeigen und mit Flaum bedeckte Pfirsiche, die auf abgefallenen Rosenblättern ruhen.

Eines Abends sitzt Falco allein im Steinbruch. Er windet einen Kranz und hat eine große Menge Blumen vor sich liegen. Sein Bindfaden ist so dick wie ein Strick, und er hält das Knäuel mit dem Fuß fest, damit es ihm nicht davon rolle. Er hat seine Brille aufgesetzt, aber sie gleitet ihm immer wieder über die gebogene Nase tief herab.

Falco stößt wilde Flüche aus, denn seine Hände sind steif von harten Schwielen, die er von dem beständigen Handhaben der Büchse hat, und verstehen nicht, mit Blumen umzugehen. Seine Finger halten die Blüten wie mit eisernen Zangen fest. Und Falco schilt, daß die Blätter der Lilien und Anemonen zerfallen, wenn er sie nur ansehe.

Falco sitzt in seinen Lederhosen und dem langen, zugeknöpften Rock so von Blumen umringt da, wie ein Heiliger an seinem Namenstag. Biagio und sein Neffe Passafiore haben die Blumen für ihn gesammelt, einen ganzen Ätna der schönsten Blumen des Steinbruchs haben sie vor ihm aufgehäuft. Falco hat nur zu wählen zwischen Lilien und Kaktusblüten und Rosen und Pelargonien. Und er brüllt die Blumen an, er will sie unter seinen Ledersandalen zertreten, wenn sie sich nicht seinem Willen fügen.

Noch nie hat Falco Falcone etwas mit Blumen zu tun gehabt. Sein ganzes Leben lang hat er nie einem Mädchen ein Sträußchen gebunden, noch eine Rose gepflückt, um sie in sein Knopfloch zu stecken. Er hat nicht einmal einen Kranz auf das Grab seiner Mutter gelegt.

Deshalb werden auch die zarten Blüten widerspenstig in seinen Händen. Blumenranken setzen sich in seinem Haar fest und bleiben ihm am Hut hängen, und auch in seinem borstigen Bart haben sich Blumenblätter verfangen. Er schüttelt heftig den Kopf, und die Narbe auf seiner Wange wird feuerrot wie in früheren Tagen, wenn er mit den Karabinieri kämpfte.

Trotzdem wächst der Kranz; dick wie ein Baumstamm schlingt er sich um Falcones Füße. Falco flucht darüber, als sei es die eiserne Kette, die er einst zwischen den Fußgelenken trug. Wenn er sich an einem Dorn reißt oder an einer Nessel brennt, jammert er lauter als damals, wo die Peitsche des Galeerenaufsehers ihm den Rücken wund schlug.

Biagio und sein Neffe Passafiore wagen nicht zum Vorschein zu kommen, sondern halten sich in einer Höhle versteckt, bis alles fertig ist. Sie lachen aus vollem Hals über Falco, denn ein solches Jammergestöhne hat man im Steinbruch nicht vernommen, seit unglückliche Kriegsgefangene hier ihre Zwangsarbeit verrichten mußten.

Aber Biagio richtet den Blick auf den großen Ätna, der im Abendschein rot erglüht.

„Sieh den Mongibello an," sagt er zu Passafiore, „sieh, wie er errötet; er ahnt, was Falco hier unten im Steinbruch tut."

Und Passafiore antwortet: „Der Mongibello hätte wohl nie geglaubt, daß er etwas andres auf seinen Scheitel bekommen würde als Asche und Schnee."

Aber plötzlich hört Biagio auf zu lachen.

„Das geht nicht gut, Passafiore," sagt er. „Falco ist hochmütig geworden. Ich fürchte, der große Mongibello wird ihm einen Possen spielen."

Die beiden Banditen sehen einander forschend in die Augen. „Es ist gut, wenn es nur Hochmut ist," sagt Passafiore.

Aber dann wenden sie die Augen ab; sie wagen nicht, noch mehr zu sagen. Derselbe Gedanke, dieselbe Angst hat beide ergriffen. Falco ist auf dem Wege, wahnsinnig zu werden. In manchen Augenblicken ist er es jetzt schon. So geht es mit den großen Räuberhelden. Sie können ihre Ehre und ihre Größe nicht ertragen, sie werden alle wahnsinnig.

Passafiore und Biagio sehen es schon lange kommen, aber jeder hat es im tiefsten Busen verschlossen, und jeder hatte von dem andern gehofft, daß er es nicht gemerkt habe. Nun wissen sie, daß beide Kenntnis davon haben. Sie drücken einander schweigend die Hand. Es ist noch immer sehr viel Großes an Falco. Alle beide, Biagio und Passafiore, werden wohl acht geben; kein Mensch soll erfahren, daß Falco nicht mehr der ist, der er früher war.

Endlich ist Falco mit seinem Kranz fertig geworden. Er hängt ihn auf seinen Büchsenlauf und gesellt sich nun zu den andern. Dann gehen sie alle drei aus dem Steinbruch heraus und nach dem nächsten Hof. Dort

nehmen sie Pferde, um den Gipfel des Mongibello so schnell als möglich zu erreichen.

Sie reiten im Galopp, so daß sie nicht miteinander sprechen können, aber wenn sie an den Höfen vorüberjagen, sehen sie die Leute auf den platten Dächern tanzen. Und aus den Schuppen, wo die Feldarbeiter ihr Nachtlager haben, tönt Lachen und muntres Reden. Dort sitzen frohe, friedliche Menschen, die Rätsel lösen und Scherzreime machen. Aber Falco stürmt vorüber. Das ist nichts für ihn. Falco ist ein großer Mann.

Sie jagen den Berg hinauf. Zuerst reiten sie zwischen Mandelbäumen und Kaktusbüschen, dann unter Platanen und Pinien, dann unter Eichen und Kastanien hin.

Aber die Nacht ist nicht hell, sie sehen nichts von der Herrlichkeit des Mongibello. Sie sehen nicht den rebenumschlungenen Monte Rosa, nicht die zweihundert Kratermündungen, die den schneebedeckten Gipfel des Ätna rings umgeben, wie die Türme eine befestigte Stadt, sie sehen auch nicht den weiten, blumengeschmückten Waldboden.

Bei der Casa del Bosco, wo der Weg aufhört, steigen sie von den Pferden; Biagio und Passafiore nehmen den Kranz und tragen ihn zwischen sich. Aber während sie hinaufsteigen, fängt Falco ein Gespräch an. Er spricht gern, seit er alt geworden ist.

Und Falco sagt, der Berg gleiche den fünfundzwanzig Jahren seines Lebens, die er auf ihm zugebracht habe. In den Jahren, wo der Grund zu seiner Größe gelegt worden sei, habe es ringsum von seinen Heldentaten geblüht. Wer da mit ihm umhergezogen sei, dem sei es gewesen, als wandle er in einer endlosen Pergola, wo Zitronen und Trauben auf ihn herabhingen. Damals seien seine Taten zahllos gewesen wie die Orangen, die um den Fuß des Ätna wachsen. Als er höher hinaufgekommen sei, seien die Taten spärlicher geworden, aber

alle, die er noch ausführte, seien gewaltig gewesen wie die Eichen und Kastanien an den steilen Abhängen. Und jetzt, wo er auf der Höhe seiner Größe stehe, verachte er die Taten. Sein Leben sei nun so kahl wie der Gipfel, er begnüge sich damit, die Welt zu seinen Füßen zu sehen. Aber soviel sei sicher, wenn er jetzt etwas unternehme, könne ihm niemand widerstehen. Er sei furchtbar wie die feuerspeiende Spitze.

Falco geht laut sprechend voran, Passafiore und Biagio folgen ihm in stummem Schmerz. Nur undeutlich sehen sie unter sich die gewaltigen Abhänge des Mongibello mit Städten und Feldern und Wäldern. Und Falco behauptet, er sei ebenso gewaltig wie das alles zu ihren Füßen.

Je höher sie hinaufsteigen, desto unheimlicher wird es ringsumher. Die gähnenden Bergschluchten, der Schwefelrauch aus den Kratern, der sich bergab wälzt, weil er zu schwer ist, um gleich in die Luft zu steigen, das zitternde Beben des Berges, das beständige dumpfe Rollen in seinem Innern, das zugleich schlüpfrige und doch holperige Eisfeld mit den schäumenden Eiswasserbächen, die unbeschreibliche Kälte, der beißende Wind, alles das macht die Wanderung unheimlich. Und Falco sagt, dies gleiche ihm selbst! Wie mußte es dann in seiner Seele aussehen! Herrschte da eine Kälte und ein Grauen, die denen des Ätna zu vergleichen waren?

Sie stolpern über Eisstücke, sie arbeiten sich durch Schnee hindurch, der oft ellenhoch liegt. Der Bergwind reißt sie beinahe um, sie müssen durch halbgeschmolzenen Schnee und durch große Wasserlachen waten, denn am vorhergehenden Tage hat die Sonne viel Schnee aufgetaut. Und während sie vor Kälte erstarren, erzittert die Erde unter ihnen vor dem ewigen Feuer.

Sie erinnern sich daran, daß Luzifer und alle die Verdammten da unten liegen.

Sie schaudern, daß Falco sie zur Pforte der Hölle geführt hat.

Aber sie gelangen doch über das Eisfeld hinüber und erreichen den steilen Aschenkegel auf dem Gipfel des Berges. Sie kämpfen sich hinauf durch Bimsteingeröll und tiefe Asche hindurch, die ihnen unter den Füßen weggleiten. Als sie den Kegel zur Hälfte erstiegen haben, nimmt Falco den beiden andern den Kranz ab und winkt ihnen, zurückzubleiben. Allein will er den Gipfel besteigen.

In diesem Augenblick beginnt es hell zu werden; der Tag graut, und als Falco die Höhe erreicht, bricht die Sonne hervor. Da wird der große Mongibello und auch der große Ätnaräuber auf seinem Gipfel von dem herrlichen Morgenschimmer rot überflutet. Aber der Schatten des Ätna fällt über ganz Sizilien hin, und es ist, als ob Falco, der da oben steht, quer über die Insel hin von Meer zu Meer reichte.

Falco steht da oben und schaut sich um. Er sieht nach Italien hinüber, er glaubt Neapel und Rom zu sehen. Er läßt seinen Blick über das Meer hinschweifen nach dem Lande des Großfürsten im Osten und nach dem Reich der Sarazenen im Süden. — Alles liegt ihm zu Füßen und erkennt seine Größe an!

Dann legt Falco den Kranz auf dem Gipfel des Ätna nieder.

Als er zu seinen Kameraden zurückkehrt, drückt er ihnen ernst die Hände. Während er vom Kegel herabsteigt, sehen sie, daß er einen Bimstein aufhebt und in die Tasche steckt. Falco nimmt ein Andenken mit an die schönste Stunde seines Lebens. So groß wie dort auf dem Gipfel des Mongibello hat er sich noch nie gefühlt.

Aber an diesem Freudentage will Falco nicht

arbeiten. Am nächsten Tage, da wird er ans Werk gehen und den Mongibello von der Eisenbahn befreien, sagte er.

* * *

Zwischen Paterno und Aderno liegt ein einsames Gehöft am Wege. Es ist sehr ansehnlich und gehört Donna Silvia, einer Witwe, die viele kräftige Söhne hat. Es sind mutige Leute, die es wagen, das ganze Jahr hindurch allein auf dem Lande zu leben.

Es ist am Tage, nachdem Falco den Mongibello bekränzt hat. Donna Silvia sitzt mit ihrem Spinnrocken vor der Tür. Sie ist ganz allein zu Hause, außer ihr befindet sich niemand auf dem Hofe. Da schleicht ein Bettler leise durchs Hoftor herein.

Es ist ein alter Mann mit einer langen, gebogenen Nase, die über die Oberlippe herabhängt, mit einem borstigen Bart, und blassen, rotumränderten Augen. Es sind die häßlichsten Augen, die man sich denken kann, sie schielen, und das Weiße darin ist ganz gelb. Der Bettler ist sehr groß und mager; beim Gehen bewegt er den Körper in einer Weise, daß es aussieht, als winde er sich daher. Er tritt so leise auf, daß Donna Silvia ihn nicht kommen hört. Das Erste, was sie von ihm sieht, ist sein Schatten, der sich dünn wie eine Schlange zu ihr herbewegt.

Als sie den Schatten bemerkt, schaut sie auf. Da verbeugt sich der Bettler vor ihr und bittet um Makkaroni.

„Ich habe Makkaroni auf dem Feuer," sagte Donna Silvia. „Setz dich und wart ein wenig, dann kannst du dich satt essen."

Der Bettler setzt sich neben Donna Silvia, und sie beginnen miteinander zu sprechen. Das Gespräch kommt bald auf Falcone.

20*

„Ist es wahr, daß Ihr Eure Söhne an Donna Micaelas Eisenbahn arbeiten laßt?“ sagt der Bettler.

Donna Silvia preßt die Lippen zusammen und nickt bejahend.

„Ihr seid eine mutige Frau, Donna Silvia. Falco könnte sich dafür rächen.“

„Dann soll er sich nur rächen,“ sagt Donna Silvia. „Aber ich will nicht jemand gehorchen, der meinen Vater getötet hat. Er zwang ihn, aus dem Gefängnis in Augusta zu fliehen, und mein Vater wurde eingefangen und erschossen.“

Als sie dies gesagt hatte, steht sie auf und geht hinein, um das Essen zu holen.

Als sie in der Küche steht, fällt ihr Blick durchs Fenster auf den Bettler, der draußen auf der Bank sitzt und sich hin- und herwiegt. Er sitzt nicht einen Augenblick still, und vor ihm schlängelt sich sein Schatten schmal und geschmeidig wie eine Schlange.

Da erinnert sich Donna Silvia an einen Ausspruch, den Caterina, die mit Falcos Bruder Nino verheiratet gewesen war, einmal getan hatte. „Wie willst du Falco nach mehr als zwanzig Jahren wiedererkennen?“ hatte man sie gefragt. — „Sollte ich den Mann mit dem Schlangenschatten nicht wiedererkennen?“ hatte sie geantwortet. „Den verliert er nicht, solange er lebt.“

Donna Silvia preßt die Hand aufs Herz. Da draußen auf ihrem Hof sitzt Falco Falcone. Er ist gekommen, um sich zu rächen, weil sie ihre Söhne an der Eisenbahn arbeiten läßt. Will er das Haus in Brand stecken, oder will er sie ermorden?

Donna Silvia zittert am ganzen Körper, als sie ihm die Makkaroni herausschöpft.

Aber Falco wird die Zeit lang, während er da auf der Steinbank sitzt. Da kommt ein kleiner Hund herbei-

gelaufen und reibt sich an seinem Bein. Falco faßt in die Tasche nach Brot, findet aber nur einen Stein, den er dem Hund hinwirft.

Der Hund springt nach dem Stein und bringt ihn gleich zu Falco zurück. Falco wirft ihn noch einmal fort. Der Hund holt den Stein wieder, aber nun läuft er mit ihm davon.

Da fällt es Falco ein, daß das der Stein ist, den er vom Mongibello mitgenommen hat, und er geht dem Hunde nach, um ihn wieder zu erlangen. Er pfeift dem Hund, der auch eilig zurückkehrt.

„Gib den Stein her!"

Der Hund legt den Kopf auf die Seite und will ihn nicht hergeben.

„Gib den Stein her, Kanaille!"

Der Hund schließt die Schnauze; er hat ja gar keinen Stein.

„Komm, laß sehen!" sagt Falco.

Er beugt den Kopf des Hundes zurück und reißt ihm das Maul auf. Der Stein liegt tief drinnen, hinter dem Gaumen, und Falco versucht, ihn herauszuholen. Da beißt ihn der Hund; und es fließt Blut.

Falco erschrickt. Er geht zu Donna Silvia hinein.

„Ist Euer Hund auch gesund?" fragt er.

„Mein Hund? Ich habe keinen Hund. Er ist tot."

„Aber da draußen läuft einer herum."

„Ich weiß nicht, welchen Hund Ihr meint," sagt sie.

Falco sagt nichts mehr; er tut auch Donna Silvia nichts zuleide, sondern geht still fort. Er hat Angst. Er denkt, der Hund sei toll gewesen, und nun werde er am Ende auch die Tollwut bekommen.

* * *

Eines Abends sitzt Donna Micaela allein in ihrem Musiksaal. Sie hat die Lampe gelöscht und die Balkontüren geöffnet. Sie liebt es, abends und nachts auf die Straße hinauszulauschen. Dann ist der Lärm der Schmiede, Steinschleifer und Ausrufer verstummt. Dann ertönt nur Gesang, Lachen, Flüstern und Mandolinenspiel.

Plötzlich sieht sie, daß sich eine dunkle Hand auf das Balkongeländer legt. Der Hand folgt ein Arm und ein Kopf, und im nächsten Augenblick schwingt sich ein Mensch über den Balkon. Sie sieht ihn ziemlich deutlich, denn die Straßenlaternen brennen noch. Es ist ein kleiner, breitschultriger Mann, mit einem großen Bart. Er ist wie ein Hirte gekleidet, mit Ledersandalen, Schlapphut und einem auf dem Rücken festgebundenen Regenschirm. Sobald er auf den Füßen steht, reißt er seine Büchse von der Schulter, und mit dieser zwischen den Händen tritt er in den Musiksaal. Donna Micaela sitzt ganz still, ohne ein Lebenszeichen zu geben. Sie hat keine Zeit, Hilfe herbeizurufen oder zu entfliehen. Sie hofft nun, der Mann werde nehmen, was er haben wolle, und dann wieder gehen, ohne sie zu bemerken, denn sie sitzt weit zurück in dem dunklen Zimmer.

Der Mann nimmt die Büchse zwischen die Knie, und sie hört, daß er ein Streichholz anzündet. Sie schließt die Augen; dann kann er denken, sie schlafe.

Als der Räuber das Streichholz angezündet hat, sieht er sie sogleich. Er hustet, um sie aufzuwecken. Als sie sich nicht rührt, schleicht er zu ihr hin und legt vorsichtig einen Finger auf ihren Arm.

„Rührt mich nicht an! Rührt mich nicht an!“ schreit sie auf. Nun kann sie sich nicht mehr ruhig verhalten. Der Mann tritt sogleich zurück.

„Liebe Donna Micaela, ich wollte Euch nur aufwecken.“

Sie bebt und zittert vor Angst, und er hört, daß sie heftig schluchzt.

„Liebe Signora! Liebe Signora!" sagt er.

„Macht Licht, damit ich sehe, wer Ihr seid!" ruft sie.

Er zündet ein neues Streichholz an, nimmt die Kuppel von der Lampe und zündet sie so gewandt an wie ein Kammerdiener. Dann stellt er sich wieder an die Tür, so weit entfernt von ihr als nur möglich. Und mit einem Male geht er mit seiner Büchse auf den Balkon hinaus.

„Nun könnt Ihr doch keine Angst mehr haben, Signora."

Als sie aber nicht zu weinen aufhört, sagt er:

„Signora, ich bin Passafiore, Falco Falcones Neffe, und ich habe einen Auftrag von Falco an Euch. Er will Eure Eisenbahn nicht mehr zerstören."

„Seid Ihr gekommen, um Euren Scherz mit mir zu treiben?" sagt sie.

Da antwortet der Mann fast weinend: „Ach, wenn es doch ein Scherz wäre! Wenn doch Falco der noch wäre, der er gewesen ist!"

Er erzählt, daß Falco den Mongibello erstiegen und dessen Gipfel bekränzt habe. Aber das habe dem Berg wohl nicht behagt, denn nun habe er Falco gestürzt. Ein einziges Steinchen vom Mongibello habe genügt, den Gefürchteten zu vernichten.

„Nun ist es vorbei mit Falco," sagt Passafiore. „Er sitzt drunten im Steinbruch und wartet auf den Ausbruch der Krankheit. Seit acht Tagen hat er weder geschlafen, noch etwas gegessen. Er ist noch nicht krank, aber die Wunde an seiner Hand heilt auch nicht, und er glaubt, daß er das Gift im Körper habe. ‚Bald werde ich ein toller Hund sein,' sagt er. Kein Wein, keine Speise lockt ihn. Er hat keine Freude daran, wenn

ich seine Taten preise. ‚Was hat es für einen Wert, von ihnen zu reden?‘ sagt er. ‚Ich werde mein Leben als ein toller Hund beschließen.‘“

Donna Micaela sieht Passafiore scharf an. „Was soll denn ich dabei tun? Du denkst doch wohl nicht, daß ich zu Falco Falcone in den Steinbruch gehen soll?“

Passafiore schaut zu Boden und wagt nichts zu erwidern.

Sie erklärt ihm, was sie durch diesen Falco gelitten hat. Er hat ihre Arbeiter verscheucht. Er hat sich ihren liebsten Wünschen widersetzt.

Plötzlich sinkt Passafiore vor ihr auf die Knie. Er wagt nicht, ihr einen Schritt näher zu treten, aber er fällt auf die Knie nieder.

Er bittet sie, sich doch klar zu machen, um was es sich handle. Sie wisse nicht, sie verstehe nicht, wer Falco sei. Falco sei ein großer Mann. Schon als ganz kleines Kind habe er, Passafiore, von ihm reden hören. Sein ganzes Leben lang habe er danach getrachtet, in den Steinbruch zu kommen, um mit ihm zusammen zu sein. Alle seine Vettern seien zu Falco gegangen, die ganze Familie sei bei ihm. Aber der Pfarrer habe es sich damals in den Kopf gesetzt gehabt, daß Passafiore nicht hingehen dürfe. Er habe einen Schneider aus ihm gemacht; denkt nur, einen Schneider! Er habe mit ihm gesprochen und ihm gesagt, er solle ja nicht hingehen. Es sei eine schreckliche Sünde, mit Falco zu leben. Passafiore habe auch um Don Matteos Willen viele Jahre dagegen angekämpft. Schließlich aber habe er nicht mehr widerstehen können und sei doch in den Steinbruch gegangen. Nun sei er erst ein Jahr lang bei Falco gewesen, und nun sei dieser schon zugrunde gerichtet. Es sei gerade, als habe die Sonne am Himmel ihren Schein erloschen. Sein ganzes Leben sei zerstört.

Passafiore sieht Donna Micaela an. Er sieht, daß sie ihn anhört und ihn versteht.

Er erinnert Donna Micaela daran, daß sie einem Jettatore und einer Ehebrecherin geholfen habe. Warum sollte sie da hart gegen einen Räuber sein? Das Christusbild in San Pasquale erhöre ja alle ihre Bitten. Er wisse bestimmt, daß sie das Christuskind gebeten habe, ihre Eisenbahn vor Falco zu beschützen. Und es habe sie erhört, deshalb habe der Bimstein des Mongibello Falcos Kraft gebrochen. Aber nun solle sie doch auch ihm gnädig sein und ihnen helfen, daß Falco seine Gesundheit wieder erlangen und dem Lande wieder das sein könne, was er ihm früher gewesen sei.

Es gelang Passafiore wirklich, Donna Micaela zu rühren. Plötzlich begreift sie, wie es dem alten Räuber da drunten in dem dunklen Steinbruch zumute sein muß. Sie sieht ihn dort sitzen und auf den Wahnsinn warten. Sie denkt daran, wie stolz er einst war und wie er nun vernichtet und zerschmettert ist. Nein, nein, niemand darf so leiden. Es ist zu viel, zu viel!

„Passafiore!" ruft sie, „sag, was du wünschest. Ich werde tun, was in meiner Macht steht. Ich fürchte mich nicht mehr. Nein, ich fürchte mich nicht mehr."

„Donna Micaela, wir haben Falco gebeten, zu dem Christusbilde zu gehen und es um Gnade anzuflehen. Aber Falco will nicht an das Bild glauben. Er will nichts andres tun, als ruhig das Unglück erwarten. Aber heute, als ich ihn wieder bat und anflehte, doch hin zu gehen und zu beten, sagte er: ‚Du weißt, wer dort in dem alten Hause der Kirche gerade gegenüber auf mich wartet. Geh zu ihr und frage sie, ob sie mir die Erlaubnis geben will, an ihr vorüber in die Kirche zu gehen. Wenn sie sie gibt, dann will ich an das Bild glauben und zu ihm beten.'"

„Nun?“ fragt Donna Micaela.

„Ich bin bei der alten Caterina gewesen, und sie hat die Erlaubnis gegeben. Sie sagte: ‚Er soll in die Kirche San Pasquale hineingehen dürfen, ohne daß ich ihn erschieße.‘“

Passafiore liegt noch immer auf den Knien.

„Ist Falco schon in der Kirche gewesen?“ fragt Donna Micaela.

Passafiore rutscht ein paar Schritte näher. Er ringt voll Verzweiflung die Hände.

„Donna Micaela, Falco ist sehr krank. Er war schon krank, ehe das mit dem Hunde passierte.“

Passafiore kostet es einen großen Kampf, ehe er die Wahrheit auszusprechen wagt. Schließlich aber bekennt er, daß Falco, trotzdem er ein so großer Mann sei, doch zeitweise an Wahnsinn leide. Und nun habe er nicht nur von der alten Caterina gesprochen, sondern auch gesagt: „Wenn Caterina mich in die Kirche hineingehen läßt, und wenn Donna Micaela in den Steinbruch kommt und mir die Hand reicht, dann will ich zu dem Bilde gehen.“ Davon sei er nicht mehr abzubringen. Donna Micaela, die vornehmste und erste und heiligste aller Frauen müsse zu ihm kommen, sonst gehe er nicht.

Trotzdem Passafiore ausgesprochen hat, hält er doch den Kopf noch tief gesenkt. Er wagt nicht aufzuschauen.

Aber Donna Micaela zögert keinen Augenblick, sobald von dem Christuskind die Rede ist. Sie scheint gar nicht daran zu denken, daß Falco schon wahnsinnig ist. Sie deutet mit keinem Wort an, wie sehr sie sich fürchtet. Ihr Vertrauen zu dem Bild ist so groß, daß sie ganz ruhig wie ein unterwürfiges und gehorsames Kind sagt:

„Passafiore, ich werde dich begleiten.“

Und sie geht mit ihm, als wandle sie im Schlaf.

Sie zögert nicht, mit ihm in den Steinbruch zu gehen. Sie schreckt nicht davor zurück, ihn auf den Ätna zu begleiten. Sie bedenkt sich nicht, an den steilen Felswänden des Steinbruchs hinabzuklettern. Ganz bleich, aber mit wunderbar glänzenden Augen tritt sie zu dem alten Räuber in seine Felsenhöhle und reicht ihm die Hand. Und er steht auf, gespensterhaft bleich wie sie selbst, und geht mit ihr. Es ist, als seien sie keine Menschen, sondern Gespenster. Ganz stumm schreiten sie ihrem Ziele entgegen. Ihr eignes Ich ist tot, ein mächtigerer Geist führt und leitet sie.

Schon am nächsten Tage kommt es Donna Micaela wie eine Sage vor, daß sie so etwas getan hat. Sie ist überzeugt, daß durchaus nicht ihre eigne Barmherzigkeit oder ihre Nächstenliebe ihr die Kraft gegeben habe, sich bei Nacht in die Räuberhöhle zu wagen, sondern daß eine fremde Macht sie geleitet habe.

Während Donna Micaela in der Räuberhöhle ist, sitzt die alte Caterina an ihrem Fenster und wartet auf Falco. Sie hatte eingewilligt, fast ohne daß man sie zu bitten gebraucht hatte.

„Er soll freie Bahn zur Kirche haben," sagte sie. „Ich habe seit zwanzig Jahren auf ihn gewartet, aber er soll ungehindert in die Kirche gehen dürfen."

Bald darauf kommt Falco an Donna Micaelas Hand dahergeschritten. Passafiore und Biagio gehen hinter ihnen. Falco schreitet gebeugt vorwärts. Man sieht, daß er alt und schwach ist. Er betritt allein die Kirche, die andern bleiben außen.

Die alte Caterina hat ihn deutlich gesehen; aber sie hat sich nicht bewegt. Sie sitzt ganz still da, während Falco in der Kirche ist. Ihre Nichte, die bei ihr wohnt, glaubt, sie bete und danke Gott, daß sie ihre Rachgier habe überwinden können.

Endlich bittet Caterina die Nichte, ein Fenster zu öffnen. „Ich will sehen, ob er noch den Schlangenschatten hat," sagt sie.

Aber sie ist sanft und freundlich. „Nimm die Büchse weg, wenn du willst." Und die Nichte legt die Büchse auf die andre Seite des Tisches hinüber.

Endlich kommt Falco wieder aus der Kirche heraus. Der Mond scheint ihm gerade ins Gesicht, und Caterina sieht, wie wenig er dem Falco gleicht, der in ihrer Erinnerung lebt. Der schreckliche Trotz und Stolz in seinem Gesichte sind nicht mehr vorhanden. Er schreitet gebeugt und gebrochen einher. Er flößt ihr fast Mitleid ein.

„Das Bild hilft mir," sagt er laut zu Passafiore und Biagio. „Es hat versprochen, mir beizustehen."

Die Räuber wollen nun gehen; aber Falco ist so froh, daß er zuerst von seinem Glück mit ihnen reden muß.

„Ich fühle kein Brausen mehr in meinem Kopf, alle Unruhe, alle Hitze ist wie weggeblasen. Es hilft mir!"

Die Kameraden nehmen ihn bei der Hand, um ihn fortzuführen.

Falco macht ein paar Schritte, dann bleibt er wieder stehen. Er richtet sich auf und macht dabei eine Bewegung, so daß der Schlangenschatten sich auf dem Wege bewegt und krümmt.

„Ganz gesund soll ich werden, ganz gesund," sagt er.

Die Männer ziehen ihn mit sich fort, aber es ist zu spät.

Caterinas Blick ist auf den Schlangenschatten gefallen. Da kann sie sich nicht mehr halten, sie wirft sich über den Tisch, ergreift die Büchse und drückt los. Und sie trifft Falco. Sie hatte freilich nicht die Absicht gehabt, auf ihn zu schießen, aber als sie ihn sah, war es ihr unmöglich, ihn frei ausgehen zu lassen. Zwanzig

Jahre lang hatte sie den Rachegedanken in sich genährt. Er war stärker als sie.

„Caterina, Caterina!“ schreit die Nichte.

„Er bat mich nur um freie Bahn in die Kirche,“ erwidert die Alte.

Der alte Biagio legt Falcos Leiche zurecht und sagt mit grimmiger Miene:

„Ganz gesund sollte er werden, ganz gesund!“

XI

Sieg

In längst entschwundenen Tagen wohnte auf Sizilien der große Philosoph Empedokles. Er war der schönste und vollkommenste Mensch, so weise und so herrlich, daß man meinte, er müsse ein menschgewordener Gott sein.

Empedokles hatte eine Villa auf dem Ätna, und eines Abends gab er seinen Freunden dort ein Fest. Während des Festes sprach er solche Worte, daß die Freunde ihm zuriefen: „Du bist ein Gott, Empedokles, du bist ein Gott.“

In der darauffolgenden Nacht dachte Empedokles: „Nun hast du das Höchste erreicht, was ein Mensch auf Erden erreichen kann. Du mußt sterben, ehe Unglück und Schwäche dich ergreifen.“

Und er stieg hinauf auf den Gipfel des Ätna und stürzte sich in den brennenden Krater hinein. „Wenn niemand meine Leiche findet,“ dachte er, „wird man sagen, ich sei lebendig unter die Götter aufgenommen worden.“

Aber am nächsten Morgen suchten seine Freunde ihn in der ganzen Villa und überall auf dem Berge. Sie kamen auch zum Krater hin, und da fanden sie am Rande des Kraters Empedokles' Schuhe. Und sie errieten,

daß er den Tod im Krater gesucht hatte, damit er zu den Unsterblichen gezählt werde.

Und dies wäre ihm auch geglückt, wenn nicht der Berg seine Schuhe ausgeworfen hätte.

Aber eben um dieser Sage willen ist der Name des Empedokles niemals vergessen worden, und gar mancher Reisende hat sich gefragt, wo wohl seine Villa gelegen haben könnte. Altertumsforscher und Schatzgräber haben nach ihr gesucht, denn die Villa des Herrlichen war natürlich voller Marmorstatuen, Bronzen und Mosaiken.

Donna Micaelas Vater, Cavaliere Palmeri, hatte es sich in den Kopf gesetzt, das Rätsel über die Villa zu lösen. Jeden Morgen bestieg er seinen Pony Domenico und ritt fort, um sie zu suchen. Er war ausgerüstet wie ein Forscher, die Steinhacke im Gürtel, den Spaten an der Seite und ein großes Ränzel auf dem Rücken.

Jeden Abend, wenn Cavaliere Palmeri heimkehrte, erzählte er Micaela von Domenico. Während all dieser Jahre, in denen er auf dem Ätna umhergeritten sei, habe sich Domenico zu einem Altertumsforscher ausgebildet. Domenico biege vom Wege ab, sobald er eine Ruine erblicke. Er stampfe an den Stellen, denen er ansehe, daß man hier nachgraben sollte. Er schnaube verächtlich und wende den Kopf ab, wenn man ihm eine nachgemachte alte Münze zeige.

Donna Micaela hörte ihrem Vater mit großer Geduld und voll Interesse zu. Auch sie war überzeugt, daß dem Domenico, wenn diese Villa endlich gefunden würde, sicher die ganze Ehre der Entdeckung zuteil werden würde.

Aber Cavaliere Palmeri fragte seine Tochter niemals nach ihrem Unternehmen. Er zeigte nie eine Spur von Interesse für ihre Eisenbahn. Es war fast, als wisse er gar nichts davon, daß überhaupt eine gebaut wurde.

Ach, er zeigte ja niemals irgend ein Interesse für das, was seine Tochter betraf!

Eines Tages, als die beiden eben beim Mittagessen saßen, begann Donna Micaela von der Eisenbahn zu sprechen.

Sie habe gesiegt, sagte sie, nun endlich habe sie gesiegt. Er solle nur hören, welche Neuigkeiten sie heute erfahren habe. Es solle nicht nur eine Dampfstraßenbahn zwischen Catania und Diamante werden, wie sie anfangs gedacht hatte, sondern eine Eisenbahn rings um den Ätna.

Durch Falcos Tod sei sie nicht allein von Falco selbst befreit worden, sondern das Volk glaube jetzt auch, daß der Mongibello und alle Heiligen auf ihrer Seite stünden. Und so sei eine Art Volksbewegung für die Eisenbahn entstanden. In allen Ätnastädten würden Beiträge dafür gezeichnet. Eine Aktiengesellschaft habe sich gebildet. Heute sei die Konzession eingetroffen. Morgen könne im Ernst mit dem Bahnbau begonnen werden.

Donna Micaela war ganz aufgeregt. Sie konnte nichts essen. Das Herz schwoll ihr vor Glück und Dankbarkeit. Sie konnte es nicht lassen, von der gewaltigen Begeisterung zu reden, die das Volk ergriffen hatte. Mit Tränen in den Augen sprach sie von dem Christusbilde in San Pasquale.

Es war rührend zu sehen, wie ihr Gesicht voll Hoffnung strahlte. Es war, als habe sie außer dem Glück, von dem sie sprach, noch eine ganze Welt voll Glückseligkeit zu erwarten.

An diesem Abend erkannte sie, daß die Vorsehung alles wohl und glücklich für sie gelenkt hatte. Sie sah ein, daß Gaetanos Gefangennahme das Werk Gottes gewesen war, um ihn wieder zum Glauben zurückzuführen. Er sollte durch die Wunderwerke des kleinen Bildes befreit werden, und dann würde er wieder gläubig werden

wie in den früheren Zeiten. Und dann durfte sie ihm angehören! Wie gut Gott doch war!

Und während sie von solcher Seligkeit erfüllt war, saß ihr Vater ihr steif und teilnahmslos gegenüber.

„Das ist ja sehr merkwürdig," sagte er nur.

„Du wirst doch morgen beim Fest des ersten Spatenstichs dabei sein?"

„Ich weiß nicht — ich muß meinen Forschungen nachgehen."

Donna Micaela zerbröckelte ziemlich erregt ein Stück Brot. Die Geduld ging ihr aus. Sie hatte ihn mit allen ihren Sorgen und mit allen Klagen verschont, aber an ihrer Freude mußte er teilnehmen! Er mußte!

Und plötzlich brachen die Fesseln der Ergebenheit und der Furcht, mit denen er sie seit seiner Gefangenschaft gebunden hielt.

„Da du so viel auf dem Ätna herumkommst," sagte sie mit sehr sanftem Ton, „bist du doch wohl auch nach Gela gekommen?"

Der Cavaliere schaute auf und schien in seiner Erinnerung zu suchen. „Gela — Gela?"

„Gela ist ein Städtchen von etwa hundert Häusern, das auf der Südseite dicht am Fuße des Monte Chiaro liegt," fuhr Donna Micaela mit der unschuldigsten Miene fort. „Es liegt zwischen dem Simeto und der Bergwand eingeklemmt, und ein Arm des Simeto nimmt gewöhnlich den Weg durch die Straßen von Gela, so daß man nur selten trockenen Fußes durch das Städtchen kommen kann. Bei dem letzten Erdbeben stürzte das Dach der Kirche ein, und es ist seither nicht wieder hergestellt worden, weil die Leute in Gela bettelarm sind. Hast du wirklich nie von Gela reden hören?"

Cavaliere Palmeri antwortete mit unvergleichlichem Ernst: „Meine Forschungen haben mich bergauf geführt,

ich habe nie gedacht, daß sich die Villa des großen Philosophen in Gela befinden könnte."

„Aber Gela ist eine interessante Stadt," sagte Donna Micaela beharrlich. „Sie haben dort keine besondern Wirtschaftsgebäude. Die Schweine wohnen im Erdgeschoß, die Menschen eine Treppe hoch. Und es gibt auch unglaublich viele Schweine in Gela. Sie gedeihen dort besser als die Menschen, denn die Menschen sind beinahe immer krank. Es herrscht beständig Fieber dort, die Malaria hört fast gar nicht auf. Es ist sehr feucht, die Keller stehen immer unter Wasser, und jede Nacht ist der Ort von Sumpfnebeln eingehüllt. Es gibt in Gela keine Läden, keine Polizei, keinen Doktor, keine Apotheke. Sechshundert Menschen leben da ganz weltverloren und vereinsamt. Hast du wirklich nie etwas von Gela gehört?" Sie sah ihn an, als sei sie wirklich ganz erstaunt.

Cavaliere Palmeri schüttelte den Kopf. „Den Namen habe ich allerdings gehört . . ."

Donna Micaela heftete forschend ihren Blick auf ihren Vater. Dann neigte sie sich schnell zu ihm hin und zog ein kleines gebogenes Messer aus seiner Brusttasche, ein Messer, wie es beim Beschneiden der Weinstöcke gebraucht wird.

„Armer Empedokles!" sagte sie plötzlich, und ihr ganzes Gesicht strahlte von Schelmerei. „Wir meinen, wir seien zu den Göttern aufgestiegen, aber der Ätna wirft immer unsre Schuhe heraus."

Cavaliere Palmeri sank zusammen, wie von einer Kugel getroffen.

„Micaela!" sagte er schwach abwehrend, wie jemand, der nicht weiß, wie er sich verteidigen soll.

Aber sie war augenblicklich wieder so ernst und befangen wie zuvor.

„Man hat mir erzählt," sagte sie, „daß Gela vor

einigen Jahren dem Untergang nahe gewesen sei. Die Leute dort sind nämlich lauter Weingärtner, und als die Reblaus kam und ihre Weinberge vernichtete, waren sie am Verhungern. Die Ackerbaugesellschaft sandte ihnen dann amerikanische Stecklinge, die nicht von der Philoxera angegriffen werden. Die Leute von Gela pflanzten sie auch, aber die Stecklinge wuchsen nicht an. Woher sollten die Leute in Gela wissen, wie man amerikanische Weinstöcke behandeln muß? Nun, dann kam jemand und lehrte sie es."

„Micaela!" erklang es fast flehend.

Donna Micaela fand, daß ihr Vater schon wie ein geschlagener Mann aussah, aber sie fuhr doch fort, als ob sie es nicht bemerkte.

„Es kam jemand," sagte sie mit starkem Nachdruck, „der sich neue Pflanzen schicken ließ. Und er pflanzte sie in ihre Weinberge. Die Leute lachten ihn aus und sagten, er sei verrückt. Aber siehe da, die Pflanzen wuchsen an und gediehen; sie gingen nicht ein. Und so hat dieser jemand Gela gerettet."

„Mir kommt diese Geschichte gar nicht interessant vor, Micaela," sagte Cavaliere Palmeri mit einem Versuch, sie zu unterbrechen.

„Sie ist ebenso unterhaltend wie die Altertumsforschung," sagte Micaela ruhig. „Aber ich will dir etwas sagen. Eines Tages kam ich in dein Zimmer, um ein Buch über die Altertumsfunde zu holen. Da fand ich, daß auf deinem Bücherbrett lauter Schriften über die Philoxera und die Weinbereitung standen."

Der Cavaliere wand sich auf seinem Stuhl wie ein getretener Wurm.

„Schweig, o schweig doch!" bat er leise.

Er war verlegener als damals, wo er des Diebstahls angeklagt worden war.

Aber nun blitzte wieder die ganze Schalkhaftigkeit in ihren Augen auf.

„Ich sah ab und zu die Briefe an, die du absandtest," fuhr sie fort. „Ich wollte gerne wissen, mit welchen gelehrten Männern du im Briefwechsel stehst. Und da wunderte ich mich, daß die Briefe immer an Präsidenten und Direktoren der Ackerbaugesellschaft gerichtet waren."

Cavaliere Palmeri war außerstande, ein Wort hervorzubringen. Donna Micaela schwelgte in unbeschreiblicher Freude, als sie sah, daß er ganz in ihrer Macht war.

Sie schaute ihm fest in die Augen. „Ich glaube nicht, daß Domenico bis jetzt gelernt hat, eine Ruine zu erkennen," sagte sie mit Nachdruck. „Die schmutzigen Kinder in Gela aber spielen wohl jeden Tag mit ihm und füttern ihn mit Wasserkresse. Domenico scheint in Gela ein Gott zu sein — um nicht zu reden von seinem . . ."

Cavaliere Palmeri schien plötzlich auf einen Gedanken zu kommen.

„Deine Eisenbahn," sagte er, „was erzähltest du doch von deiner Eisenbahn? Vielleicht kann ich morgen doch mitgehen."

Donna Micaela hörte nicht auf ihn. Sie zog ihre Börse heraus.

„Hier habe ich eine nachgemachte alte Münze," sagte sie. „Eine Demarata aus Nickel. Ich habe sie gekauft, um sie Domenico zu zeigen. Er wird sie doch wohl anschnauben . . ."

„Höre doch, Kind!"

Sie gab auf diese Versuche, sie zu begütigen, gar keine Antwort. Jetzt hatte sie die Oberhand. Jetzt gehörte mehr dazu, sie zu versöhnen.

„Einmal öffnete ich auch dein Ränzel, um deine neuen Altertumsfunde zu betrachten. Das einzige, was ich darin fand, war ein alter Weinstock."

21*

Sie strahlte vor Heiterkeit.

„Kind, Kind!"

„Wie soll man so etwas nennen? Das ist doch wohl keine Altertumsforschung. Ist es vielleicht Wohltätigkeit ... ist es vielleicht Sühne ..."

Nun schlug Cavaliere Palmeri mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser und Teller klirrten. Das wurde ihm denn doch zu toll. Ein gemessener, feierlicher alter Herr konnte solche Possen nicht dulden.

„So gewiß, als du meine Tochter bist, schweigst du jetzt."

„Deine Tochter," sagte sie, und ihre Heiterkeit war mit einem Schlage verschwunden, „bin ich wirklich deine Tochter? Die Kinder in Gela dürfen wenigstens den Domenico liebkosen, ich aber ..."

„Was willst du, Micaela, was verlangst du?"

Sie sahen einander an, und ihre Augen füllten sich gleichzeitig mit Tränen.

„Ich habe niemand als dich," murmelte sie.

Cavaliere Palmeri breitete unwillkürlich die Arme aus. Sie erhob sich zögernd, sie wußte nicht, ob sie recht sah.

„Ich weiß schon, wie es gehen wird," sagte er brummend, „nicht eine Minute mehr werde ich künftig für mich haben."

„Um die Villa zu entdecken?"

„Komm und küsse mich, Micaela! Seit wir Catania verlassen haben, bist du heute abend zum erstenmal wieder liebreizend."

Sie umschlang ihn mit einem so leidenschaftlichen Schrei, daß es ihn fast erschreckte.

Drittes Buch

„Und er wird viele Anhänger gewinnen."

I

Die Oase und die Wüste

Im Frühling 1894 begann man die Ätnabahn zu bauen, und im Herbst 1895 war sie fertig. Sie begann unten am Meeresstrande, stieg in einem großen Halbkreis den Berg hinauf und kam wieder zum Meeresstrande herab.

Die Züge kommen und gehen jeden Tag, der Mongibello liegt gebändigt da und läßt es geschehen. Die Fremden fahren voll Staunen über die schwarzen zerklüfteten Lavaströme durch blühende weiße Mandelbaumwälder, durch die düsteren alten Sarazenenstädte.

„Seht, seht! solch ein Land gibt es auf Erden nicht wieder!" rufen sie.

In den Wagen sitzt immer irgend jemand, der von der Zeit zu erzählen weiß, wo das Christusbild in Diamante war.

Welche Zeit das doch war! Jeden Tag tat das Bild neue Wunder. Man kann sie nicht alle aufzählen; aber in Diamante war man so glücklich darüber, als seien die Stunden des Tages ein Reigen tanzender Mädchen. Man glaubte, die Zeit habe das Stundenglas mit glitzerndem Goldstaub gefüllt.

Wenn jemand gefragt hätte, wer in jener Zeit in Diamante regiert habe, hätte man antworten müssen: „Das Christusbild.“ Alles ging nach seinem Willen. Niemand nahm eine Frau, oder setzte in die Lotterie, oder baute sich ein Haus, ohne das Christusbild um Rat zu fragen.

Um des Bildes willen wurde mancher Messerstich nicht ausgeteilt, manche alte Fehde wurde beigelegt, und manches bittre Wort wurde auf den Lippen zurückgedrängt.

Man mußte gut sein, denn man merkte, daß das Bild denen beistand, die friedliebend und hilfsbereit waren. Ihnen verschaffte es gute Gaben der Freude und des Reichtums.

Wenn nun die Welt gewesen wäre, wie sie sein sollte, wäre Diamante bald eine mächtige und reiche Stadt geworden. Aber statt dessen richtete der Teil der Welt, der nicht an das Bild glaubte, alle dessen Werke zugrunde. All das Glück, das es um sich verbreitete, half gar nichts.

Die Steuern wuchsen beständig und verzehrten allen Reichtum. In Afrika brach Krieg aus. Wie konnten die Leute glücklich sein, wenn ihre Söhne, ihr Geld und ihre Maulesel nach Afrika mußten? Und der Krieg da draußen brachte Niederlage auf Niederlage. Wie konnte man glücklich sein, wenn die Ehre des Vaterlandes auf dem Spiel stand?

Besonders seit die Eisenbahn fertig geworden war, meinte man zu bemerken, daß Diamante einer Oase in der Wüste gleiche. Die Oase ist dem Wüstensand, den Räubern und den wilden Tieren ausgesetzt. So auch Diamante. Die Oase hätte sich über die ganze Wüste ausbreiten müssen, wenn man sich in ihr hätte glücklich fühlen sollen. Diamante war beinahe der Ansicht, daß es nicht glücklich sein könne, bevor nicht die ganze Welt das Christusbild verehre.

Nun aber kam es so, daß alles, was Diamante

hoffte und erstrebte, nicht in Erfüllung ging. Donna Micaela und ganz Diamante sehnten sich nach Gaetanos Rückkehr. Sobald die Eisenbahn fertig war, zog Donna Micaela nach Rom und bat um seine Freilassung, aber sie wurde ihr verweigert. Der König und die Königin hätten ihr zwar gerne geholfen, aber sie konnten nicht. Ihr wißt ja, wer damals Minister war? Er regierte Italien mit eiserner Faust. Meint ihr, er hätte dem König erlaubt, einen aufrührerischen Sizilianer zu begnadigen?

Man wünschte auch lebhaft, daß dem Christusbild von Diamante die Verehrung zuteil werde, die ihm zukam, und Donna Micaela suchte deshalb um eine Audienz bei dem alten Manne im Vatikan nach.

„Heiliger Vater," sagte sie. „Laßt mich Euch erzählen, was sich am Abhang des Ätna in Diamante zugetragen hat."

Und nachdem sie von allen Wundertaten des Bildes berichtet hatte, bat sie den heiligen Vater, die alte Kirche San Pasquale zu reinigen und wieder einweihen zu lassen, und zur Verehrung des Christuskindes einen Priester anzustellen. Aber Donna Micaela erhielt, wie vom Quirinal, so auch vom Vatikan eine abschlägige Antwort.

„Liebe Fürstin Micaela Alagona," sagte der Papst, „solche Ereignisse, wie Ihr hier berichtet, zählt die Kirche nicht zu den Wundern. Aber Ihr braucht darum noch nicht zu verzweifeln. Wenn das Christuskind in Eurer Stadt verehrt werden will, wird es schon noch ein Zeichen geben. Es wird uns seinen Willen so deutlich kund tun, daß wir nicht mehr zweifeln können. Meine Tochter, verzeiht einem alten Manne, daß er vorsichtig ist."

Noch ein Drittes hatte man in Diamante erhofft. — Man hatte erwartet, endlich etwas von Gaetano zu erfahren. Donna Micaela reiste auch nach Como, wo er im Gefängnis saß. Sie hatte einen Empfehlungsbrief

von dem Höchstgestellten in Rom und war überzeugt, daß sie ihn sprechen dürfe. Aber der Gefängnisdirektor schickte sie zum Gefängnisarzt, und dieser verbot ihr, mit Gaetano zu reden.

„Ihr wollt den Gefangenen sehen," sagte er. „Das dürft Ihr nicht. Ihr sagt, daß er Euch liebe, aber für tot halte. Laßt ihn in diesem Glauben. Er hat sich jetzt in Euren Tod ergeben. Seine Sehnsucht ist überwunden. Wollt Ihr ihm nun mitteilen, daß Ihr noch am Leben seid, damit er sich von neuem in Sehnsucht verzehre? Wenn er sich wieder ins Leben hinaussehnt, wird er in drei Monaten nicht mehr unter den Lebenden sein, das kann ich Euch sagen."

Er sprach sehr ernst, und Donna Micaela sah ein, daß sie auf ihren Wunsch verzichten müsse. Aber welche Enttäuschung, welche Enttäuschung war doch das für sie!

Als sie wieder zu Hause war, kam sie sich vor, wie jemand, der so lebhaft geträumt hat, daß er sich auch nach dem Erwachen noch nicht von den Traumbildern losmachen kann. Sie konnte nicht begreifen, daß alle ihre Hoffnungen sie getäuscht hatten. Sie überraschte sich wieder und wieder bei dem Gedanken: Jetzt, wo ich Gaetano gerettet habe ... Aber jetzt hatte sie ja keine Hoffnung mehr, ihn zu retten.

Sie dachte bald an dieses, bald an jenes Unternehmen, das sie ins Werk setzen wollte. Sollte sie die Ebene drainieren, oder auf dem Ätna einen Marmorbruch anlegen? Sie grübelte und sann hin und her. Sie konnte sich für nichts entscheiden.

Dieselbe Niedergeschlagenheit, die sich Donna Micaelas bemächtigt hatte, teilte sich allmählich der ganzen Stadt mit. Es zeigte sich ja, daß alles, was von den Menschen abhing, die nicht an das Christusbild glaubten, schlecht verwaltet wurde und mißlang. Sogar die Ätnabahn

wurde nicht recht betrieben. Beständig gab es Unglücksfälle an den großen Steigungen. Und die Fahrpreise waren zu hoch. Die Leute begannen wieder die Omnibusse und Frachtwagen zu benützen.

Donna Micaela und andre dachten, ob man nicht das Christusbild in die Welt hinausführen solle. Sie wollten mit ihm hinausziehen und zeigen, wie es allen denen, die ruhig und arbeitssam und menschenfreundlich gegen den Nächsten waren, Gesundheit und Reichtum und Freude brächte. Wenn die Menschen das nur so recht einsehen lernten, dann würden sie sich schon bekehren.

„Das Bild müßte auf dem Kapitol stehen und die Welt regieren," sagten die Leute in Diamante.

„Alle, die uns regieren, sind untüchtig," sagten die Leute. „Wir wollen lieber von dem Christusbilde regiert werden."

„Das Christuskind ist mächtig und wohltätig; wenn es regierte, würden die Armen reich werden, und die Reichen doch genug haben. Das Christuskind weiß, wer das Rechte will. Wenn es ans Ruder käme, würden die, welche jetzt regiert werden, im Rate des Königs sitzen. Wie ein Pflug mit scharfen Eggen würde es durch die Welt ziehen, und das, was jetzt unfruchtbar in der Tiefe liegt, würde dann Frucht bringen."

Doch ehe alle diese aufdämmernden Pläne zur Ausführung gebracht wurden, kam in den ersten Tagen des März 1896 die Nachricht von der Schlacht bei Adua. Die Italiener waren geschlagen worden, und mehrere Tausend waren gefallen oder gefangen genommen.

Wenige Tage nachher gab es einen Ministerwechsel in Rom. Und der Mann, der nun ans Ruder kam, hatte Angst vor dem Zorn und der Verzweiflung der Sizilianer. Um sie zu versöhnen, entließ er einige der im Gefängnis schmachtenden Sozialisten. Die fünf, nach

denen sich, wie man wußte, das Volk am meisten sehnte, wurden freigelassen. Es waren Da Felice, Bosco, Verro, Barbato und Alagona.

Ach, Donna Micaela versuchte glücklich zu sein, als sie es erfuhr! Sie gab sich alle Mühe, die Tränen zurückzuhalten.

Sie hatte geglaubt, Gaetano sei im Gefängnis, damit das Christusbild seine Gefängnismauern niederreißen könne. Er sei dorthin geführt worden durch die Gnade Gottes, damit er sein Haupt vor dem Christuskind beuge und sagen lerne: Mein Herr und mein Gott!

Und nun hatte nicht das Bild ihn befreit. Er würde als derselbe Heide herauskommen, der er vorher gewesen war. Derselbe gähnende Abgrund würde immer noch zwischen ihnen sein.

Sie versuchte, glücklich zu sein. Es war ja genug, daß er frei war. Was bedeutete sie und ihr Glück im Vergleich damit?

Aber so ging es mit allem, was Diamante gehofft und erstrebt hatte.

Die große Wüste war sehr grausam gegen die kleine Oase.

II

In Palermo

Endlich, endlich! Es ist ein Uhr nachts. Wer Angst hat, er könnte verschlafen, steht jetzt auf, kleidet sich an und geht auf die Straße.

Und wer im Kaffeehaus eingenickt war, fährt auf, wenn er Schritte auf dem Straßenpflaster vernimmt. Er schüttelt die Schläfrigkeit ab und eilt hinaus. Er mischt sich unter den schnell anwachsenden Menschen-

strom, und die träge Zeit scheint ein wenig rascher zu vergehen.

Ganz oberflächlich bekannte Menschen drücken einander mit warmer Herzlichkeit die Hände. Man merkt, daß alle Herzen von derselben großen Freude erfüllt sind. Selbst Menschen, von denen man es nie erwartet hätte, sind unterwegs, alte Universitätsprofessoren und vornehme Edelleute und feine Damen, die sonst keinen Fuß auf die Straße setzen; und alle sind gleich froh.

„Lieber Gott! daß er kommt, daß Palermo ihn wieder haben soll!“ sagen sie.

Die Studenten von Palermo, die ihr gewöhnliches Standquartier in Quattro Canti die ganze Nacht nicht verlassen haben, sind mit Fackeln und bunten Laternen versehen. Diese dürfen vor vier Uhr, wo der Erwartete eintreffen soll, nicht angezündet werden.

Aber schon gegen zwei Uhr probiert der eine und der andre, ob seine Fackel auch gut brenne. — Da zünden alle andern die ihrigen auch an, und sie begrüßen das Licht mit lauten Hurrarufen. Es ist ihnen unmöglich, im Dunkeln zu sitzen, wenn eine so große Freude in ihnen glüht.

In den Gasthöfen werden die Fremden geweckt und ermahnt, aufzustehen.

„Heute nacht ist ein großes Fest in Palermo, o Signori.“

Die Fremden fragen, für wen.

„Für einen Sozialisten, den die Regierung aus dem Gefängnis entlassen hat. Er kommt gegen Morgen mit dem Dampfboot von Neapel an.“

„Was ist das für ein Mann?“

„Er heißt Bosco, und das Volk liebt ihn.“

Überall herrscht trotz der Nacht um des Erwarteten willen reges Leben. Ein Ziegenhirte vom Monte Pelle-

grino bindet eifrig kleine Maßliebchensträußchen, die seine Ziegen im Halsband tragen sollen. Und da er hundert Ziegen hat und alle Halsbänder tragen ... Aber er muß sie erst machen. Seine Ziegen könnten morgen früh nicht in Palermo einziehen, wenn sie nicht dem Tag zu Ehren geschmückt wären.

Die Schneiderinnen haben bis Mitternacht an ihrer Arbeit sitzen müssen, um mit allen den neuen Kleidern fertig zu werden, die am nächsten Morgen angezogen werden sollen. Und wenn so eine kleine Nähterin ihre Arbeit für die andern fertig hat, dann muß sie erst noch an sich selbst denken. Sie steckt noch ein paar Federn auf ihren Hut und setzt ellenhohe Bandschleifen daneben. An diesem Tage muß sie schön sein.

Jetzt werden lange Häuserreihen illuminiert. Da und dort sieht man eine Rakete aufsteigen, und bald knallt an allen Straßenecken Feuerwerk.

Die Blumenhändler in der langen Via Vittorio Emanuele verkaufen ein Mal ums andre ihren ganzen Blumenvorrat. Immer mehr Orangenblüten, nur immer weiße Orangenblüten; ganz Palermo ist von dem süßen Orangenduft erfüllt.

Der Torwächter in Boscos Haus hat keinen Augenblick Ruhe. Prachtvolle Torten und turmhohe Blumensträuße wandern unaufhörlich die Treppen hinauf. Und es kommen Willkommgedichte und Telegramme. Es nimmt gar kein Ende damit!

Dem armen Kaiser aus Bronze auf der Piazza Bologna, dem armen, häßlichen Kaiser Karl V., der so vergrämt und mager und elend aussieht wie San Giovanni in der Wüste, ist auf unerklärliche Weise auch ein Blumenstrauß in die Hand gesteckt worden. Als die Studenten, die auf Quattro Canti ganz in der Nähe stehen, dies erfahren, ziehen sie in geordnetem Zuge zum

Kaiser hin, heben ihre Fackeln empor und bringen ein Hoch auf den alten Despoten aus. Und einer von ihnen holt den Strauß herunter, um ihn dem großen Sozialisten zu überreichen.

Darauf ziehen die Studenten nach dem Hafen hinunter.

Lange, ehe sie dort eintreffen, sind ihre Fackeln ausgebrannt. Aber sie grämen sich nicht darüber. Arm in Arm ziehen sie daher, aus vollem Halse singend und ab und zu mitten im Gesang abbrechend, um zu rufen: „Nieder mit Crispi! Hoch, Bosco hoch!" Dann wird der Gesang wieder aufgenommen, aber nur, um gleich wieder unterbrochen zu werden, weil die, welche nicht singen können, die andern umarmen und küssen.

Die Gewerbe und Zünfte strömen aus ihren Stadtteilen heraus, in denen seit tausend Jahren ein und dasselbe Handwerk betrieben wird. Da kommen die Maurer mit ihren Musikchören und Fahnen, dort die Mosaikarbeiter und dort die Fischer. Wenn die Vereine sich begegnen, grüßen sie einander mit den Fahnen. Bisweilen nehmen sie sich auch Zeit, stehen zu bleiben und Reden zu halten. Man spricht von den fünf Freigelassenen, den fünf Märtyrern, die die Regierung Sizilien endlich wiedergeschenkt hat. Und die ganze Volksmenge ruft: „Bosco hoch! Da Felice hoch! Verro hoch! Barbato hoch! Alagona hoch!"

Wenn aber jemand des Treibens in den Straßen müde ist und zum Hafen von Palermo hinuntergeht, bleibt er plötzlich verwundert stehen und fragt sich: „Wo bin ich denn? Madonna Santissima, wo bin ich hingeraten?"

Denn er hat erwartet, den Hafen noch dunkel und verlassen zu finden.

Aber alle Boote und alle Prahme im Hafen von Palermo sind von verschiedenen Gesellschaften und Vereinen mit Beschlag belegt worden, und sie fahren nun im Hafen

umher, mit bunten venetianischen Laternen reich geschmückt, und jeden Augenblick steigen große Raketenbündel aus den Fahrzeugen auf. Über die harten Bretter hat man prächtige Teppiche und Stoffe gebreitet, und darauf sitzen die Damen, die schönsten Damen Palermos in helle Seide und schimmernden Samt gekleidet. Die kleinen Fahrzeuge gleiten auf dem Wasser umher, bald in Schwärmen, bald vereinzelt. Auf den großen Fahrzeugen sind die Masten und Raen mit Wimpeln und Laternen reich geschmückt, und die kleinen Hafendampfer fahren mit blumenumwundenen Schornsteinen auf dem Wasser dahin. Das Wasser aber blinkt und blitzt und glitzert, daß der Schein einer Laterne zu einem Lichtstrom wird und die Tropfen, die von den Rudern herabfallen, wie flüssiges Gold glänzen.

Aber rings am Ufer stehen hunderttausend, ja hundertfünfzigtausend Menschen ganz außer sich vor Freude. Sie küssen einander, sie stoßen Freudenrufe aus, und sie sind so glücklich, so glücklich — sie können sich gar nicht mehr fassen vor lauter Freude, ja viele vergießen helle Tränen.

Feuer bedeutet ja Freude. Es ist nur gut, daß man Feuer anzünden kann. Plötzlich lodert eine große Flamme auf dem Monte Pellegrino auf, grade über dem Hafen. Dann steigen überall auf der ganzen zackigen Bergwand, die die Stadt umgibt, gewaltige Feuer auf. Es flammt auf Monte Falcone, auf San Martino, bis hin zum „Berg der Tausend“, wo Garibaldi ans Land stieg.

Und weit draußen auf dem Meere fährt der große Neapeldampfer, und auf dem Dampfer befindet sich Bosco, der Sozialist.

Er kann in dieser Nacht nicht schlafen. Er hat seine Kajüte verlassen und wandert auf Deck hin und her. Seine alte Mutter, die ihm bis Neapel entgegengefahren ist, gesellt sich zu ihm. Aber er kann nicht mit ihr

sprechen, er denkt daran, daß er nun bald daheim sein wird. O Palermo, Palermo!

Mehr als zwei Jahre hat er im Gefängnis geschmachtet. Es sind zwei Jahre der Qual und der Sehnsucht gewesen. Und haben sie etwas genützt? Das ist es, was er wissen möchte. Hat es einen Nutzen gehabt, daß er seiner Sache treu geblieben war und ins Gefängnis gegangen ist? Hat Palermo seiner gedacht? Hat sein Leiden der Sache auch nur einen einzigen Anhänger gewonnen?

Seine alte Mutter sitzt zusammengekauert auf der Kajütentreppe und friert in der Nachtkälte. Er hat sie gefragt, aber sie hat ihm keine Auskunft geben können. Sie erzählt von dem kleinen Francesco und von der kleinen Lina und sagt ihm, wie groß beide geworden seien. Sie weiß nichts von dem, wofür er kämpft.

Aber jetzt tritt er zu seiner Mutter. Er nimmt sie bei der Hand, führt sie an die Reling und fragt sie, ob sie nicht dort ganz im Süden auch etwas sehe. Sie schaut aufs Meer hinaus mit ihren blöden Augen, aber sie sieht nur die Nacht, die schwarze Nacht auf dem Meere. Nein, sie kann durchaus nicht sehen, daß ein Feuerschein über dem Meere liegt.

Er beginnt wieder auf- und abzuwandern, und sie kriecht wieder unter ihr Schutzdach. Er braucht nicht mit ihr zu reden, für sie ist es schon Freude genug, ihn wieder daheim zu haben nach nur zweijähriger Trennung. Er war zu fünfundzwanzigjähriger Kerkerhaft verurteilt gewesen. Sie hatte nicht zu hoffen gewagt, ihn wiederzusehen. Aber jetzt hat der König ihn begnadigt. Denn der König ist ein guter Mann. Wenn er nur so gut sein dürfte, wie er möchte!

Bosco geht nach vorne zu den Matrosen und fragt diese, ob sie nicht dort am Horizont einen goldenen Schein wahrnehmen könnten.

„Das ist Palermo,“ sagen die Seeleute. „Bei Nacht schwebt immer so ein Lichtschein darüber.“

Es konnte nichts sein, das ihn anging. Er will sich an den Gedanken gewöhnen, daß nichts zu seinem Empfange getan worden ist. Er kann ja nicht verlangen, daß alle Menschen mit einem Male Sozialisten geworden sein sollen.

Aber nach einer Weile denkt er: „Es muß doch etwas Besonderes los sein. Alle Matrosen versammeln sich vorne am Steven.“

„Es brennt in Palermo!“ sagen die Seeleute.

Ja, das könnte ja auch sein. Ach, nur weil er so schrecklich gelitten hat, erwartet er, daß etwas für ihn getan werde!

Aber jetzt sehen die Seeleute die Feuer auf den Bergen.

„Das kann keine Feuersbrunst sein. Es wird wohl ein Heiligenfest gefeiert.“ Sie fragen einander, wie der Tag heiße. Bosco versucht sich auch einzureden, daß es etwas Derartiges sein müsse, und er fragt seine Mutter, ob heute ein Festtag sei. Es gibt ja deren so viele.

Sie kommen der Stadt immer näher. Das Brausen des Festjubels aus der großen Stadt tönt ihnen entgegen.

„Ganz Palermo singt und spielt heute nacht,“ sagt einer der Matrosen.

„Es muß ein Telegramm mit einer Siegesnachricht aus Afrika eingetroffen sein,“ sagt ein andrer.

Keiner denkt auch nur daran, daß es um seinetwillen geschehen sein könnte! Bosco entfernt sich und setzt sich an den Hintersteven, um nichts mehr sehen zu müssen. Er will sich keinen falschen Hoffnungen hingeben. Würde wohl ganz Palermo um eines armen Sozialisten willen illuminieren?

Seine Mutter kommt herbei, um ihn zu holen.

„Was stehst du hier? Komm und sieh dir Palermo

an. Ob wohl der König angekommen ist? Komm doch her und sieh dir Palermo an."

Er überlegt. Nein, es kommt wohl kaum jetzt gerade ein König nach Sizilien. Aber er darf ja nicht wagen, zu glauben ... wenn nicht einmal seine eigne Mutter ...

Plötzlich stoßen alle auf dem Dampfer einen lauten Schrei aus. Er klingt fast wie ein Notschrei. Ein großer Lustkutter ist gerade auf sie zugesteuert und fährt nun neben dem Dampfer her.

Der ganze Kutter ist ein Blumen- und Lichtmeer. Über die Reling hängen rot- und weißseidene Draperien herab. Alle Leute an Bord sind in Rot und Weiß gekleidet. Bosco steht an der Reling und späht, was dies schöne Boot wohl bringen könnte.

Da schlägt das Segel um, und auf seiner weißen Fläche leuchtet ihm entgegen:

„Hoch Bosco!"

Sein Name! Nicht der eines Heiligen, nicht der eines Königs, nicht der eines siegreichen Generals! Niemand anders auf dem Dampfer gilt die Huldigung. Sein Name! Sein Name!

Der Lustkutter schickt ein paar Raketen in die Höhe. Ein ganzer Himmel von Sternen regnet herab. Nun sind sie erloschen.

Bosco fährt in den Hafen. Überall Jubel und Begeisterung, Hochrufe und Ehrenbezeugung. Die Leute sagen: „Wenn er es nur auch überlebt!"

Aber sobald ihm all diese Huldigung dargebracht wird, fühlt Bosco, daß er sie gar nicht verdient. Er möchte vor diesen hundertfünfzigtausend Menschen, die ihm huldigen, niederknien und sie bitten, ihm zu verzeihen, daß er nichts vermochte, daß er nichts für sie getan hat.

Wie durch einen ganz besondern Glücksfall ist Donna Micaela in dieser Nacht in Palermo. Sie will eine der neuen Unternehmungen ins Werk setzen, die sie sich ausgedacht hat, um am Leben und bei gesundem Verstand bleiben zu können. Sie ist hier, um Vorkehrungen zu treffen entweder für die Drainierung oder für den Marmorbruch.

Auch sie ist unten am Hafen, wie alle andern. Sie fällt auf, als sie sich einen Weg nach dem Ufer bahnt. Eine große hohe, dunkle Erscheinung von vornehmem Aussehen, ein blasses Gesicht mit kräftigen Zügen und flehenden, sehnsuchtsvollen, leidenschaftlichen Augen.

Während der Empfang im Hafen stattfindet, kämpft Donna Micaela einen seltsamen Streit mit sich selbst. „Wenn dies Gaetano wäre," denkt sie, „könnte ich, könnte ich . . .

Wenn alle diese Menschen ringsum ihm zujubelten, könnte ich . . ."

Es herrscht eine Freude, eine Freude, wie sie noch nie eine gesehen hatte. Die Menschen lieben einander und sind wie Brüder. Nicht allein, weil ein Sozialist heimkehrt, sondern weil sie alle glauben, daß die Erde nun bald glücklich werden wird. „Wenn er jetzt käme, während diese Freude rund umher braust," denkt sie, „könnte ich, könnte ich . . ."

Sie sieht, wie Boscos Wagen versucht, durch die Volksmassen hindurch zu fahren. Es geht nur Schritt für Schritt. Immer wieder muß er anhalten. Es kann mehrere Stunden dauern, bis er vom Hafen heraufkommt.

„Wenn er es wäre, und wenn ich sähe, wie sich alle um ihn drängen, könnte ich es dann unterlassen, mich in seine Arme zu werfen? Könnte ich es unterlassen?"

Sobald sie sich aus dem Volksgewimmel herausarbeiten kann, nimmt sie einen Wagen, fährt aus Palermo

hinaus und durch die Ebene Conca D'oro nach Monreale zu der großen Domkirche der alten Normannenkönige.

Sie geht in die Kirche hinein und steht nun Auge in Auge mit dem schönsten Christusbild, das menschliche Kunst geschaffen hat. Ganz drinnen im Chor steht der wunderschöne segnende Christus in strahlender Mosaik. Er ist mächtig und geheimnisvoll und majestätisch. Unzählbar ist die Menge derer, die nach Monreale wallfahrten, um im Beschauen dieses Antlitzes Trost zu finden. Unzählbar ist die Menge derer, die sich in fremden Ländern nach ihm sehnen.

Wer ihn zum ersten Male sieht, dem schwankt der Boden unter den Füßen. Diese Augen zwingen ihn, das Knie zu beugen. Ohne daß er sich dessen bewußt ist, stammeln die Lippen: „Du Gott bist Gott.“ Ringsum an den Wänden strahlen die Weltbegebenheiten in herrlichen Mosaikbildern. Und alle deuten auf Christus hin. Sie sind nur dazu da, um zu sagen: „Alle Vergangenheit ist sein. Alle Gegenwart ist sein, und alle Zukunft ist sein.“

Die Geheimnisse des Lebens und des Todes thronen auf dieser Stirne.

Da wohnt der Geist, der das Schicksal der Welt lenkt. Da strahlt die Liebe, die der Welt Erlösung bringen soll.

Und Donna Micaela ruft ihn an. „Du Sohn Gottes,“ fleht sie, „scheide mich nicht von dir! Laß keinen Menschen Macht gewinnen, mich von dir zu scheiden!“

22*

III

Die Heimkehr

Es ist etwas Wunderschönes ums Heimkommen. Solange man noch auf der Reise ist, kann man sich gar nicht vorstellen, wie wunderschön es ist.

Wenn man nach Reggio an der Meerenge von Messina kommt und Sizilien wie ein Nebelland aus dem Meere auftauchen sieht, wird man zum erstenmal beinahe ärgerlich. „Ist es nichts weiter als das?" sagt man. „Das ist ja ein Land wie alle andern!"

Und wenn man in Messina ans Land steigt, ist man noch immer ärgerlich. Es müßte irgend etwas geschehen sein, es müßte sich etwas ereignet haben, während man fort gewesen ist. Man sollte nicht wieder dieselbe Not, dieselben Lumpen, dasselbe Elend antreffen.

Man sieht wohl, daß der Frühling gekommen ist. Die Feigenbäume haben wieder Blätter, und die Weinstöcke treiben Ranken, die in wenigen Stunden ellenlang werden. Drunten am Hafen liegt eine Menge Erbsen und Bohnen auf Tischen zum Verkauf ausgebreitet. Richtet man seinen Blick auf die Höhen über der Stadt, dann sieht man, daß die grauen Kaktuspflanzen, die an den Felswänden emporklettern, mit feuerroten Blüten bedeckt sind. Überall sind diese aus den Pflanzen hervorgebrochen wie kleine leuchtende Flammen. Es ist, als seien die einzelnen Glieder mit Feuer gefüllt, das nun herausschlage.

Aber wie schön auch der Kaktus blüht, so ist er doch noch ebenso grau und staubig und mit Spinnenweben bekleidet wie von jeher. Und man sagt sich: der Kaktus gleicht Sizilien. Wie oft der Frühling es auch

zum Blühen bringt, es bleibt eben doch immer das Land der grauen Armut.

Man kann nicht begreifen, daß alles so still daliegt und ganz unverändert ist. Scylla und Charybdis müßten brausen wie in früheren Zeiten. Der steinerne Riese im Tempel von Girgenti müßte sich aufgerichtet haben mit ungebrochenen Gliedern, und der Tempel in Selinunt müßte aus seinen Trümmern erstanden sein. Ganz Sizilien müßte erwacht sein.

Wenn man dann von Messina weiter die Küste entlang reist, wird man immer ärgerlicher. Man sieht, daß die Bauern noch immer mit hölzernen Pflügen ihre Äcker bestellen, und daß ihre Pferde noch ebenso mager und elend und abgerackert sind.

Ja, alles ist noch beim alten. Der Sonnenschein fällt auf die Erde herab wie ein vielfarbiger Regen, die Pelargonien blühen am Wegrand, das Meer schimmert in weichem Lichtblau und schmiegt sich kosend an die Küste.

Schroffe Berge mit kühnen Felsengipfeln ragen längs der Küste auf. Die schneebedeckte Ätnaspitze schimmert in der Ferne.

Und da fühlt man, daß etwas Wunderbares auf einen eindringt. Nun ist man nicht mehr ungeduldig, sondern man freut sich über die blühenden Wiesen, über die Blütenfülle der Berge und über das Meer.

Man fühlt sich dieser schönen Erde zurückgegeben als ihr verlorengegangenes und wiedergefundenes Eigentum.

Endlich kommt man in die Nähe der wirklichen Heimat, der Kinderheimat. Was hat man nicht für sündige Gedanken gehabt, solange man fort war! Nie wollte man diese erbärmliche Heimat wiedersehen, weil man dort so viel gelitten hat. Und dann sieht man die alte Bergstadt in der Ferne auftauchen, und sie steht so unschuldig und lachend da und ist sich offenbar keiner Schuld be-

wußt. Komm und liebe mich wieder! sagt sie. Und man kann nicht anders als froh und dankbar sein.

Ach, und wenn man den Zickzackweg zum Stadttor hinaufsteigt! Der dünne Schatten der Olivenbäume fällt über einen. Sollte das nicht eine Liebkosung sein? Eine kleine Eidechse huscht über eine Mauer hin. Man muß stehen bleiben und sie betrachten. Könnte nicht diese Eidechse ein Freund aus der Kindheit sein, der guten Tag sagen will?

Plötzlich erschrickt man. Das Herz beginnt heftig zu klopfen und zu hämmern. Es fällt einem ein, daß man nicht weiß, was man erfahren wird, wenn man nun heimkommt. Man hat nicht geschrieben und also auch keinen Brief empfangen. Alles, was an die Heimat erinnerte, hatte man auslöschen wollen. Man hielt dies für das klügste, weil man ja nicht wieder heimzukommen glaubte. Und bis zu diesem Augenblick war das Heimatsgefühl auch ganz tot und erstorben.

Aber nun mit einem Male weiß man nicht, wie man es ertragen könnte, wenn hier auf dem heimatlichen Berge nicht mehr alles so wäre wie früher. Das Herz würde einem bitter weh tun, wenn eine einzige Palme auf dem Monte Chiaro eingegangen oder ein einziger Stein aus der Stadtmauer herausgefallen wäre.

Ob wohl die große Agave noch auf ihrem Felsenvorsprung steht? Nein, die Agave steht nicht mehr da. Sie hat geblüht und ist abgeschnitten worden. Und die Steinbank dort, wo der Weg eine Biegung macht, ist zerbrochen. Diese Bank wird man vermissen, es ruhte sich so schön dort. Und seht, dort drüben auf dem grünen Platz unter dem Mandelbaum ist ein Schuppen gebaut worden! Nun kann man sich dort nicht mehr in dem duftenden Klee ausstrecken.

Man fürchtet sich vor jedem weiteren Schritt. Was wird man wohl jetzt entdecken?

So wehmütig erregt ist man, daß man in Tränen ausbrechen würde, wenn man erführe, daß auch nur ein altes Bettelweib gestorben wäre, solange man weg war.

Nein, man ahnte nicht, daß das Heimkommen etwas so Merkwürdiges sei.

Erst vor wenigen Wochen kam man aus dem Gefängnis heraus, und die Stumpfheit des Gefängnisses hielt einen noch gefangen. Man wußte ja nicht einmal, ob man überhaupt die alte Heimat aufsuchen sollte. Die Geliebte ist tot; es wäre zu schrecklich, seinen Schmerz wieder aus dem Grabe herauszuholen. So trieb man sich unentschlossen umher und ließ einen Tag um den andern vergehen. Endlich faßte man sich ein Herz. Man mußte ja doch heim zu seiner alten Mutter.

Und als man dann wirklich da ist, merkt man, daß man sich nach jedem Stein, nach jedem Grashälmchen gesehnt hat.

* * *

Von dem Augenblick an, wo er in den Laden getreten war, dachte Donna Elisa:

„Nun muß ich mit ihm von Micaela sprechen. Er weiß ja vielleicht noch gar nicht, daß sie lebt.“

Aber sie schiebt die Mitteilung von einer Minute zur andern auf, und zwar nicht allein, weil sie ihn eine Weile für sich allein haben möchte, sondern auch, weil sie weiß, daß die Liebesqual und das Elend beginnen werden, sobald sie Micaelas Namen nennt. Denn Micaela will ihn durchaus nicht heiraten, das hat sie Donna Elisa tausendmal gesagt. Sie wollte ihn aus dem Gefängnis befreien, aber sie will nicht die Gattin eines Freidenkers werden.

Nur eine halbe Stunde möchte Donna Elisa Gaetano für sich behalten, nur eine einzige halbe Stunde.

Aber so viel Zeit gönnt man ihr wohl nicht, so lange darf sie nicht neben ihm sitzen, seine Hand in der ihrigen halten und tausend Fragen an ihn stellen, denn die Nachricht seiner Rückkehr hat sich schon unter dem Volke verbreitet. Auf einmal ist die ganze Straße voller Menschen, die Gaetano sehen wollen. Donna Elisa hat die Tür verriegelt, denn sie wußte ja, sobald er entdeckt war, durfte sie ihn nicht einen Augenblick mehr im Frieden für sich behalten. Aber das Verriegeln hilft nicht viel, die Leute klopfen an die Scheiben, sie rütteln an der Tür.

„Don Gaetano!" rufen sie. „Don Gaetano!"

Gaetano tritt lachend auf die Stufen vor dem Hause. Sie schwingen die Mützen und die Hüte, und Hochrufe ertönen. Er springt die Treppe hinunter unter die Menge und umarmt einen nach dem andern.

Aber das wollen sie nicht! Sie wollen, er soll auf der Treppe stehen und eine Rede halten. Er soll ihnen erzählen, wie schrecklich die Regierung ihn behandelt hat, und wie viel Böses er im Gefängnis erdulden mußte.

Noch immer lachend steigt Gaetano die Stufen empor. „Das Gefängnis," sagt er, „davon ist nicht viel zu sagen. Ich bekam jeden Mittag meine Suppe, und das ist mehr, als mancher von euch von sich behaupten kann."

Der kleine Gandolfo schwingt seine Mütze und ruft ihm zu:

„Jetzt gibt es viel mehr Sozialisten in Diamante als bei Eurem Weggehen, Don Gaetano!"

„Wie könnte es anders sein?" erwidert Gaetano lachend. „Alle Menschen müßten Sozialisten werden. Ist vielleicht der Sozialismus etwas Böses und Schreckliches? Der Sozialismus ist das friedliche Bild der eignen Heimat und der frohen Arbeit, von dem jeder Mensch von seiner Kindheit an träumt. Eine ganze Welt voller . . ."

Er bricht mitten im Satz ab, denn er hat zufällig einen Blick auf den Sommerpalast geworfen. Da steht Donna Micaela auf einem Balkon und sieht ihn an.

Er glaubt keinen Augenblick, daß es eine Sinnestäuschung oder ein Gespenst sei. Er sieht sogleich, daß sie wirklich und leibhaftig dort steht. Aber gerade darum ... und dann auch, weil das Gefängnis ihm alle Kräfte geraubt hat und er nicht für gesund gelten kann ...

Er schämt sich schrecklich, daß er sich nicht aufrecht halten kann. Er greift mit den Händen in die Luft, versucht sich an dem Türpfosten zu halten, aber es hilft nichts. Alles dreht sich vor ihm im Kreise, die Beine versagen den Dienst, er gleitet die Stufen hinab und schlägt mit dem Kopf hart auf einen Stein auf.

Da liegt er nun wie tot.

Die Umstehenden stürzen herbei, sie tragen ihn hinein, laufen nach dem Feldscher und Doktor, ordnen allerlei Mittel an, sprechen durcheinander und schlagen tausenderlei vor, was ihm helfen könnte.

Donna Elisa und Pacifica gelingt es schließlich, ihn in ein Schlafzimmer hineinzubringen. Luca treibt die Leute hinaus und pflanzt sich vor der verschlossenen Tür auf. Donna Micaela, die mit den andern hereingekommen ist, hat er vor allen andern an der Hand genommen und hinausgeführt. Sie durfte am allerwenigsten drinnen bleiben. Luca hat ja selbst gesehen, daß Gaetano wie vom Schlage getroffen umfiel, sobald er sie erblickte.

Dann kommt der Doktor und macht einen Versuch um den andern, Gaetano ins Leben zurückzurufen. Es gelingt ihm nicht, Gaetano liegt noch immer wie tot da. Der Doktor meint, er habe sich den Kopf beim Fallen schwer verletzt, und zweifelt, ob es ihm gelingen werde, ihn wieder ins Leben zurückzurufen.

Die Ohnmacht an und für sich hätte ja nichts zu

bedeuten gehabt, aber dieser Stoß gegen die scharfe Kante der steinernen Stufen . . .

Drinnen im Hause herrscht große Geschäftigkeit. Die Ärmsten aber, die draußen stehen, können nichts weiter tun, als lauschen und warten.

Sie stehen den ganzen Tag vor Donna Elisas Tür. Da stehen Donna Concetta und Donna Emilia. Zwischen den beiden herrschte früher keine sonderliche Freundschaft, aber heute halten sie einander bei der Hand und weinen.

Viele ängstliche Augen spähen durchs Fenster in Donna Elisas Haus hinein. Der kleine Gandolfo und die alte Assunta von der Domtreppe und der arme Stuhlmacher stehen den ganzen Nachmittag da, ohne müde zu werden. Es wäre zu schrecklich, wenn Gaetano jetzt sterben würde, nachdem sie ihn eben wiederbekommen hätten.

Die Blinden stehen da und harren, als hätten sie erwartet, daß er ihnen das Augenlicht wiedergeben werde, und arme Leute, sowohl von Corvaja, als von Geraci, stehen da, um zu erfahren, wie es ihrem jungen Herrn, dem letzten Alagona, geht.

Er meinte es gut mit ihnen, und er war einer von denen, die etwas ausrichteten. Wenn er am Leben blieb . . .

„Gott hat seine Hand von Sizilien abgezogen," sagen sie. „Alle, die dem Volke helfen wollen, läßt er zugrunde gehen."

Den ganzen Nachmittag und Abend, selbst bis gegen Mitternacht steht die Menge harrend vor Donna Elisas Tür.

Präzis um Mitternacht öffnet Donna Elisa die Ladentür und tritt auf die Stufen heraus. „Geht es besser?" rufen ihr alle entgegen.

„Nein, es geht nicht besser."

Da wird es ganz still ringsum; schließlich fragt eine einzelne zitternde Stimme:

„Ist es schlimmer?"

„Nein, nein, es ist auch nicht schlimmer, sondern immer ganz gleich. Der Doktor ist bei ihm."

Donna Elisa hat ein schwarzes Tuch übergeworfen und trägt eine Laterne in der Hand. Sie steigt die Stufen herunter auf die Straße, wo die Leute dicht aneinandergedrängt sitzen und liegen.

Langsam bahnt sie sich einen Weg.

„Ist Gandolfo hier?" fragt sie.

„Ja, Donna Elisa." Und Gandolfo tritt zu ihr.

„Komm mit mir und schließe mir deine Kirche auf."

Alle, die Donna Elisa dies sagen hören, wissen gleich, daß sie zum Christusbilde in San Pasquale hinausgehen will, um für Gaetano zu beten. Sie stehen auf und wollen auch mit ihr gehen.

Donna Elisa ist gerührt über diese Teilnahme. Ihr Herz öffnet sich weit.

„Ich will euch etwas erzählen," sagt sie, und ihre Stimme zittert heftig. „Ich habe einen Traum gehabt. Ich weiß zwar noch nicht, wie es möglich war, daß ich in dieser Nacht einschlafen konnte. Aber während ich voller Angst und Sorge an seinem Lager saß, schlief ich ein. Kaum war ich eingeschlafen, da sah ich das Christuskind vor mir mit seiner Krone und in seinen goldenen Schuhen, gerade wie es draußen in San Pasquale steht. Und es sagte zu mir: ‚Mache das arme Weib, das draußen in meiner Kirche betend auf den Knien liegt, zu deiner Schwiegertochter, dann wird Gaetano genesen.' Sobald es dies gesagt hatte, erwachte ich, und als ich die Augen öffnete, war es mir, als sehe ich das Christusbild eben durch die Wand verschwinden. Jetzt gehe ich hinaus, um zu sehen, ob jemand dort ist.

Und nun vernehmet es alle, die ihr hier seid, wenn ein Weib draußen in San Pasquale ist, gelobe ich, zu tun, was das Bild befohlen hat. Und wenn es die ärmste

Dirne von der Straße wäre, werde ich mich ihrer annehmen und sie zu meiner Schwiegertochter machen."

Nachdem Donna Elisa dies gesagt hat, geht sie und alle, die auf der Straße gewartet haben, nach San Pasquale hinaus. Alle die armen Leute sind in fieberhafter Spannung. Sie können es kaum lassen, an Donna Elisa vorbeizustürmen, um zu sehen, ob jemand in der Kirche ist.

Denkt euch, wenn es ein Zigeunermädchen wäre, das während der Nacht dort Schutz gesucht hätte! Wer anders könnte bei Nacht in der Kirche sein, als ein armes heimatloses Ding? Donna Elisa hat da ein sehr gefährliches Gelübde abgelegt.

Endlich sind sie an der Porta Ätna angekommen, und nun geht es schnell den Berg hinunter. Lieber Gott! die Kirchtür steht offen. Es ist also wirklich jemand drinnen!

Die Laterne zittert in Donna Elisas Hand. Gandolfo will sie ihr abnehmen, aber sie hält sie fest.

„In Gottes Namen! In Gottes Namen!" murmelt sie, und tritt in die Kirche.

Die Leute drängen sich hinter ihr hinein, man erdrückt sich beinahe unter der Tür, aber die Spannung erhält alle in tiefem Schweigen. Niemand sagt ein Wort. Alle schauen nach dem Hochaltar. Ist jemand dort? Die kleine Hängelampe über dem Bild leuchtet aber auch erbärmlich! Ist jemand da?

Ja, es ist jemand da. Dort vorne ist ein Weib. Sie liegt betend auf den Knien, mit so tief gebeugtem Kopf, daß man nicht sehen kann, wer es ist. Aber jetzt, als sie Schritte hinter sich hört, hebt sie den schlanken gebeugten Nacken und schaut auf — es ist Donna Micaela.

Sie erschrickt zuerst und fährt auf, als wolle sie entfliehen. Donna Elisa erschrickt auch, und sie sehen einander an, wie wenn sie sich noch nie gesehen hätten. Aber dann sagt Donna Micaela ganz leise:

„Du kommst, um für ihn zu beten, Schwägerin?"

Und man sieht, wie sie ein wenig wegrückt, damit Donna Elisa dem Bilde gerade gegenüber Platz habe.

Donna Elisas Hand zittert so, daß sie die Laterne auf den Boden stellen muß, und ihre Stimme ist ganz heiser, als sie sagt:

„Ist außer dir heute nacht niemand hier gewesen, Micaela?"

„Nein, niemand."

Donna Elisa faßt nach der Wand, um nicht zu fallen. Donna Micaela sieht es, und sogleich ist sie bei ihr und legt ihren Arm um sie.

„Setz dich, setz dich," sagt sie.

Sie führt sie zu den Altarstufen und kniet vor ihr nieder. „Steht es so schlecht mit ihm? Sollen wir für ihn beten?"

„Micaela," sagt Donna Elisa, „ich glaubte, es solle mir hier geholfen werden."

„Ja, du wirst sehen, daß es auch so sein wird."

„Ich hatte einen Traum, und im Traume kam das Bild zu mir und sagte zu mir, ich solle hierhergehen."

„Es hat uns ja auch schon oft geholfen."

„Aber dann sagte es zu mir: ‚Mach die arme Frau, die da draußen vor dem Altar liegt, zu deiner Schwiegertochter, dann wird dein Sohn gesund werden.'"

„Was sagst du, daß es gesagt habe?"

„Ich solle die, so hier außen liege und bete, zu meiner Schwiegertochter machen."

„Und das wolltest du? Du wußtest ja nicht, wen du hier treffen könntest."

„Auf dem Wege hierher tat ich das Gelübde — und die, die mir gefolgt sind, haben es gehört — daß ich sie — wer sie auch sein möge — in die Arme nehmen und in mein Haus führen wolle.

Ich dachte, es sei irgend ein armes Weib, dem Gott helfen wolle."

„Das ist ja auch der Fall."

„Ich wurde sehr betrübt, als ich sah, daß außer dir niemand hier war."

Donna Micaela gibt keine Antwort; sie schaut das Bild an. „Willst du es? Willst du es?" flüstert sie angstvoll.

Donna Elisa fuhr fort zu klagen: „Ich sah das Bild ganz deutlich, und es hat mich noch nie betrogen. Ich dachte, irgend ein armes Mädchen, das keine Mitgift habe, werde hier um einen Mann beten. Dergleichen ist ja schon öfers vorgekommen. Was soll ich nun tun?"

Sie stöhnt und klagt. Sie kann den Gedanken nicht los werden, daß es ein armes Weib sein sollte. Donna Micaela wird ärgerlich. Sie ergreift die andre beim Arm und schüttelt sie. „Aber Donna Elisa, Donna Elisa!"

Donna Elisa hört nicht auf Donna Micaela. Sie fährt fort zu jammern. „Was soll ich tun? Was soll ich tun?"

„Nun, so mach doch das arme Weib, das hier betete, zu deiner Schwiegertochter, Donna Elisa."

Donna Elisa sieht auf. Was für ein Gesicht schaut ihr entgegen? So bezaubernd, so hold, so lächelnd! Aber sie bekommt es nur einen Augenblick zu sehen. Donna Micaela verbirgt es sogleich in Donna Elisas altem schwarzem Kleide.

* * *

Donna Micaela und Donna Elisa gehen zusammen in die Stadt zurück. Die Gasse macht eine Biegung, so daß sie Donna Elisas Haus nicht sehen können, bis sie ganz dicht davor sind. Als es endlich in ihren Gesichts-

kreis kommt, sehen sie, daß die Ladenfenster erleuchtet sind. Vier mächtige Wachslichter brennen hinter den Rosenkranzgirlanden.

Die beiden Frauen drücken einander die Hand.

„Er lebt!“ flüstert die eine der andern zu. „Er lebt!“

„Du darfst ihm nicht sagen, was das Bild dir zu tun befahl,“ sagt Donna Micaela zu Donna Elisa.

Vor dem Laden umarmen sie sich, und dann geht jede in ihr eignes Haus.

Kurz nachher tritt Gaetano auf die Ladenstufen heraus. Er bleibt einen Augenblick stehen und atmet die frische Nachtluft in vollen Zügen ein. Da sieht er, daß in dem dunklen Palast gegenüber Lichter angezündet werden.

Gaetanos Atem geht schnell und keuchend. Es hat fast den Anschein, als fürchte er sich, weiterzugehen. Plötzlich stürzt er davon, wie jemand, der einem unvermeidlichen Unglück entgegengeht. Er findet das Tor des Sommerpalastes unverschlossen, ist mit zwei Sätzen oben an der Treppe und reißt die Tür zum Musiksaal auf, ohne anzuklopfen.

Donna Micaela überlegt eben, ob er wohl noch heute nacht oder erst morgen kommen werde. Da hört sie Schritte auf der Galerie. Entsetzen ergreift sie. Wie wird er nun sein? Sie hat sich so unaussprechlich nach ihm gesehnt. Wird er nun wirklich so sein, daß all ihre Sehnsucht gestillt wird?

Und werden sich keine Mauern mehr zwischen ihnen aufrichten? Werden sie einander nun endlich einmal alles sagen können? Werden sie von Liebe sprechen und nicht von Sozialismus?

Als er die Tür öffnet, versucht sie ihm entgegen zu gehen, aber sie vermag es nicht. Sie zittert am

ganzen Körper. Sie setzt sich und bedeckt die Augen mit der Hand.

Sie wartet darauf, daß er sie umarmen und küssen würde, aber er tut es natürlich nicht. Gaetano hat nicht die Gewohnheit, das zu tun, was von ihm erwartet wird.

Sobald er wieder stehen und gehen konnte, hatte er seine Kleider übergeworfen, um zu ihr zu eilen.

Er möchte eigentlich jauchzen vor Glück, als er nun zu ihr kommt. Er hätte gewünscht, daß auch sie es leicht nähme. Er will nicht gerührt werden. Er war ja am Vormittag dadurch ohnmächtig geworden; er konnte ja noch nichts ertragen.

Er bleibt neben ihr stehen, bis sie ihre Ruhe wieder gewonnen hat.

„Ihr habt schwache Nerven," sagt er.

Das ist wirklich alles, was er sagt.

Sie und Donna Elisa und alle Leute unten auf der Straße sind überzeugt, daß er sie sogleich in seine Arme schließen und ihr sagen werde, daß er sie liebe. Aber gerade deshalb ist es Gaetano unmöglich. Manche Menschen sind so merkwürdig. Es liegt in ihrer Natur; sie können das nicht tun, was sie sollen.

Gaetano fängt an von seiner Reise zu erzählen. Er spricht nicht einmal vom Sozialismus, sondern von Schnellzügen, von Eisenbahnschaffnern und sonderbaren Reisegefährten.

Donna Micaela sieht ihn an; ihre Augen flehen immer heißer. Gaetano scheint froh und glücklich über das Wiedersehen zu sein. Aber warum kann er ihr nicht sagen, was er sagen soll?

„Seid Ihr auf der Ätnabahn gefahren?" fragt sie.

„Ja," antwortet er und beginnt dann ungezwungen von der Schönheit und dem Nutzen der Bahn zu reden. Er weiß nicht einmal, wie sie entstanden ist.

Gaetano sagt sich, daß er ein Unmensch sei. Warum spricht er das Wort nicht aus, nach dem sie sich sehnt? Aber warum sitzt sie auch so untertänig da? Warum zeigt sie ihm, daß er nur die Hand auszustrecken braucht, um sie zu bekommen? Er ist übermütig, jubelnd glücklich, daß er ihr nahe sein darf, aber sie ist ihm so gewiß, so sicher ... Es macht ihm Vergnügen, sie zu quälen.

Aber die Leute von Diamante stehen noch immer unten auf der Straße. Und alle sind so von Freude erfüllt, als sei es ihre Tochter, die heiraten soll.

Bis jetzt haben sie sich zur Ruhe gezwungen, um Gaetano Zeit zu lassen, sich zu erklären. Nun endlich wird es wohl geschehen sein. Und sie rufen:

„Hoch Gaetano! Hoch Micaela!"

Mit unbeschreiblicher Angst schaut Donna Micaela auf. Er wird doch hoffentlich verstehen, daß sie dafür nichts kann.

Sie geht auf die Galerie hinaus und schickt Lucia hinunter, um die Leute zum Schweigen zu bringen.

Als Donna Micaela wieder eintritt, ist Gaetano aufgestanden.

Er reicht ihr die Hand; er will gehen.

Donna Micaela legt ihre Hand in die seinige, fast ohne zu wissen, was sie tut. Aber dann zieht sie sie zurück. „Nein, nein," sagt sie.

Er will gehen — wer weiß, ob er morgen wiederkommt? Und sie hat nicht mit ihm gesprochen, sie hat ihm kein Wort gesagt von all dem, was ihr Herz erfüllt.

Es brauchte doch sicherlich zwischen ihnen nicht der Formen wie bei andern Liebenden. Dieser Mann hatte ja ihrem Leben seit vielen Jahren alle Fähigkeit zu leben gegeben; ob er nun von Liebe mit ihr sprach oder nicht, das war gleichgültig. Sie wird ihm doch sagen, was er ihr gewesen ist.

Man muß die Zeit benützen, wenn es sich um Gaetano handelt.

„Ihr dürft noch nicht gehen," sagt sie. „Ich muß Euch etwas sagen."

Sie schiebt ihm einen Stuhl hin und setzt sich selbst ein klein wenig weiter zurück. Seine Augen sehen heute abend zu glücklich aus, sie stören sie.

Dann beginnt sie zu sprechen. Sie offenbart ihm die großen geheimen Schätze ihres Lebens. Es sind alle die Worte, die er je zu ihr gesagt hat, alle die Träume, die sich um ihn gedreht haben. Nichts davon ist verloren gegangen; sie hat alles gesammelt und aufgehoben. Es war der ganze Reichtum ihres armen Lebens gewesen.

Im Anfang spricht sie hastig und schnell, als ob sie etwas Auswendiggelerntes hersage. Sie fürchtet sich vor ihm, sie weiß nicht, ob es ihm recht ist, daß sie spricht. Er ist jetzt ernst, gar nicht mehr boshaft. Er sitzt ganz still da und lauscht, als wolle er kein Wort davon verlieren. Noch eben war sein Gesicht krankhaft bleich, aber das ändert sich wie mit einem Schlage. Sein Antlitz beginnt zu leuchten, es ist wie verklärt.

Sie erzählt und erzählt. Sie sieht an seinem Ausdruck, daß auch sie nun schön ist. Wie könnte es auch anders sein? Sie darf sich ja endlich vor ihm aussprechen. Sie darf ihm sagen, wie die Liebe zu ihr gekommen war, diese Liebe, die sie seither nie mehr verlassen hat. Endlich darf sie ihm sagen, daß er alles für sie gewesen ist.

Worte sind zu arm, um alles auszudrücken. Sie nimmt seine Hand und küßt sie.

Er läßt es geschehen, ohne sich zu rühren. Die Farbe seines Gesichts wird nicht lebhafter, aber sie wird lichter, durchsichtiger. Gandolfo fällt ihr ein, der damals gesagt hatte, Gaetanos Gesicht sei so weiß geworden, daß es geleuchtet habe.

Er unterbricht sie nicht. Sie erzählt ihm von der Eisenbahn, erzählt von einem Wunder nach dem andern. Er sieht sie bisweilen an. Seine Augen strahlen ihr entgegen. Er macht sich durchaus nicht über sie lustig.

Sie möchte gerne wissen, was in seiner Seele vorgeht. Eigentlich sieht er aus, als ob alles, was sie erzählte, gar nichts Neues für ihn sei.

Er scheint alles zu wissen, was sie sagt. War es am Ende mit der Liebe, die er für sie hege, gerade so? War seine Liebe dieselbe wie die ihrige? Stand sie in Verbindung mit allem Edlen in ihm? War sie die erhebende Kraft in seinem Leben gewesen? Hatte sie seiner Kunst Schwingen verliehen? Hatte sie ihn gelehrt, die Armen und Unterdrückten zu lieben? Gewinnt sie nun wieder Macht über ihn? Läßt sie ihn fühlen, daß er ein Künstler, ein Apostel ist, das nichts für ihn zu hoch ist?

Aber als er fortgesetzt schweigt, denkt sie, er wolle sich vielleicht nicht an sie binden. Er liebt sie, aber er will vielleicht ein freier Mann bleiben. Er sieht vielleicht ein, daß sie nicht zur Frau eines Sozialisten paßt.

Ihr Blut beginnt zu wallen. Sie denkt, er meine vielleicht, sie sitze hier und bettle um seine Liebe.

Sie hat ihm nun fast alles erzählt, was während seiner Abwesenheit geschehen ist. Nun bricht sie mitten in ihrer Erzählung ab. „Ich habe Euch geliebt," sagt sie. „Ich werde Euch immer lieben, und ich glaube, es würde mir wohl tun, wenn Ihr mir einmal sagtet, daß auch Ihr mich liebet. Ich würde dann die Trennung leichter ertragen können."

„Würdet Ihr?" fragt er.

„Kann ich Eure Gattin werden?" sagt sie, und ihre Stimme zittert vor Entrüstung. „Ich fürchte mich jetzt nicht mehr vor Euren Lehren, ich habe keine Angst mehr vor Euren Armen, ich möchte gerade wie Ihr die

23*

Welt umschaffen, ja gerade wie Ihr. Aber ich bin gläubig. Wie kann ich mit Euch leben, wenn Ihr mir in diesem nicht folgen könnt? Oder vielleicht würdet Ihr mich zum Unglauben verlocken. Dann würde die Welt tot für mich sein. Alles würde seine Bedeutung, seinen Zweck verlieren. Ich würde bettelarm werden. Wir müssen uns trennen."

„Wirklich?" Er wendet sich zu ihr. Seine Augen blitzen vor Ungeduld.

„Jetzt müßt Ihr gehen," sagt sie leise. „Ich habe Euch jetzt alles gesagt, was ich sagen wollte. Ich wünschte, auch Ihr hättet mir etwas zu sagen. Aber es ist vielleicht besser so, wie es ist. Wir wollen uns die Trennung nicht schwerer machen, als nötig ist."

Gaetanos eine Hand erfaßt mit hartem Griff ihre beiden Hände, mit seiner andern beugt er ihren Kopf zurück, und er küßt sie.

War sie wahnsinnig gewesen, als sie glaubte, es gebe irgend etwas auf der Welt, das sie jetzt noch trennen könnte?

IV

Nur von dieser Welt

Als sie heranwuchs, sagten alle Leute: „Sie wird eine Heilige werden, eine Heilige!"

Sie hieß Margherita Cornado und wohnte in Girgenti, auf der Südseite von Italien in dem großen Grubendistrikt. Ihr Vater war Grubenarbeiter gewesen, hatte aber eine kleine Erbschaft gemacht, worauf er seine Arbeit aufgeben konnte.

Margherita Cornados Haus in Girgenti hatte ein kleines, mit nur wenig Grün bewachsenes, flaches Dach. Eine

schmale, steile Treppe führte hinauf; man mußte durch eine niedere Türöffnung hindurchkriechen. Aber es war der Mühe wert, da hinaufzusteigen. Man sah von dort aus nicht nur eine Menge Dächer, sondern über diese weg ragten überall die Türme und Fassaden der Kirchen von Girgenti in die Luft hinein. Und jede Fassade und jeder Kirchturm war ein zitterndes Spitzenwerk von Bildern, Loggien und strahlenden Baldachinen.

Und vor der Stadt draußen sah man eine weite Ebene, die sich sanft nach dem Meer hinabsenkte, sowie einen Halbkreis von Bergen, der die Ebene bewachte. Die ganze Ebene war leuchtend rot, das Meer himmelblau, die Bergwände gelb. Es war eine Farbenglut, ein wahres Morgenland!

Aber außer diesem sah man auch noch vieles andre. Alte Tempel lagen im Tal zerstreut, und Mauerreste und eigentümliche alte Türme. Es war eine ganze Märchenwelt.

Während Margherita Cornado heranwuchs, brachte sie den größten Teil des Tages da oben auf dem Dache zu. Aber sie schaute niemals auf die blendende Landschaft hinaus. Sie hatte an andres zu denken. Ihr Vater pflegte ihr von dem Leben in den Schwefelgruben bei Grotte zu erzählen, wo er Arbeiter gewesen war. Während Margherita Cornado nun da auf dem luftigen Dache saß, meinte sie beständig in den dunklen Grubengängen umherzugehen und sich durch dunkle Schachte hindurchzutasten.

Sie mußte immerfort an all das Elend denken, das in diesen Gruben herrschte, und vor allem mußte sie an die Kinder denken, die das Erz an die Oberfläche der Erde schaffen mußten. „Die kleinen Wagen" nannte man sie. Dieses Wort konnte Margherita nicht mehr vergessen. Die armen, armen kleinen Wagen, die kleinen Grubenwagen!

Die Kinder kamen am Morgen, und jedes ging mit seinem Arbeiter in die Grube hinab. Sobald der Arbeiter genug Erz geschlagen hatte, belastete er seinen kleinen Wagen mit einem Korb voll Erz, und dieser stieg damit hinauf. Unterwegs trafen oft mehrere zusammen, daß es ein langer Zug wurde. Und dann fingen sie zu singen an:

„Eine Fahrt vollbracht in Schweiß und Plage,
Neunzehn noch am mühevollen Tage."

Wenn sie endlich oben das Tageslicht erreicht hatten, leerten sie ihre Körbe aus und warfen sich selbst auf den Boden, um einen Augenblick auszuruhen. Die meisten schleppten sich bis zu den schwefelhaltigen Wasserpfützen hin, die sich in der Nähe des Grubeneingangs befanden, und tranken von dem stinkenden Wasser.

Aber sie mußten bald wieder hinunter, und deshalb versammelten sie sich am Grubeneingang. Wenn sie nun wieder hinunterkletterten, riefen sie: „Gott und Herr, erbarme dich, erbarme dich, erbarme dich unser!"

Mit jeder Fahrt, die die kleinen Wagen machten, wurde ihr Gesang kläglicher. Sie seufzten und weinten, während sie den Grubensteig hinaufkletterten.

Die kleinen Grubenwagen waren in Schweiß gebadet, die schweren Erzkörbe drückten Löcher in ihre Schultern. Wenn sie hinauf und hinunter gingen, sangen sie:

„Der Fahrten noch sieben heischt das Gebot,
Das Leben ist schrecklicher als der Tod."

Während ihrer ganzen Kindheit hatte Margherita Cornado mit der größten Teilnahme an diese Kinder gedacht. Und weil sie immerfort an diese Unglücklichen dachte, glaubte man, sie würde eine Heilige werden.

Sie vergaß die Kinder auch nicht, als sie älter wurde. Sobald sie erwachsen war, begab sich sich hinaus nach Grotte, wo die meisten Gruben sind, und wenn die

kleinen Wagen ans Tageslicht heraufkamen, wartete sie an der Grubenöffnung mit frischem, reinem Wasser. Sie wischte ihnen den Schweiß vom Gesicht und verband ihnen die Wunden auf ihren Schultern. Es war nicht viel, was sie für sie tun konnte, aber bald meinten die kleinen Wagen, sie könnten es keinen Tag mehr aushalten, wenn Margherita Cornado nicht da wäre, um sie zu laben.

Aber zum Unglück für die kleinen Wagen war Margherita sehr schön. Eines Tages, als sie wieder an der Grube war, sah sie einer der Grubeningenieure, und er verliebte sich auf der Stelle in sie.

Ein paar Wochen später hörte Margherita auf, zu den Gruben bei Grotte hinauszukommen. Statt dessen saß sie daheim in Girgenti und nähte an ihrer Aussteuer. Sie hatte sich mit dem Grubeningenieur verlobt. Sie machte eine gute Partie und wurde durch diese Heirat mit den Vornehmsten der Stadt verwandt. Da konnte sie sich nicht mehr um die armen kleinen Wagen bekümmern.

Ein paar Tage vor der Hochzeit kam ihre Patin, die arme alte Bettlerin Santuzza, zu Margherita und bat sie um eine Unterredung. Sie stiegen miteinander aufs Dach, um ungestört zu sein.

„Margherita," sagte die Alte, „du lebst jetzt so in Jubel und Herrlichkeit, daß es vielleicht keinen Wert hat, wenn ich mit dir von denen spreche, die in Not und Trübsal sind. Du hast alles das vergessen."

Margherita schalt sie, daß sie so reden könne.

„Ich bringe dir Grüße von meinem Sohn Orestes. Es geht ihm schlecht, und er möchte dich um einen Rat bitten."

„Du weißt, daß du offen mit mir reden kannst, Santuzza," sagte das junge Mädchen.

„Du weißt doch wohl, daß Orestes nicht mehr bei den Gruben von Grotte ist? Er ist in Racalmuto. Und

er hat es erbärmlich dort. Nicht weil der Lohn so gering wäre, sondern weil der Ingenieur ein Kerl ist, der den armen Leuten den letzten Blutstropfen auspreßt."

Die Alte erzählte nun, wie der Ingenieur die Arbeiter plage. Er berechne ihnen eine zu kurze Arbeitszeit, er lasse sie Strafe zahlen, wenn sie einen Tag versäumten.

Er halte die Gruben nicht gut im Stand; ein Einsturz folge dem andern. Niemand sei seines Lebens sicher, solange man unter der Erde sei.

„Nun wohl, Margherita, Orestes hatte einen Sohn, einen prächtigen Jungen, der eben das zehnte Jahr vollendet hatte. Da kam der Ingenieur und wollte Orestes den Jungen abkaufen, um ihn unter die kleinen Wagen zu stecken. Aber Orestes schlug es ihm ab. Sein Junge sollte nicht bei dieser Arbeit zugrunde gehen.

Da drohte der Ingenieur Orestes mit Entlassung."

Santuzza machte eine Pause.

„Und dann?" fragte Margherita.

„Ja, dann überließ Orestes seinen Sohn dem Ingenieur. Am nächsten Tage bekam der Junge Prügel von diesem. Er schlug ihn jeden Tag. Der Junge wurde immer elender und elender. Orestes sah es und bat den Ingenieur, den Jungen zu schonen, aber er kannte kein Erbarmen. Er sagte, der Junge sei faul, und fuhr fort, ihn zu verfolgen. — Und nun ist er tot. Mein Enkel ist tot, Margherita."

Das Mädchen hatte plötzlich ihr ganzes Glück vergessen. Sie war wieder nur die Grubenarbeiterstochter, die Schutzpatronin der kleinen Wagen, das arme Kind, das hier auf dieser hellen Terrasse saß und über die Not in den schwarzen Gruben weinte.

„Warum läßt man den Mann am Leben?" rief sie.

Die Alte sah sie lauernd an. Dann trat sie näher und zog geheimnisvoll ein Messer heraus.

„Dies schickt dir Orestes mit tausend Fragen," sagte sie.

Margherita Cornado nahm das Messer, küßte die Klinge und gab es wieder zurück.

Dann kam der Vorabend der Hochzeit. Die Eltern des Bräutigams warteten auf ihren Sohn. Nach Schluß der Arbeit sollte er von den Gruben heimkommen. Aber er kam nicht. Noch in der Nacht wurde ein Mann nach den Gruben zu Grotte geschickt, um ihn zu suchen. Er fand ihn eine Meile von Girgenti ermordet am Wegrande.

Man suchte gleich nach dem Mörder. Es wurde ein strenges Verhör mit den Grubenarbeitern von Grotte gehalten, aber der Schuldige wurde nicht entdeckt. Es fand sich kein Zeuge, keiner der Arbeiter konnte überredet werden, seinen Kameraden zu verraten.

Da trat Margherita Cornado auf und gab Orestes an, den Sohn ihrer Patin Santuzza, der keineswegs nach Racalmuto gezogen war.

Sie tat es, obgleich sie nun wußte, daß ihr Bräutigam sich alles dessen schuldig gemacht hatte, wessen er von Santuzza angeklagt worden war. Sie tat es, obgleich sie selbst sein Urteil gefällt hatte, indem sie das Messer küßte.

Kaum hatte sie indes Orestes angegeben, als sie es auch schon bereute. Sie wurde von qualvollen Gewissensbissen geplagt.

In einem andern Lande würde ihr das, was sie getan hatte, nicht als Verbrechen angerechnet worden sein, aber in Sizilien wird es als ein solches betrachtet. Ein Sizilianer stirbt lieber, als daß er den Angeber macht.

Margherita Cornado fand jetzt Tag und Nacht keine Ruhe mehr. Ein unaufhörliches, brennendes Angstgefühl bedrückte ihr Herz; sie fühlte sich unsäglich unglücklich.

Sie wurde nicht hart beurteilt, weil man wußte, daß sie den Ermordeten geliebt hatte, und man meinte, Santuzza sei zu grausam mit ihr verfahren. Niemand sprach mit Verachtung von ihr, und niemand weigerte sich, sie zu grüßen.

Aber es half ihr nichts, daß andre mild gegen sie waren. Die Reue wühlte in ihrer Brust und quälte sie wie eine schmerzhafte Wunde.

Orestes war zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurteilt worden. Santuzza starb ein paar Wochen, nachdem das Urteil über Orestes gefällt worden war. Margherita konnte weder den einen noch die andre mehr um Verzeihung bitten.

Sie rief die Heiligen an, aber sie wollten ihr nicht helfen. Nichts auf der Welt schien die Macht zu haben, sie von ihrer fürchterlichen Gewissensqual zu befreien.

Zu der Zeit weilte der berühmte Franziskanermönch Pater Gondo in der Gegend von Girgenti. Er predigte dort, um Teilnehmer zu einer Pilgerfahrt nach Diamante zu sammeln.

Pater Gondo kümmerte sich nicht darum, daß der Papst das Christusbild in San Pasquale nicht als wundertätig anerkannt hatte. Er war auf seiner Reise mit blinden Sängern zusammengetroffen und hatte diese von dem Bilde erzählen hören. In wunderschönen Nächten hatte er zu Vater Elias und Bruder Tomasos Füßen gesessen, und von der Abendröte an bis zum Tagesgrauen hatten sie ihm von dem Bilde erzählt.

Und nun wies der gewaltige Prediger alle betrübten Seelen auf diesen großen Wundertäter hin. Er ermahnte die Menschen, diese heilige Zeit nicht unbenützt vorübergehen zu lassen. „Dem Christuskind," sagte er, „ist bisher auf Sizilien nicht viel Verehrung zuteil geworden. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo es hier seine Kirche und seinen

Gottesdienst haben will. Und um sie zu erlangen, läßt es durch das heilige Bild Wunder über Wunder wirken."

Pater Gondo, der sein Noviziat im Kloster Aracoeli auf dem Kapitol zugebracht hatte, erzählte dem Volk von dem Christuskinde, das dort sei, und von den tausend Wundern, die es vollbracht hätte.

„Und nun will dieses gute kleine Kind auch auf Sizilien verehrt werden," sagte Pater Gondo. „Wir wollen die ersten sein, die das Bild anerkennen. Wir wollen nicht länger zögern, sondern zu ihm hineilen. Jetzt in diesen Tagen ist der Himmel freigebig. Wir wollen hineilen, wie jene Hirten und wie jene Weisen aus dem Morgenlande, solange es noch in der Krippe und in der armseligen Grotte liegt."

Margherita Cornado wurde von neuer Hoffnung beseelt, als sie dies hörte. Sie war die erste, die dem Rufe Pater Gondos Folge leistete. Dann schlossen sich ihm auch andre an. Vierzig Pilger zogen mit ihm durch die Bergwüste nach Diamante. Sie waren alle sehr arm und unglücklich. Pater Gondo aber ließ sie während der Wanderung Gesänge und Gebete anstimmen. Und bald strahlten ihre Augen, als ob Betlehems Stern vor ihnen aufgegangen wäre.

„Wißt ihr," sagte Pater Gondo, „warum der Sohn Gottes größer ist, als alle Heiligen? Weil er der Seele Heiligkeit verleiht, weil er Sünden vergibt, weil er dem Geist die selige Ruhe in Gott schenkt, weil sein Reich nicht von dieser Welt ist."

Wenn die kleine Schar müde aussah, ermunterte sie Pater Gondo mit Erzählungen von den Wundern, die das Bild vollbracht hätte. Die Pilger labten sich an den Legenden der blinden Sänger wie an saftigen Früchten und stärkendem Wein. Die armen Wanderer zogen durch die sizilianische Felsenwüste mit so leichten Schritten, als wanderten sie nach Nazareth, um den Sohn des Zimmermanns zu sehen.

„Er wird uns alle unsre Lasten abnehmen," sagte Vater Gondo. „Wenn wir zurückkehren, werden unsre Herzen von aller Qual befreit sein."

Und während der Wanderung durch die verbrannte, glühend heiße Wüste, wo kein Baum erfrischenden Schatten spendete, wo das Wasser von Salz und Schwefel bitter schmeckte, fühlte Margherita Cornado, daß die Qualen ihres Herzens sich milderten.

„Der kleine Himmelskönig wird mich von meinem Leid befreien," sagte sie.

An einem Maitage gelangten die Pilger endlich an den Fuß des Berges, wo Diamante liegt. Hier war die Wüste zu Ende. Sie sahen ringsum Olivenhaine und frisches Grün. Der Berg strahlte, und die Stadt lag da in hellem Glanz. Sie fühlten, daß sie an einen Ort kamen, den die Gnade Gottes überschattete.

Fröhlich wanderten sie den Zickzackweg hinan, und mit lautem, jubelndem Klang stimmten sie ein Pilgerlied an.

Als sie ein Stück weit den Berg hinauf gewandert waren, eilten ihnen die Leute von Diamante entgegen, denn als man dort die eintönige Melodie des alten Wallfahrtsliedes vernommen hatte, hatte man die Arbeit weggeworfen und war hinausgeeilt. Und die Leute von Diamante umarmten und küßten die Pilger.

Man sagte ihnen, man habe sie schon lange erwartet und gar nicht begreifen können, warum sie nicht eintrafen. Das Christusbild in Diamante sei ein gewaltiger Wundertäter, er sei barmherzig, so liebevoll, daß alle Menschen zu ihm kommen müßten.

Als Margherita Cornado dies hörte, hatte sie das Gefühl, als sei ihr Herz schon von seinen Leiden geheilt. Alle aus Diamante trösteten und ermunterten sie.

„Er hilft dir gewiß, er hilft ja allen," sagten sie. „Noch nie hat jemand vergeblich zu ihm gefleht."

Am Stadttor trennten sich die Pilger. Die Stadtbewohner nahmen sie mit sich in ihre Wohnungen; sie sollten sich nach der Wanderung zuerst etwas stärken. In einer Stunde wollten sich dann alle an der Porta Ätna treffen und sich zu dem Christusbild begeben.

Aber Margherita konnte keine Stunde mehr warten. Sie ließ sich den Weg nach der Kirche San Pasquale zeigen und ging allein vor allen andern dorthin ...

Als Pater Gondo und die Pilger eine Stunde später nach San Pasquale kamen, sahen sie Margherita auf der Estrade vor dem Hochaltar sitzen. Sie saß ruhig da und tat, als merke sie gar nicht, daß die andern kamen. Aber als Pater Gondo ganz nahe herangekommen war, sprang sie auf, wie wenn sie nur auf ihn gelauert hätte, und stürzte sich auf ihn. Sie umklammerte seine Kehle und wollte ihn erwürgen.

Sie war groß und prächtig gewachsen und sehr stark. Es entspann sich ein heftiger Kampf, ehe Pater Gondo und ein paar andre Pilger sie zu zwingen vermochten. Sie war ganz wahnsinnig und so wild, daß man sie fesseln mußte.

Die Pilger waren in feierlicher Prozession hergekommen, unter Gesang und mit brennenden Kerzen in den Händen. Es war ein langer Zug, denn viele Leute von Diamante hatten sich ihnen angeschlossen. Die vordersten im Zug hörten sofort auf zu singen, die Nachkommenden aber wußten von nichts und sangen weiter. Aber dann verpflanzte sich die Nachricht von dem, was geschehen war, von Glied zu Glied, und wo sie hingelangte, verstummte der Gesang. Es hörte sich ganz unheimlich an, wie er allmählich hinstarb und in ein leises Klagen überging.

Alle die müden Pilger wußten nun, daß sie vergeblich gekommen waren. Die ganze mühselige Pilgerfahrt war

umsonst gewesen. Die schönen Hoffnungen der Wandertage waren in ihren Herzen erloschen. Das heilige Bild konnte ihnen keinen Trost geben.

Pater Gondo selbst war entsetzt. Für ihn war es ein härterer Schlag als für alle die andern, denn jeder der andern hatte ja nur an seinen eignen Kummer zu denken, er aber trug das Leid aller dieser Menschen auf seinem Herzen. Wie sollte er sich für die Hoffnungen, die er in ihnen erweckt hatte, verantworten?

Aber plötzlich flog das ihm eigne schöne kindlich fromme Lächeln über sein Gesicht. Das Bild wollte wohl nur seinen Glauben und den der andern prüfen. Wenn sie nicht wankten, würde ihnen schon geholfen werden.

Mit seiner hellen, klaren Stimme begann er das Pilgerlied wieder anzustimmen und trat zum Altar.

Aber als er dem Bilde näher kam, brach er den Gesang wieder ab. Er blieb stehen und starrte das Christusbild mit weit offenen Augen an. Dann streckte er die Hand aus, nahm ihm die Krone ab und hielt diese ganz nahe an seine Augen.

„Es steht da, es steht da," murmelte er. Die Krone entfiel seiner Hand und rollte auf den Steinboden.

Von diesem Augenblick an wußte Pater Gondo, daß er den aus Aracoeli Verstoßenen vor sich hatte.

Aber er rief es nicht sogleich unter das Volk, sondern sagte mit seiner gewöhnlichen Sanftmut:

„Meine Freunde, ich muß euch etwas Merkwürdiges erzählen."

Und er erzählte ihnen von der Engländerin, die das Christusbild von Aracoeli hatte stehlen wollte. Er berichtete, warum das Bild Antichrist genannt und in die Welt hinausgestoßen worden sei.

„Ich erinnere mich noch an den alten Simone," sagte Pater Gondo. „Er zeigte mir nie das echte Bild,

ohne zu sagen: ‚Diese kleine Hand hier hat geläutet, dieser kleine Fuß hat an die Tür geklopft.‘ Als ich aber Pater Simone fragte, was denn aus dem andern Bilde geworden sei, sagte er immer: ‚Was soll aus ihm geworden sein? Die Hunde in Rom haben es weggeschleppt und zerbissen.‘“.

Als Pater Gondo dies gesagt hatte, ging er, noch immer ganz ruhig und behutsam, hin und hob die Krone auf, die er vorhin auf den Boden hatte fallen lassen.

„Leset dies!“ sagte er. Und er ließ die Krone von einem zum andern gehen.

Die Leute hielten ihre Wachslichter in der Hand und beleuchteten damit die Krone. Wer lesen konnte, las, die übrigen sahen wenigstens, daß eine Inschrift da war.

Und jeder, der die Krone in der Hand gehabt hatte, löschte seine Kerze aus.

Als das letzte Licht erloschen war, wandte sich Pater Gondo an seine Pilger, die sich um ihn geschart hatten.

„Ich habe euch hierhergeführt,“ sagte er, „damit ihr den finden solltet, der Seelenfrieden verleiht und den Eingang gewährt in das Reich Gottes; aber ich habe euch falsch geführt, denn dieser kann dergleichen nicht geben. Sein Reich ist nur von dieser Welt.“

„Unsre arme Schwester ist wahnsinnig geworden,“ fuhr Pater Gondo fort, „weil sie hierherkam in der Hoffnung auf himmlische Wohltaten. Sie verlor den Verstand, als sie zu dem Bilde betete, ohne erhört zu werden. — Das Bild konnte sie ja nicht erhören, denn sein Reich ist nur von dieser Welt.“

Er schwieg eine Weile, und alle Umstehenden sahen ihn an, um zu erfahren, was sie von all diesem denken sollten.

Dann fragte er ruhig wie vorher: „Soll ein Bild, das eine solche Inschrift in seiner Krone trägt, noch länger einen Altar entweihen dürfen?“

„Nein, nein!“ riefen die Pilger. Die Leute von Diamante schwiegen.

Pater Gondo ergriff das Bild mit beiden Händen und trug es mit weit vorgestreckten Armen durch die Kirche und dem Ausgang zu.

Aber wie ruhig und demütig der Pater auch sprach, seine Augen ruhten doch die ganze Zeit streng und mit bannender Macht auf der Volksmenge. Unter allen den Anwesenden war nicht einer, der nicht von der Macht seines Willens bezwungen und unterworfen worden wäre. Alle fühlten sich wie gelähmt und außerstande, einen freien Gedanken zu fassen.

Als Pater Gondo sich dem Ausgange näherte, blieb er stehen und schaute sich um. Ein letzter gehorsamerheischender Blick glitt über die Menge hin.

„Auch die Krone!“ sagte Pater Gondo. Und die Krone wurde ihm übergeben.

Er setzte sie dem Bilde auf und ging hinaus unter den Steinbaldachin, der San Pasquales Bild beschützt. Dann flüsterte er einigen Pilgern etwas zu; diese eilten davon nnd kehrten bald wieder zurück, beide Arme mit Holz und Reisig beladen. Sie schichteten es vor Pater Gondo auf und zündeten es an.

Alle, die in der Kirche gewesen waren, hatten sich hinter Pater Gondo herausgedrängt. Nun standen sie auf dem Platz vor der Kirche, noch immer willenlos und niedergedrückt. Sie sahen, daß der Mönch ihr geliebtes wohltätiges Bild verbrennen wollte, aber sie leisteten keinen Widerstand. Sie begriffen selbst nicht, warum sie das Bild nicht zu retten versuchten.

Als Pater Gondo sah, daß das Feuer aufflammte, und fühlte, daß das Bild nun ganz in seiner Gewalt sei, richtete er sich auf, und seine Augen blitzten.

„Meine armen Kinder,“ sagte er freundlich und

wendete sich dabei an die Leute von Diamante. „Ihr habt da einen furchtbaren Gast bei euch beherbergt. Aber wie ist es möglich, daß ihr nicht schon früher entdeckt habt, wer es ist?

Was soll ich von euch glauben?“ fuhr er strenger fort. „Ihr sagt selbst, das Bild habe euch alles gegeben, um was ihr es gebeten habt. Dann ist also in allen diesen Jahren niemand in Diamante gewesen, der um Vergebung der Sünden und um den Frieden der Seele gebetet hätte.

Ist das möglich? Die Leute von Diamante haben um nichts andres zu beten gewußt, als um Lotterienummern und gute Jahre und um das tägliche Brot und um Gesundheit und um Geld. Nichts habt ihr begehrt, als die Güter dieser Welt. Nicht ein einziger hat das Verlangen gehabt, um eine himmlische Gnade zu bitten.

Kann das wirklich so sein? Nein, es ist ja unmöglich,“ sagte Pater Gondo froh, wie von plötzlicher Hoffnung erfüllt. „Ich bin der, der sich irrt. Die Leute von Diamante wissen wohl, daß ich das Bild nicht aufs Feuer legen werde, ohne vorher zu fragen und zu forschen. Sie warten nur darauf, daß ich sie bitte, hervorzutreten und Zeugnis abzulegen.

Nun werden viele herbeikommen und sagen: ‚Dieses Bild hat mich zu einem Gläubigen gemacht.‘ Und viele werden sagen: ‚Es hat mir die Vergebung der Sünden geschenkt.‘ Und viele werden sagen: ‚Es hat meine Augen aufgetan, sodaß ich des Himmels Herrlichkeit schaute.‘ Sie werden hervortreten und das sagen, und dann werde ich zum Spott und Gelächter werden und mich genötigt sehen, das Bild wieder auf den Altar zurückzutragen und einzugestehen, daß ich mich getäuscht habe.“

Pater Gondo schwieg und lächelte der Menge ermunternd zu. Eine starke Bewegung ging durch die

Schar der Zuhörer. Mehrere schienen auf dem Punkt, hervorzutreten und Zeugnis abzulegen. Sie traten ein paar Schritte vor, hielten dann aber an.

„Ich warte," sagte der Pater, und seine Blicke baten und ermahnten die Leute, vorzutreten.

Aber es kam niemand. Die ganze Volksmenge litt unsägliche Qual, daß sie nicht in dieser Weise für das geliebte Bild eintreten konnte. Aber niemand tat es.

„Meine armen Kinder," sagte Pater Gondo tief betrübt. „Ihr habt den Antichrist unter euch gehabt, und er hat Gewalt über euch erlangt. Ihr habt den Himmel vergessen. Ihr habt vergessen, daß ihr eine Seele habt. Ihr denkt nur noch an diese Welt.

Früher hieß es, die Leute von Diamante seien die frömmsten auf Sizilien. Aber es muß anders geworden sein. Die Bewohner von Diamante sind die Sklaven dieser Welt, am Ende sogar ungläubige Sozialisten, die nur diese Welt lieben. Es kann nicht anders sein; sie haben ja den Antichrist unter sich gehabt."

Als das Volk auf diese Weise beschuldigt wurde, schien es sich endlich zum Widerspruch aufraffen zu wollen. Ein zorniges Murren ging durch die Reihen.

„Das Bild ist heilig!" rief einer. „Als es kam, läuteten die Glocken von San Pasquale den ganzen Tag von selbst."

„Hätten sie kürzer läuten sollen, um vor solch einem Unglück zu warnen?" erwiderte der Mönch. Und mit zunehmender Heftigkeit fuhr er in seiner Anklage fort:

„Ihr seid Götzendiener, aber keine Christen. Ihr dient ihm, diesem Bild, weil es euch hilft. Aber von dem Geist der Heiligkeit findet sich nichts bei euch."

„Es ist ebenso gut und barmherzig gewesen wie Christus," erwiderten die Leute.

„Und ist nicht gerade das das Unglück gewesen?"

sagte der Pater; und nun war er plötzlich furchtbar in seinem Zorn. „Er hat die Gestalt Christi angenommen, um euch zu verführen. Auf solche Weise allein konnte er euch in seine Netze einspinnen. Dadurch, daß er Gaben und Segen über euch ausstreute, hat er euch in seine Falle gelockt und euch zu Sklaven dieser Welt gemacht. Ist es etwa nicht so? Vielleicht kann jemand hervortreten und mir das Gegenteil sagen. Vielleicht hat er gehört, daß jemand, der nicht anwesend ist, das Bild um eine himmlische Gnade gebeten hatte."

„Er hat einen Jettatore von seiner bösen Macht befreit," sagte einer.

„Und nimmt nicht dadurch die Macht dessen, der eine ebenso große Macht hat wie der Jettatore, noch zu?" erwiderte der Pater grimmig.

Da machte man keine weiteren Versuche mehr, das Bild zu verteidigen. Alles, was man sagen konnte, schien die Sache nur noch zu verschlimmern.

Mehrere sahen sich nach Donna Micaela um, die auch zugegen war. Sie stand mitten unter der Menge, hörte und sah alles, tat aber nichts, um das Bild zu retten.

Denn als Pater Gondo gesagt hatte, daß das Bild der Antichrist sei, erschrak sie heftig, und als er nachwies, daß die Leute in Diamante nur weltliche Güter begehrt hätten, nahm ihr Entsetzen noch zu. Sie wagte nicht, irgend etwas zu tun.

Aber als der Pater auch sagte, sie und alle die andern seien unter die Gewalt des Antichrist geraten, da empörte sich etwas in ihr gegen den Pater.

Nein, nein, sagte sie sich, das kann nicht sein. Wenn sie glauben müßte, daß sie während aller dieser Jahre von einer bösen Macht beherrscht gewesen sei, dann würde sie den Verstand verlieren. Und ihr Verstand begann sich dagegen zu verwahren.

24*

Da zerriß ihr Glaube an das Übernatürliche wie eine zu straff gespannte Saite. Sie konnte nicht länger folgen.

Ihre Gedanken durchforschten in stürmischer Eile alles, was sie selbst an übernatürlichen Dingen erlebt hatte, und sie hielt Gericht darüber. Gab es ein einziges wirklich bewiesenes Wunder? Sie sagte sich, daß alles Zufall gewesen sei, nichts als Zufall.

Es war, als wickle sie ein Knäuel ab. Von dem, was sie selbst erlebt hatte, ging sie zu den Wundern andrer Zeiten über. Alles nur Zufall, geistige Einwirkung, das meiste vielleicht Erfindung!

Der zornentbrannte Mönch verfluchte die Leute mit furchtbaren Worten. Sie versuchte, ihm zuzuhören, um von ihren eignen Gedanken wegzukommen, aber ihr war, als ob alles, was er sagte, Wahnsinn und Lüge sei.

Was ging nur mit ihr vor? War sie denn am Ende eine Freidenkerin geworden?

Sie sah sich nach Gaetano um. Auch er war da. Er stand auf den Kirchenstufen ganz nahe bei dem Mönch. Seine Augen ruhten auf ihr. Und ebenso sicher, wie wenn sie es ihm gesagt hätte, wußte er, was jetzt in ihrer Seele vorging. Aber er sah nicht aus, als freue er sich darüber, oder als triumphiere er. Er sah aus, als hätte er Pater Gondo gerne zum Schweigen gebracht, um ihr noch einen kleinen Rest von Glauben zu retten.

Aber Donna Micaelas Gedanken kannten keine Schonung. Sie gingen unaufhaltsam weiter und plünderten ihre Seele. Die ganze strahlende Welt des Übernatürlichen wurde vernichtet, zerschmettert. Sie sagte sich, daß man von dem Übernatürlichen gar nichts wissen könne. Manche Botschaft sei von der Erde zum Himmel gegangen, aber keine vom Himmel zur Erde.

„Aber ich will trotzdem an Gott glauben," sagte sie

und faltete die Hände, wie um damit noch das letzte und höchste festzuhalten.

„Eure Blicke, ihr Leute von Diamante, sind böse und wild, und sie sind in die Irre gegangen," sagte Pater Gondo. „Gott weilt nicht unter euch. Der Antichrist hat ihn von euch weggetrieben."

Donna Micaelas Blick richtete sich wieder auf Gaetano.

„Kannst du einem so armen und ausgeplünderten Geschöpf die Möglichkeit zu leben bieten?" schienen ihre Augen zu fragen. Und sein Blick begegnete ihrem mit stolzer Zuversicht. Er las in ihren schönen flehenden Augen, wie sich ihre bebende Seele jetzt an ihn anklammerte, um einen Halt zu finden. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß er ihr Leben herrlich und reich machen könne.

Sie dachte an die Freude, die sein Erscheinen überall hervorgerufen hatte. Sie dachte an die Freude, die sie in jener Nacht in Palermo umbraust hatte. Sie wußte, daß diese Freude dem neuen Glauben an eine glückliche Welt entsprang. Würde diese Freude und dieser Glaube nun auch sie ergreifen können?

Sie rang voll Angst die Hände. Würde dieses Neue auch etwas für sie werden können? Würde sie sich nicht immer so arm fühlen müssen wie in diesem Augenblick?

Pater Gondo beugte sich über das Feuer.

„Ich sage es euch noch einmal!" rief er. „Wenn nur ein einziger vortritt und sagt, daß das Bild seine Seele gerettet habe, dann werde ich es nicht verbrennen."

Donna Micaela fühlte plötzlich, daß mit ihrem Willen das Bild nicht verbrannt würde. Die Erinnerung an die schönsten Augenblicke ihres Lebens waren damit verknüpft.

„Gandolfo, Gandolfo!" flüsterte sie. Sie hatte ihn soeben neben sich gesehen.

„Ja, Donna Micaela."

„Laß ihn das Bild nicht verbrennen, Gandolfo!"

Der Mönch wiederholte seine Frage, einmal, zweimal, dreimal — niemand trat vor, um das Bild zu verteidigen. Aber der kleine Gandolfo schlich sich immer näher dazu hin.

Unwillkürlich hatte Gaetano sich vorgebeugt. Unwillkürlich fuhr ein stolzes Lächeln über sein Gesicht.

Donna Micaela erriet, daß er dachte: „Nun fällt Diamante mir zu." Des Mönches wildes Vorgehen machte Gaetano zum Herrn über die Seelen.

Sie sah sich erschreckt um, ihr Blick schweifte von Antlitz zu Antlitz. Ging vielleicht in allen den Seelen dieser Menschen dasselbe vor sich, wie in ihrer eignen? Sie meinte zu sehen, daß es so war.

„Du Antichrist," sagte der Pater drohend. „Siehst du, niemand hat an seine Seele gedacht, solange du hier gewesen bist — du mußt vernichtet werden!"

Und Pater Gondo legte den Verstoßenen auf den Scheiterhaufen.

Aber das Bild hatte kaum eine Sekunde dagelegen, als es Gandolfo auch schon ergriff.

Er riß es an sich, hob es hoch über seinen Kopf und ergriff die Flucht.

Pater Gondos Pilger eilten ihm nach, und in wildem Laufe ging es den steilen Abhang des Monte Chiaro hinab.

Aber der kleine Gandolfo rettete das Bild.

Auf der Landstraße kam in diesem Augenblick ein großer schwerer Reisewagen daher; Gandolfo, dem die Verfolger dicht auf den Fersen waren, wußte sich nicht anders zu helfen, als das Bild in den Wagen zu werfen.

Dann ließ er sich ruhig festnehmen. Als aber die Verfolger dem Wagen nacheilen wollten, hielt er sie zurück.

„Nehmt euch in acht, die Dame in dem Wagen ist eine Engländerin!"

Es war Signora Favara, die endlich Diamantes überdrüssig geworden war und wieder in die Welt hinausreiste. Und sie durfte unbehelligt weiterfahren. — Kein Sizilianer wird es wagen, sich an einer Engländerin zu vergreifen.

V

Eine Freske von Signorelli

Eine Woche später war Pater Gondo in Rom. Er erhielt eine Audienz bei dem alten Mann im Vatikan und berichtete diesem, daß er den Antichrist unter der Gestalt Christi gefunden habe, wie dieser Antichrist das Volk in Diamante in Weltlichkeit verstrickt habe, und wie er, Pater Gondo, ihn hätte verbrennen wollen. Er erzählte auch, daß er die Leute nicht habe zu Gott zurückführen können. Statt dessen sei ganz Diamante dem Unglauben und dem Sozialismus anheimgefallen. Niemand dort wolle für seine Seele sorgen, niemand an den Himmel denken. Pater Gondo fragte, was er mit diesen armen Menschen nun anfangen solle?

Der alte Papst, der der weiseste aller Lebenden war, lachte nicht über Pater Gondos Erzählung, sondern wurde tief betrübt.

„Du hast unrichtig gehandelt, du hast sehr unrichtig gehandelt," sagte er.

Er schwieg eine Weile und überlegte; dann sagte er: „Du hast wohl den Dom in Orvieto nicht gesehen?"

„Nein, heiliger Vater."

„Geh dorthin und sieh ihn dir an," sagte der Papst,

„und wenn du zurückkommst, wirst du mir erzählen, was du dort gesehen hast.“

Pater Gondo gehorchte. Er ging nach Orvieto und sah den hochheiligen Dom. Zwei Tage später war er wieder im Vatikan.

„Was hast du in Orvieto gesehen?“ fragte der Papst.

Pater Gondo erzählte, daß er in einer Kapelle des Domes Fresken von Luca Signorelli gesehen habe, die die letzten Dinge darstellen. Aber er habe weder „Das jüngste Gericht“ noch „Die Auferstehung der Toten“ genau angesehen, sondern seine ganze Aufmerksamkeit dem großen Gemälde zugewandt, das der Guardiano „Die Wunder des Antichrist“ genannt habe.

„Was sahst du auf diesem Gemälde?“ fragte der Papst.

„Ich sah, daß Signorelli den Antichrist als einen armen und geringen Mann gemalt hat, wie der Sohn Gottes war, als er auf Erden wandelte. Ich sah, daß er ihn wie Christus gekleidet und ihm auch dessen Züge gegeben hat.“

„Was sahst du weiter?“ fragte der Papst.

„Das erste, was mir an dem Bilde auffiel, war, daß der Antichrist so gewaltig predigte, daß die Reichen und Mächtigen ihre Schätze zu seinen Füßen niederlegten.

Zweitens sah ich, daß ein Kranker zum Antichrist gebracht wurde, und daß dieser ihn heilte.

Drittens sah ich, daß ein Märtyrer sich zu dem Antichrist bekannte und für ihn in den Tod ging.

Viertens sah ich da auf dem mächtigen Wandgemälde, daß die Menschen einem großen Friedenstempel zuströmten; der Geist der Zwietracht wurde vom Himmel herabgestürzt, und alle Gewalttäter wurden durch die Blitze des Himmels getötet.“

„Was dachtest du, als du dieses sahst?“ fragte der Papst.

„Als ich dies sah, dachte ich, dieser Signorelli muß wahnsinnig gewesen sein. Meint er denn, in den Zeiten des Antichrist werde die Zwietracht besiegt und die Erde heilig werden wie das Paradies?“

„Sahst du noch mehr?“

„Fünftens sah ich auf dem Gemälde dargestellt, daß Mönche und Priester auf einem großen Scheiterhaufen aufgehäuft waren und verbrannt wurden.

Und zum sechsten und letzten sah ich, daß der Teufel hinter dem Antichrist stand und ihm zuflüsterte, was er reden und wie er handeln solle.“

„Was dachtest du, als du das sahst?“

„Ich sagte mir: Dieser Signorelli ist nicht wahnsinnig, sondern ein Prophet gewesen. Der Antichrist wird sicherlich in der Gestalt Christi kommen und die Welt zu einem Paradiese machen. Er wird sie so schön machen, daß die Menschen den Himmel darüber vergessen. Und dies wird die gefährlichste Versuchung für die Welt sein.“

„Nun wirst du begreifen,“ sagte der Papst, daß das, was du mir erzähltest, mir nichts Neues war. Die Kirche hat von jeher gewußt, daß der Antichrist kommen wird, ausgerüstet mit Christi Tugenden.“

„Wußtet Ihr auch, daß er wirklich gekommen ist, heiliger Vater?“ fragte Pater Gondo.

„Sollte ich hier Jahr um Jahr auf Petri Stuhl sitzen und nicht wissen, daß er gekommen ist?“ sagte der Papst. „Ich sehe eine Volksbewegung aufstehen, die in Liebe zum Nebenmenschen erglüht, aber Gott haßt. Ich sehe Menschen Märtyrer werden für die neue Hoffnung auf eine glückliche Erde. Ich sehe, wie sie neue Freude und neuen Mut schöpfen aus dem Worte ‚Denkt an die

Erde!' Freude und Mut, wie sie sie früher aus dem Worte ‚Denkt an den Himmel!' schöpften. Ich wußte, daß der, den Signorelli verkündigt hat, gekommen ist."

Pater Gondo verneigte sich schweigend.

„Begreifst du jetzt, inwiefern du unrecht gehandelt hast?"

„Heiliger Vater, erleuchtet mich über meine Sünde."

Der alte Papst richtete seinen Blick nach oben. Sein klares Auge schaute durch den Schleier der Zufälligkeiten, der die Dinge umhüllt, hindurch und sah, was dahinter verborgen ist.

„Pater Gondo," sagte er, „das kleine Kind, mit dem du in Diamante kämpftest, das Kind, das barmherzig und wundertätig war wie Christus, das verachtete arme Kind, das dich besiegte und das du Antichrist nennst, weißt du nicht, wer es ist?"

„Nein, heiliger Vater."

„Und er, der auf Signorellis Gemälde Kranke heilt und den Reichen das Herz rührt und die Gewalttätigen zu Boden streckt, er, der die Erde in ein Paradies verwandelt und die Menschen verlockt, den Himmel zu vergessen, weißt du nicht, wer es ist?"

„Nein, heiliger Vater."

„Wer anders könnte es sein, als das Antichristentum, der Sozialismus?"

Der Mönch sah entsetzt auf.

„Pater Gondo," sagte der Papst streng, „als du das Bild in deinen Armen hieltest, wolltest du es verbrennen. Warum denn? Warum warst du nicht liebevoll zu ihm und brachtest es zu dem kleinen Kinde auf das Kapitol, von dem es ausgegangen ist?

Aber so macht ihr es, ihr Bettelmönche. Ihr könntet diese große Volksbewegung auf eure Arme nehmen, während sie noch wie ein Kind in den Windeln liegt, und

ihr könntet sie zu Jesu Füßen niederlegen, und dann würde der Antichrist sehen, daß er nichts andres ist als eine Nachbildung Christi, und er würde ihn als Herrn und Meister anerkennen. Aber das tut ihr nicht. Ihr werfet das Antichristentum auf den Scheiterhaufen, und bald wird es euch selbst dorthin werfen."

Pater Gondo beugte seine Knie.

„Ich verstehe, heiliger Vater. Ich werde hingehen und das Bild suchen."

Da erhob sich der Papst voller Majestät.

„Du sollst das Bild nicht suchen. Du sollst es seinen Weg machen lassen durch die Zeit. Wir fürchten es nicht. Wenn er gegen das Kapitol angestürmt kommt, um den Weltenthron einzunehmen, werden wir ihm entgegengehen und ihn zu Christus hinführen. Wir werden Erde und Himmel versöhnen. Aber ihr tut unrecht, ihr, die ihr ihn hasset," fuhr er milder fort. „Ihr habt vergessen, daß die Sybille ihn unter die Welterneuerer rechnet. Auf der Höhe des Kapitols wird man beten zum Weltenerneuerer, Christ oder Antichrist — —"

„Heiliger Vater, wenn die Leiden dieser Welt durch ihn geheilt werden und der Himmel durch ihn keinen Schaden erleidet, dann werde ich ihn nicht hassen."

Über das Antlitz des alten Papstes flog sein feinstes Lächeln.

„Pater Gondo, erlaube, daß auch ich dir eine sizilianische Geschichte erzähle. Als der liebe Gott die Welt erschuf, wollte er einmal wissen, ob er noch viel daran zu tun habe. Und er schickte Sankt Peter aus, um zu sehen, ob die Welt fertig sei.

Als Sankt Peter zurückkam, sagte er zu dem lieben Gott: ‚Alles weint und klagt und schluchzt.'

‚Dann ist die Welt noch nicht fertig,' sagte der liebe Gott und arbeitete weiter.

Nach drei Tagen schickte er Sankt Peter abermals auf die Erde hinab.

‚Alle lachen und jubeln und spielen,‘ sagte Sankt Peter, als er diesmal zurückkehrte.

‚Dann ist die Welt noch nicht fertig,‘ sagte der liebe Gott und arbeitete weiter.

Zum drittenmal wurde Sankt Peter ausgesandt.

‚Die einen weinen und die andern lachen,‘ sagte er bei seiner Rückkehr.

‚Dann ist die Welt fertig,‘ sagte der liebe Gott.

Und so wird es sein und bleiben,“ sagte der alte Papst. „Niemand kann die Menschen von ihren Leiden befreien; aber dem wird viel vergeben werden, der ihnen wieder neuen Mut macht, ihre Leiden zu tragen.“

Ende





